Briefe
an
Johanna Motherby
von
Wilhelm von Humboldt
und
Ernst Moritz Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen

herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1893.

Briefe

an

Johanna Motherby.



Johanna Motherby.

Briefe

an

Johanna Motherby

von

Wilhelm von Humboldt

und

Ernst Moritz Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen

herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1893.



Johanna Motherby.

Briefe

an

Johanna Motherby

von

Wilhelm von Humboldt

und

Ernst Moritz Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen

herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1893.

Vorwort.

Obgleich die Biographen Arndt's über ein reiches Material aus dessen eigenen Schriften verfügen, bleiben dennoch manche Vorarbeiten noch zu thun, ehe eine erschöpfende Lebensbeschreibung des Dichters zu vollenden möglich sein wird. Die Untersuchungsacten über Arndt müssen eingehender Beachtung unterworfen werden, um das Bild dieses deutschen Mannes nicht mehr verschleiert oder gar getrübt erscheinen zu lassen; eine Sammlung seiner kleineren politischen Schriften, die jetzt nicht einmal dem Namen nach alle bekannt sind, muß vorliegen, um aus den Bestrebungen, Hoffnungen und Wünschen für das öffentliche Wohl einen politischen Charakter construiren zu können, und endlich muß man den einzelnen Regungen des Seelenlebens Arndt's um so genauer folgen, als man dadurch die Tiefe des deutschen Gemüthes, welches in jenem fast typisch sich ausprägt, verstehen lernt.

Dieses Verständniß können die Briefe Arndt's an Johanna Motherby fördern. Sie werden überdies noch durch ihren Hintergrund, die großen Jahre der deutschen Befreiungskriege und ihre Folgezeit, Interesse auch dort erwecken, wo Arndt mit seinem starken Deutschthum ungerechterweise bereits zu alterthümlich geworden ist.

Es lag nahe, das Bild der Frau, welche das Seelenleben Arndt's in so hohem Maße beeinflußte, zu vervollständigen. Hierzu boten die Briefe Wilhelm von Humboldt's an sie, welche, nach Zeit und Inhalt zu denen Arndt's passend, ein Vorspiel und Commentar zu diesen sind, eine Gelegenheit, welche nicht abzuweisen war; und nachdem durch die Gefühlsäußerungen dieser beiden bedeutenden Männer die Frau, welche sie eine Zeit lang durch ihren Geist beherrscht hat, näher gebracht war, schloß sich von selbst der Gedanke an, die beiden Episoden ihres Lebens durch alle erreichbaren Nachrichten zu einer Biographie zu gestalten, weil nur ein vollständiges Charakterbild der Frau die Grundlage zu einem gerechten Urtheil über ihr Verhalten Humboldt und Arndt gegenüber abgeben kann.

Die Briefe an Johanna Motherby kamen am 14. November 1890 auf der Auction von R. Lepke in Berlin zur Versteigerung. Die aus Wilhelm von Humboldt's Feder stammenden Briefe erwarb dort Herr Gymnasiallehrer Dr. Richard Werner in Berlin, welcher die Veröffentlichung derselben in diesem Buche in liebenswürdiger Weise gestattete; die Briefe Arndt's gingen in den Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin über.

Berlin, im October 1892.

Dr. Heinrich Meisner,
Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek.

Inhalt.

Johanna Motherby.

Eine Biographie.

„Liebe und Phantasie und immer nichts anderes, das ist Furina's Leben.“
Arndt, Briefe an Johanna Motherby. Nr. 25.

Die nachfolgend mitgetheilten Briefe Humboldt's und Arndt's führen dem Kreise der Frauen, welche im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wegen ihrer Stellung zu großen Dichtern und Denkern einen eigenartigen Platz in der Literaturgeschichte einnehmen, eine neue Gestalt zu, welche beanspruchen darf, neben einer Karoline Böhmer, Henriette Herz, Dorothea Veit und Elise von Ahlefeldt genannt zu werden, und in gleicher Weise wie diese eine besondere, rücksichtsvolle Beurtheilung verdient.

Johanna Charlotte Thielheim ist im Jahre 1783 als die Tochter eines Handwerkers und Bürgers in Königsberg in Preußen geboren. Nach dem Tode ihres Vaters scheint sie mit ihrer Mutter in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt zu haben, in denen das geistig geweckte und körperlich früh entwickelte Mädchen zur Jungfrau heranwuchs, vielleicht schon damals bekannt durch ihre wunderbar schönen Augen und ihre gefällige Weise in Wort und Bewegung. In welcher Art es geschah, daß der Doctor der Medicin William Motherby, der Sproß einer englisch-deutschen Kaufmannsfamilie in Königsberg, Johanna kennen lernte, ist nicht überliefert; am 4. Juli 1806 führte der um sieben Jahre ältere Motherby die dreiundzwanzigjährige Johanna als Ehegattin in sein Haus und damit in eine ihr neue, in die große Welt. William Motherby stand an der Spitze der damaligen königsberger Gesellschaft; sein Haus war der Vereinigungspunkt der geistigen Aristokratie der Stadt; bei ihm gingen Wilhelm von Humboldt, Bessel, Nicolovius, Schön, Stägemann, Stein aus und ein, Anregung suchend und findend. Auf die junge Frau fiel die

schwere Last der Haushaltführung und der Repräsentation in ungewohnten Verhältnissen, aber meisterhaft muß sie es verstanden haben, so wie ihr Mann es nur immer wünschen konnte, ihr Haus zu einem Sammelpunkte hervorragender Geister zu machen; denn alle ihre Gäste waren stets wieder aufs neue entzückt von dem anmuthigen Wesen der kleinen Hausfrau. Gerade für die Beurtheilung des Charakters Johanna's ist dieses schnelle Sichhineinfinden in eigenartige, großangelegte Verhältnisse von Belang; ein anderer Gesichtspunkt kommt aber noch hinzu, welcher nicht weniger dazu beiträgt, den Weg, welchen die damals noch unvollendete innerliche Entwickelung Johanna's in der Folgezeit nahm, in das richtige Licht zu stellen. Es war die Zeit der unglücklichen Kriege, in welche die ersten Jahre der Ehe des jungen Paares fielen. Motherby wurde ganz von den neuen Verhältnissen in Staat und Stadt in Anspruch genommen; sein Amt, besonders die Einrichtung einer Impfanstalt und die Reorganisation der Irrenanstalt in Königsberg, hielten ihn viel von Hause entfernt; naturwissenschaftliche und schöngeistige Studien füllten etwaige Mußestunden aus. So geschah es, daß die beiden jungen Ehegatten keine Zeit fanden, sich innerlich zu nähern und dadurch den Herzensbund, den sie äußerlich geschlossen, zu einem unlösbaren zu machen. Motherby, der Vielbeschäftigte, mag weniger die Annäherung der beiden Herzen vermißt haben als seine junge Frau, welcher seitens der Freunde des Hauses Huldigungen dargebracht wurden, die sie von ihrem eigenen Manne verlangen durfte und doch nicht erlangen konnte. Was ihr an der Liebe ihres Mannes gefehlt haben mag, das ersetzten ihr zwei liebliche Kinder, von denen das ältere, Nancy (Anna), am 15. April 1807, das jüngere, Robert, am 4. April 1808 geboren wurde. Mit ihnen durchlebte Johanna eine neue glückliche Kindheit und erhielt sich dadurch selbst die bezaubernde Kindlichkeit ihres Gemüths.

Es war im April 1809, als Wilhelm von Humboldt, zum Geheimen Staatsrath und Leiter der Section für Cultus und Unterricht im preußischen Ministerium berufen, in Königsberg eintraf, wo sich damals noch der Hof

befand. Gleiche Verehrung für die Kant'sche Philosophie und gleiche Vertiefung in die damals aufkommende Pädagogik Pestalozzi's brachten Humboldt und Motherby bald in innigen Verkehr, sodaß ersterer ein häufiger und gerngesehener Gast in des letztern Hause wurde. Hier sah er Frau Johanna, und bald gesellte sich zu der Freundschaft mit dem Hausherrn eine innige Zuneigung zu der kleinen Frau, die es verstand, den verheiratheten Mann so zu bezaubern, daß er nach seinem Scheiden aus Königsberg an die geliebte Freundin eine Reihe von Briefen richtete. Varnhagen von Ense muß von diesem Briefwechsel beider gewußt haben; denn auf einem Blättchen seines handschriftlichen Nachlasses findet sich darüber die Bemerkung, daß man aus diesen Briefen Humboldt ganz anders kennen lernen würde, als er sich in denen an die „traurige" Charlotte Diede zu erkennen gibt, daß aber die „dummen" Erben leider diese Briefe an Johanna Motherby verbrannt hätten. Nicht alle Briefe sind diesem Geschick verfallen; denn vor Jahresfrist etwa tauchten vier derselben auf, welche ein wunderbares, interessantes Licht auf die kleine Liebesepisode aus dem Leben des strengen Aesthetikers werfen. Die gastliche Aufnahme, das unbefangene Wort und der reiche Schatz der zartesten Empfindungen Johanna's hatten es dahin gebracht, daß Humboldt sich von überwallenden Gefühlen hinreißen ließ, daß er bei seinem Scheiden aus dem Motherby'schen Hause von dem Schmerz der Trennung überwältigt ward und nach einer schlaflosen Nacht die Reise in der frischen Morgenluft als ein wahres Labsal für seine dumpfe Betäubung empfand. Schon während seiner Reise, von Marienwerder und Berlin aus, schreibt er an Johanna; der erste längere Brief jedoch ist aus der ländlichen Stille auf Burgörne bei Mansfeld datirt, wo Humboldt Mitte December 1809 eingetroffen war. Noch zweifelt er in diesem Briefe, ob er das Vertrauen Johanna's, welches er nicht leicht errungen hatte, auch behalten möge, gibt in tief eindringlicher Weise ihr fast väterliche Ermahnungen und bittet erst, daß Johanna ihm antworte. Sie that es; aber große Pausen scheinen zwischen den einzelnen Briefen zu liegen, deren Inhalt zunächst nur Erinnerungen an die gemeinsam durchlebte

Zeit und ästhetisirende Beurtheilungen über Charakter und Lebensauffassungen gebildet haben mögen. Erst allmählich ist wahrscheinlich der streng freundschaftliche Ton der Briefe Humboldt's ein anderer geworden; das vertrauliche „Du" tritt ein, die Herzen öffnen sich, der leise Wunsch einer innigeren Vereinigung blickt zwischen den Zeilen hindurch, und die Liebe des Mannes, von dem man sagte, er habe eigentlich nie recht hassen und nie recht lieben können, hier wagt sie den Flug mit Ikarusflügeln. Aber schnell und jäh folgte der Sturz. War der Brief Humboldt's an Johanna in Motherby's Hände gekommen, und hatte dieser selbst seiner Frau weiteres Schreiben verboten, oder hatte Johanna das Gefühl, daß ein solches Verhältniß nicht zum Guten führen könne? Vielleicht waren das mit bestimmende Gründe, welche auf Humboldt's Brief vom 24. April 1813 eine schnelle und bestimmte Absage folgen ließen; der Hauptanlaß aber, den Briefwechsel mit Humboldt abzubrechen, war für Johanna, daß bereits ein anderer damals ihr Herz voll und ganz gewonnen, Ernst Moritz Arndt.

Am 21. Januar 1813 war Arndt von Rußland her mit dem Freiherrn von Stein nach Königsberg gekommen und hatte in dem Kreise der Männer, welche die Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten, begeisterte Aufnahme gefunden. Mit den Dohnas, mit Friccius, von Fahrenheid und von Bardeleben verband er sich zu gleichem Thun und wurde ein stets gerngesehener Gast in den Häusern der Brüder Nicolovius, des Freiherrn von Schrötter und Motherby's. In letzterem durfte er bereits einen alten Freund begrüßen, da beide vor fünfzehn Jahren sich auf einer Reise durch Oesterreich und Ungarn getroffen und aneinander angeschlossen hatten. Nun war es ein ernstes Wiedersehen nach jenen fröhlichen Jugendfahrten auf der Donau, aber beide, Arndt und Motherby, hatten den jugendlichen Sinn bewahrt, die Quelle edelster Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes.

Motherby's Haus war nach Arndt's Schilderung selbst das Casino, das Versammlungshaus der feurigen, kriegslustigen Jugend, die sich mit Herz, Faust und Degen rüstete

und für den nahen großen Kampf einübte. Hier sah nun Arndt bereits zwei Tage nach seinem Eintreffen in Königsberg, am 23. Januar, Johanna zum ersten mal. Sie stand und wusch ihre Händchen und sprach und lächelte ihm freundlich zu, und die beiden kleinen Flatterer, ihre Kinder, hüpften um ihn herum. So inmitten des reinen Familienglücks trat die damals dreißigjährige Frau dem Manne entgegen, der nach einem kurzen Liebestraume, nach dem Tode seiner Frau, welche bei der Geburt des ersten Knaben starb, rastlos wandernd nirgends bis jetzt ein dauerndes Heim hatte finden können. Und doch sehnte sein Herz sich oft unendlich nach einem solchen, sodaß er selbst mehrfach dem Gedanken Raum gab, aus all dem Treiben der Welt sich zurückzuziehen, ein kleines Bauerngut in Schweden zu erwerben und dort an der Seite einer Frau einsam und friedlich zu leben. Nun kam Arndt aus dem bewegten Soldatentreiben in Petersburg heraus, sah endlich wieder das Glück deutschen Familienlebens, ließ den Reiz desselben voll auf sein reiches Innere wirken und übertrug das dankbare Gefühl, solches Glück wieder zu schauen, als liebende Verehrung auf die, welche er als Grundpfeiler des echten Familienlebens ansah, auf die deutsche Frau. Nicht Johanna war es zunächst, welcher Arndt diesen Tribut des Herzens zollte; er spricht vielmehr mit Worten größter Verehrung von der Gräfin Julie Dohna, Scharnhorst's Tochter, und erst allmählich, aber mit unwiderstehlicher Gewalt, drängt sich die Gestalt Johanna Motherby's in sein nach Liebe verlangendes Herz. Sie fühlte, wie wir wissen, schon damals eine tiefe Leere in ihrem Innern, da ihr Gatte, von den Wogen der Zeit getragen, von den Pflichten der Gesellschaft ganz in Anspruch genommen, nicht dazu kam, ihre Liebe zu erwidern, selbst wenn er es hätte in der Weise thun können, die Johanna's leidenschaftliches Herz verlangte. Allein dieses Sichversenken in ein reines Gefühlsleben war diesem geistreichen Manne versagt, dessen pointirte, witzige Art der Unterhaltung, die stets mit der ganzen Schärfe der Logik geführt ward, sich nicht in Träumereien von einem Glück in den Sternen, in kindliche Spiele mit Blumen, in Schenken

und Kosen verlieren konnte. Das war der Grund der innern Entfremdung der beiden Ehegatten, die nur nach außen hin sich noch nicht documentirte. Als Arndt sich Johanna näherte, hatte er die Kluft nicht gesehen, welche zwischen ihr und Motherby bereits bestand; er glaubte, es könne eine Freundschaft zwischen Frau und Mann ohne Liebe bestehen, und nichts lag ihm ferner, als seinen Freund zu täuschen, indem er ohne Wissen desselben mit dessen Frau Stelldichein und Briefwechsel verabredete. Motherby selbst ließ seine Hausfreunde in ihren Umgangsformen mit seiner Frau frei gewähren, weil er nicht an die Möglichkeit einer Hintergehung glaubte; vor allem kam es ihm darauf an, daß sein Haus der beliebte Sammelpunkt der besten Gesellschaft Königsbergs sei, und da dieses durch die Geschicklichkeit seiner Frau erreicht wurde, so hat er sich wol nie ernstlich die Frage vorgelegt, ob etwa nicht sein Haus, sondern seine Hausfrau der Anziehungspunkt für viele sei. Das Gewährenlassen Motherby's da, wo ein ernstes Wort nöthig gewesen wäre, die Leidenschaft Johanna's, mit der sie Gegenliebe suchte, und der rege Sinn Arndt's für Frauenliebe und Familienglück, diese drei Umstände, zu gleicher Zeit zusammengeführt, waren die Ursachen eines Verhältnisses zweier großen Seelen, das sie zu unendlicher Wonne, aber auch hart bis an die Grenze unsagbaren Unglücks führte, von welcher hinweg die Charakterstärke des redlichen treuen Arndt die Liebenden zu einem jener Freundschaftsverhältnisse hinüberleitete, das wir ohne Vorbehalt achten und bewundern können.

Keiner von den Männern, die in den Kreis Johanna Motherby's gezogen worden waren, hielt so an ihr, wie Arndt mit seiner felsenfesten deutschen Treue. In der folgenden Zeit der Erhebung des deutschen Volkes, inmitten der Kriegsnoth, die sein ganzes Wesen vollauf in Anspruch nahm, tönen die Erinnerungen an seinen persönlichen Verkehr mit Johanna gemüthstief hindurch. Als letztere ihre Neigung längst einem anderen geschenkt hatte, als sie die Scheidung von ihrem ersten Manne durchsetzen wollte, um jenem zu folgen, blieb Arndt ihr treuer Freund und Berather, ja er vermochte es, die Freundschaft weiter zu führen,

als er in zweiter Ehe ein schönes häusliches Glück gefunden hatte, welches Johanna Motherby selbst als lieber Gast im Hause anschauen durfte.

Es ist nicht leicht, in dem Urtheile über die Freundschaftsverhältnisse zwischen Mann und Frau, wie sie die Zeit der Romantiker bietet, gerecht zu bleiben, wenn man dabei die modernen Anschauungen über guten Ton zu Grunde legt. Die vergangene Zeit hatte andere Sitten, und nicht schlechtere; die Leidenschaften waren heftiger, die Gefühlstiefe, welcher die Hingabe an das Vaterland entsprang, ließ auch eine reine feurige Liebe für die Frau entstehen, und je offener diese Liebe sich zeigen durfte, desto mehr wich in ihr die Sinnlichkeit dem beglückenden Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit. Auch Arndt mußte jemanden haben, dem er sein ganzes Fühlen offenbaren konnte, mit dem er in innerer Herzensgemeinschaft zusammenleben durfte, zu dem er zurückkehren konnte in Wort und Schrift, wenn in der großen Zeit der deutschen Erhebung das Denken des Mannes Ruhe suchte. Daß dabei in einer Kraftnatur, wie Arndt es war, Wünsche aufstiegen, deren Erfüllung er selbst nicht hoffen konnte, da sie Sünde waren, dazu war er eben Mensch, und es ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen, daß er in schnell hingeworfenen Briefen seine augenblicklichen Gedanken verrieth, die tausend andere verbergen.

Haben Arndt und Johanna Motherby in ihrem Freundschaftsverhältniß die Grenzen überschritten, welche dem Manne der Adel der Gesinnung und die Pflicht gegen einen Freund, der Frau die Stellung zu ihrem Manne auferlegten? Wäre es zu bejahen, so hätte die Veröffentlichung der Briefe des Einen an die Andere unterbleiben müssen. Aber gerade diese Briefe sind dazu geeignet, Klarheit darüber zu bringen, daß an dem Charakter Arndt's mit seiner deutschen Biederkeit und an dem Johanna's mit ihrer überquellenden Leidenschaft kein sittlicher Makel haftet. Der Beweis dafür kann mit Benutzung der Briefe selbst geführt werden. Das Verhältniß beider war ein sehr intimes, wie ein solches ohne Verletzung der Moral nur immer zwischen einem verheirathet gewesenen Mann und einer

Frau bestehen kann. Dafür spricht die offene, freie Mittheilungsweise Arndt's, der in Anwendung von Kernausdrücken nicht wählerisch sein brauchte,* der in dem vertrauten „Du“ der Freundin gegenüber die allein passende Anrede fand, der seinen Liebling mit Kosenamen belegte, wie sie nur die erste glühende Leidenschaft eines Verliebten eingeben kann. Dann gedenkt der ferne Freund einmal einer Nacht, „einer traurigen, kranken Nacht“, in der die Geliebte an seiner Brust geruht habe, eines Baumes ferner im Schloßpark zu Königsberg, eines andern bei Rödelheim, worunter sie gesessen, und inmitten solcher Gedanken steigen leise Wünsche auf, welche eine dauernde Vereinigung der Liebenden bezwecken. Das ist alles, was in Arndt's Briefen auf eine gemeinsame Schuld der Liebenden schließen lassen könnte; aber ebenso gut kann dieses alles in einer harmlosen Weise gedeutet werden. In Arndt's Kraftnatur lag es, Ausdrücke, zumal in vertraulichen Briefen, zu gebrauchen, welche das allgemein Menschliche mit dem richtigen Namen benannten, und die uns jetzt abstoßen, während in der großen Werdezeit zu Anfang unsers Jahrhunderts selbst der ästhetische Sinn der deutschen Frauenwelt leicht und frei darüber hinwegging. Ebenso nahe lag es in Arndt's Wesen, das vertrauliche Du seiner Freundin gegenüber anzuwenden; das hat er in gleicher Weise in den Briefen an Charlotte von Kathen gethan, mit der er fast ein halbes Jahrhundert hindurch in vertrautem Briefwechsel gestanden hat, die er seine süße Freundin, sein liebes Sonnenkindlein nennt, auf die aber auch nicht der leiseste Schatten eines Makels fällt. Arndt hat auch aus dieser vertraulichen Anrede Motherby gegenüber kein Hehl gemacht, denn selbst in seinen Briefen an Johanna, welche er solchen an ihren Mann beilegte, die dieser also sehen konnte, wechseln die Formen „Sie“ und „Du“. Eine Auslese seiner Kosenamen für Johanna kann noch weniger den Beweis einer zu großen Vertrautheit bringen. Sein buntes romantisches

* Im Text der Briefe sind vier dieser Kraftstellen aus allgemein ästhetischen Rücksichten fortgelassen worden.

Vögelein, sein kleines schwarzlockiges Täubchen, seine Furina ist ihm doch immer nur das, was er hundertmal ihr gegenüber wiederholt, sein kleines, liebes, süßes Kind, das er am liebsten sich vorstellt mit Blumen und Sternen spielend, mit dem er tändeln kann lange Stunden, im Liebesspiel ihr Bänder raubend, die er verstohlen dann bei sich trägt. Seine Liebe zu ihr ist ihm von Gott selbst eingegeben, der alles macht, wie er will; und die armen Gedanken mit ihren Sünden können ja nichts dafür, daß er so vulkanische Herzen gemacht hat. Die beiden Vertrauten beten darum zu Gott für ihre Liebe, daß sie rein erhalten bleiben möge, und Arndt bittet besonders, daß er fromm und unschuldig bleibe, denn es sei ein heiliges und hohes Ding um einen keuschen Mann. So tragen die Wellen einer übersinnlichen Liebe, wie sie nur zur Zeit der Romantik so voll und hehr sich entwickeln konnte, die beiden Vertrauten weiter durch große und schwere Zeiten, und das bloße Gedenken an einander wird ein brennendes Wehen des Geistes, eine leuchtende Flut der Seele, die in ihrer eigenen himmlischen Fülle ertrinken möchte. Da brausen die Erinnerungen der Vergangenheit und die Gedanken und Hoffnungen der Zukunft so wild gegen einander, daß dem Liebenden ist, als müsse er selbst darüber zu scheitern gehen. „Das ist das Loos der Menschen, die ein Bischen Seele haben.“ Inmitten dieses Langen und Bangen behält Arndt die Kraft des Mannes zu entsagen, wo die gestillte Sehnsucht Sünde wäre. Wiederholentlich äußert er, daß es besser so sei, wie es sei, das heißt also, daß sie beide die trennenden Schranken nicht durchbrochen haben, und deshalb gehen Arndt und Johanna aus ihrer Liebe rein hervor, sodaß der erstere in einem Briefe an sie, der auch für Wilhelm Motherby bestimmt war, frei und offen bekennen kann, daß er Genuß nie begehrt habe, als nur in Träumen und Spielen der Phantasie, daß er nichts als diese Liebe und ihre geistige Blüte wolle, weil er anderes nicht wollen darf. Ein Brief Arndt's an einen Freund aus jener Zeit der Liebe zu Johanna bringt diese Ansicht unseres Dichters noch bestimmter zum Ausdruck. „Ich hoffe“, so sagt er,

„daß keiner meiner Freunde, die ich je gekannt und erkannt habe, mich der Treulosigkeit beschuldigen wird; ich habe von Familien- und Freundschaftsverhältnissen auch zu heilige Begriffe, als daß ich sie um Quark aufgeben oder gar auflösen sollte."

Wenn wir Arndt also glauben müssen, daß er in seiner Liebe zu Johanna ohne sittlichen Makel dasteht, so wird dasselbe Urtheil sich auch auf letztere erstrecken müssen. Arndt freilich war als Witwer damals frei von allen Rücksichten, welche die Ehe auferlegt, Johanna aber eine verheirathete Frau, der man Vertraulichkeiten nicht so leicht verzeiht. Ja, sie war eine verheirathete Frau, aber eine nicht glücklich verheirathete, weil die innere Herzenszusammengehörigkeit beider Gatten fehlte; sie war aber auch eine leidenschaftliche und eine schwärmerische Frau, die, von dem Augenblick hingerissen, nicht überlegte, sondern fühlte, ob sie das Rechte gefunden. Und solcher Frauen Lebensgang wird stets ein eigenartiger sein, je nachdem er sie mit Männern zusammenführt, von denen sie verstanden und geliebt werden, oder mit solchen, von denen sie nicht verstanden werden, nachdem sie ihnen ihr Herz, ihre Leidenschaft offenbart haben. Ein Mann der ersteren Art ist Arndt, einer der zweiten Art Motherby. Arndt hat selbst in einigen Stellen seiner Briefe das heikle Thema von Freundschaft und Liebe zu einer Frau behandelt. Nach seiner Anschauung von der Vorherbestimmung des Schicksals der Menschen werden die Ehen im Himmel geschlossen, d. h. also wol, daß das innere göttliche Gefühl der Liebe die ruhige Ueberlegung des Mannes in dem Augenblicke zurückdrängt, in welchem er das entscheidende Wort für eine künftige dauernde Vereinigung mit der Geliebten spricht. So kann es kommen, folgert Arndt weiter, daß später, wenn die ruhige Verstandesthätigkeit wieder ganz zu ihrem Rechte kommt, eine Abkühlung der Liebe des Mannes und dadurch ein Unbefriedigtsein der Frau eintritt. Und da dies besonders bei seelenvollen und geistreichen Frauen der Fall ist, so bedürfen diese immer noch eines Vertrauten, dem sie das mittheilen können, was in Stunden reinen Glückes allein für des

Gatten Ohr bestimmt war. Solche Mittheilsamkeit der Frauen an ihre Vertrauten kann aber nur Liebe sein oder wird in kurzem solche werden, nicht wenig dazu geführt durch die egoistischen Absichten des Mannes, ein Frauenherz allein für sich zu haben. Gerathen nun beide in einen Strom, so reißen die Männer die Frauen, „die spielenden Flatterer von Gott und Natur wegen“, durch ihre Schwere unter das Wasser, und entweder ertrinken sie, oder, wenn sie wieder emporkommen, so sind doch die Flügel für den leichtesten Flug zu schwer geworden. Den leichten Flug der Liebe hat Johanna vereint mit Arndt gewagt, aber nicht in das Wasser sind sie gezogen worden, aus welchem eine Rettung ohne Schaden nicht möglich gewesen wäre, sondern sie sind beide zusammen geflogen von Blume zu Blume und haben sich „von der ewig stauenden Flut des inneren Lebens“ tragen lassen, ohne hinweggespült zu werden. Das gelingt nur wenigen und nur poetischen, tief angelegten Gefühlsnaturen. Aber den beiden ist es gelungen, eine Strecke des Lebensweges zusammen zu fliegen über blumige Wiesen, unter blinkenden Sternen; und als sie müde geworden, haben sie zu rechter Zeit Rast gehalten in ihrem Flug und sich dann still und ohne Groll als gute Reisegenossen getrennt.

Die feurige Leidenschaft und die kindliche Treuherzigkeit Johanna's hatten Arndt mehr bezaubert, als es ihre äußere Erscheinung thun konnte. Ihr Bild, welches aus der königsberger Zeit stammt, zeigt ein großes seelenvolles Auge, einen feinen, sinnlichen Ansatz der Nasenflügel, während die Mundpartie unbedeutend ist. Ihr schönes schwarzes Haar, der volle Hals, die Beweglichkeit des kleinen Kopfes mögen ihrem Aussehen ein gut Theil Anmuth geliehen haben; aber um den Zügen in ihrer Gesammtheit den Ausdruck der Schönheit zu geben, dazu gehörte, daß das innere Seelenleben sich in ihnen widerspiegelte. Dies muß auch der Fall gewesen sein; denn in der einzigen Beschreibung des Aeußeren von Johanna Motherby, die uns erhalten ist, und welche sich in den Aufzeichnungen Varnhagen's und Ludmilla Assing's aus der berliner Zeit, freilich also aus dem späteren Lebensalter der Geschilderten, findet, werden neben der kleinen

Gestalt und starken Figur Johanna's ihre scharfgeschnittenen, eher häßlichen als schönen Gesichtszüge erwähnt, die aber ein Maler leicht in schöne verwandeln könne, da die Häßlichkeit nur wie ein Flor auf ihr liegt, unter dem die innere Schönheit siegreich durchschimmert. So konnte nach dem Urtheil dieser kritischen Zeitgenossen die fast fünfzigjährige Frau noch damals nicht nur anmuthig, sondern geradezu schön aussehen, besonders im Gespräch, wenn die Begeisterung sie überkam und Grazien und Amoretten sie zu umgaukeln schienen.

Nicht länger als sechs Wochen haben Arndt und Johanna vereint in Königsberg den Traum ihrer Liebe durchlebt. Gemeinsame Spaziergänge, ein Ausruhen unter einem ihnen liebgewordenen Baum im Schloßpark, ein Aufblick zu den ewigen Sternen, der die Gedanken weit über die Wirklichkeit emporhob, dann wieder gemeinsam verbrachte bange Stunden am Krankenbett von Johanna's Sohn, das sind die Ereignisse, welche aus dem Zusammenleben beider zu berichten sind. Unterdessen brauste draußen der Sturm des Kriegs durch das Land und stellte an jedes Mannes Muth und Kraft unabläßig seine Ansprüche. Als der Aufruf „an Mein Volk" erschienen war, verließ Arndt, Mitte März 1813, Königsberg und folgte seinem Minister Stein nach Breslau und Dresden.

Mehr als vier Wochen vergehen, ehe er Zeit findet, der Geliebten den ersten Brief zu senden. Die Form desselben ist tagebuchartig; in kurzen Zwischenräumen fügt er ihm ein paar Zeilen zu, welche Tageserlebnisse und unbegrenzte Sehnsucht enthalten. Auch Johanna gibt von sich bald Nachricht, ohne daß sie, wie es scheint, den ersten Brief Arndt's erhalten hat; sie schreibt Ende April zuerst an ihn, und dieser Brief kommt am 30. April in seine Hände, während er selbst am 24. April zu schreiben beginnt und den Brief Anfang Mai absendet. Diese Zeitbestimmungen sind deshalb wichtig, weil aus ihnen hervorgeht, daß Johanna den Briefwechsel begonnen hat. Derselbe war wahrscheinlich bereits in Königsberg von beiden verabredet worden. Dafür spricht der Umstand, daß Arndt anfangs zwei Arten von

Briefen an Johanna sandte, solche, welche für sie allein bestimmt waren, und solche, welche Briefen an Wilhelm Motherby beigelegt wurden, oder welche dieser lesen durfte und sollte. Für erstere Briefe muß vorher die Art der Besorgung verabredet worden sein, wahrscheinlich durch eine Mittelsperson, die nicht genau festzustellen ist, wenn wir nicht etwa Max von Schenkendorf, durch welchen Humboldt Briefe an Johanna schickte, oder gar den alten Kriegsrath Scheffner, der in Motherby's Haus wohnte und mit seiner Hauswirthin fleißig Lektüre und Conversation trieb, als solche ansehen wollen. Auch Johanna schickte ihre Briefe unter der Deckadresse von Buchhandlungen, nach Berlin an Reimer, nach Dresden an Hartknoch, nach Leipzig an Rein, nach Frankfurt an Körner. Es ist klar, daß bei der damaligen Art der Briefbestellung der Briefwechsel zwischen den beiden Vertrauten nicht geheim bleiben konnte. Wilhelm Motherby erfuhr davon, ließ aber in seinem Glauben an die Treue Arndt's die beiden gewähren, nur daß er hie und da eine Mahnung an den Freund oder an seine Frau einflocht. Daher kommt es, daß in den Briefen heiße Leidenschaft mit kälteren Worten wechselt, daher kommt es aber auch, daß beide Liebenden gewissermaßen mit der Genehmigung des Ehegatten ihre Briefe schreiben und in denselben freier den Trieben des Herzens nachgehen konnten. Was darüber in denselben steht, ist die alte Geschichte von der Liebe zweier Herzen: Sehnsucht, Hoffnungen, Wehmuth, Eifersucht. Aber für die Nachwelt bieten die Briefe außerdem noch ein ganz hervorragendes Interesse durch die tagebuchartigen Schilderungen Arndt's von seinen Erlebnissen in der Zeit der Freiheitskriege. So genaue Kunde über Einzelheiten wird nicht nur dem Biographen Arndt's, sondern auch dem Historiker willkommen sein.

Die großen Ereignisse des Jahres 1813 folgten einander schnell. Arndt war dem großen Hauptquartier von Reichenbach in Schlesien über Dresden nachgereist und zu Anfang des Jahres 1814 in Frankfurt a. M. angekommen, wo er, wie früher, im Auftrage Stein's vorzüglich durch Schriften für die Ausbreitung des deutschen Gedankens wirken sollte. Inmitten seiner Arbeiten daselbst, die ihn

ganz in Anspruch nahmen, erblaßte das Bild der Geliebten. Das unsichere Gefühl, wohin denn seine Liebe zu Johanna führen solle, der immer stärker werdende Gedanke, daß er doch nicht der richtige Mann für eine so leidenschaftliche Seele sei, die Warnungen seines Freundes Motherby und ein klein wenig Eifersucht von beiden Seiten, das alles hat wol in Arndt die Absicht rege gemacht, dem schönen Traum von einer jugendfrischen Liebe ein Ende zu machen. Es vergehen zwei Monate, ehe er wieder an Johanna schreibt, und nach diesem Briefe, dem ersten aus Frankfurt geschriebenen, und dem nächsten liegen wieder fast zwei Monate. Da kommt unerwartet ein Brief Johanna's an Arndt aus Leipzig, welcher ihre demnächstige Ankunft in Frankfurt meldet. Der Grund zu dieser Reise aus Königsberg bis nach den Rheinlanden liegt nicht klar vor. Häusliche Misverständnisse, welche vielleicht dadurch Nahrung fanden, daß Motherby's Haus durch die Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Westen verödete, die Hoffnung ferner, durch Arndt's Hülfe eine Klärung der ehelichen Verhältnisse herbeizuführen, ja möglicherweise doch auch der stille Gedanke, daß nach einer Trennung von Motherby sie mit Arndt eine dauernde Verbindung eingehen könne, haben wol den Anlaß zur Reise Johanna's gegeben. Als Vorwand konnte ein Besuch bei der Familie des Dichters Max von Schenkendorf dienen. Mit ihm und seiner Frau, der Witwe David Barckley's, war Johanna schon in Königsberg in Verkehr gewesen; die beiden Frauen hatten sich durch ähnliche Schicksale in ihrer Ehe mit Männern, welche in der Gesellschaft eine große Rolle spielten, angezogen gefühlt. Dann war Frau Barckley im Gefolge der Frau von Krüdener nach Baden abgereist; ihr damaliger Verlobter Schenkendorf folgte ihr, und beide gründeten in Karlsruhe ihr Familienheim, welches, ganz nach den Anschauungen der Krüdener und Jung-Stilling's gestaltet, für den nicht kleinen Theil der damaligen Gesellschaft, welcher sich in mystischen Gefühlsvertiefungen gefiel, ein Sammelpunkt wurde. Es geht aus einer Andeutung Arndt's in einem Briefe an Johanna hervor, daß für Johanna diese Kreise eine nicht geringe Anziehung hatten, und diese That-

sache erklärt sich durch den Charakter der Frau. So mag wol das Verlangen in ihr entstanden sein, von der kalten Verstandeslogik eines Motherby sich mit Arndt zugleich in die romantische Geisterwelt eines Jung-Stilling hinüber zu retten.

Sicher ist, daß Johanna auf ihrer Reise zunächst Arndt in Frankfurt hat besuchen wollen, und daß dieser sie zu der ihm bekannten Familie des gräflich Solms'schen Regierungsrathes Hoffmann nach Rödelheim, in unmittelbarer Nähe Frankfurts, gebracht hat. Wenigstens ist eine vorherige Bekanntschaft Johanna's mit dieser Familie nicht nachweisbar, während Arndt mit Hoffmann in engeren gesellschaftlichen und politischen Beziehungen gestanden hat und dessen Frau, eine geborene Schwedin, auf seiner Reise durch Schweden vielleicht schon kennen gelernt hatte. Alles, was sonst Johanna's Aufenthalt in den Rheinlanden anlangt, erfahren wir nur aus Arndt's Briefen an sie. Am 1. Juni 1814 ist sie bereits in Rödelheim, und es läßt sich annehmen, daß Arndt sie gleich nach ihrer Ankunft besucht und dann wieder besucht hat, da die Entfernung zwischen Rödelheim und Frankfurt nur eine geringe ist. Aus den Briefen aber geht nur hervor, daß beide sich am 9. und 11. Juni gesehen haben. Johanna muß dann nach Darmstadt gereist sein und von dort weiter nach Heidelberg und Baden. Am 19. Juli kommt sie mit Schenkendorfs nach Frankfurt und sieht Arndt wieder. Bei ihrer Abreise am 20. Juli früh ist Arndt nicht gegenwärtig, da er die Zeit verschlafen hat. Noch am 26. Juli ist Johanna mit Schenkendorfs in Baden; am 28. Juli besucht Arndt sie in Heidelberg, wo er Frau von Krüdener sieht, deren Treiben ihn gewaltig abstößt. Anfang August scheint Johanna nach Königsberg zurückgekehrt zu sein.

Ihr Wiedersehen mit Arndt brachte das Verhältniß beider in eine neue Phase. Mächtig erwachte in diesem die alte Liebe, die er halb erstorben wähnte; aber so tief sie auch sein Inneres anfangs durchdrang, das wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, daß eine dauernde Verbindung mit Johanna nicht zum Glück führen könne. Und zu dieser

eigenen Ueberlegung kommt wieder zu rechter Zeit der Warnungsruf des alten Freundes Wilhelm Motherby, dem er, wahrscheinlich nach mehrfachem Briefwechsel, endlich das Versprechen gibt, nun, da Johanna wieder abgereist ist, sie nirgends anders mehr zu sehen als in Motherby's Haus.

So war das Wiedersehen für beide von verhängnißvoller Bedeutung geworden. Mit dem Bewußtsein, daß die flammende Liebe doch etwas anderes sei als das lebenslange Zusammensein, daß sie zu letzterem beide nicht passen würden, die eine mit ihrer entzündlichen, stets Liebe heischenden Natur, der andere durch die große Zeit, die er durchlebt, weltkluger geworden und die Glut der ewigen Jugend, die in rückhaltloser Offenheit sich kund geben mußte, zurückdrängend hinter dem praktischen Erwägen, was nun werden solle; — so hatten sie sich getrennt, so hatten sie ihrer Liebe entsagt, die sich trotz manches leidenschaftlichen Ausbruchs immer mehr noch zu dem gestaltete, was sie hatte sein wollen und hätte sein müssen, zu einer treuen Lebensfreundschaft. Johanna kehrte in ihre häuslichen Verhältnisse nach Königsberg zurück, die sie noch weniger befriedigten als früher. Die Leidenschaft ihres Herzens war nicht zur Ruhe gekommen, auch nachdem sie den jahrelang treu Geliebten, um dessentwillen sie manches Bittere ertragen, verloren geben mußte. Sie suchte und fand wieder jemand, dem sie die Innigkeit ihres Gefühls zuwenden durfte, den sie bezaubern konnte, daß er unlösbar in den Fesseln ihrer Leidenschaft lag; das war der junge Ludwig Dieffenbach, welcher im December 1814 nach Königsberg kam.

Auch für Arndt begann eine neue Periode seines Lebens. Der große Kampf des Vaterlandes war zu Ende, der all sein Fühlen und Können in Anspruch genommen hatte. Als freier Mann, der Fesseln des Amts und der Liebe ledig, trat er Ende October 1814 eine Wanderung nach Berlin an und lebte dort den Winter hindurch. Im April 1815, als durch Napoleon's Rückkehr der Krieg aufs neue entbrannt war, ging Arndt nach dem Westen, wo er in Köln bis über den Winter 1815/16 lebte. Dann zog es den Wanderlustigen wieder fort; er besuchte im Frühjahr 1816

seine Freunde in Berlin und seine alte Heimat Rügen und Vorpommern und hielt sich ein Jahr lang daselbst auf. Am 4. Mai 1817 war er in Berlin. Dorthin trieb ihn sein Herz; denn schon bei seinem ersten Besuch daselbst hatte er in Schleiermacher's Hause dessen Schwester Nanna kennen und lieben gelernt und verlobte sich nun mit ihr. Nachdem er darauf in Bonn sich sein neues Heim gegründet hatte, der künftigen Universität wartend, an welcher er lehren sollte, führte er im Herbst 1817 seine junge Frau dorthin, und ein Jahr später trat er seine Professur an der neu errichteten Universität an. Das waren also ereignißvolle Jahre für Arndt gewesen. Nach langen Lehr- und Wanderjahren hatte er eine Ruhestätte gefunden im eigenen Heim, in welchem seine Frau in Liebe und Frieden waltete, und für sein Denken und Sinnen bot sein Beruf ihm die nöthige Sammlung und Befriedigung. Während auf dem heimischen Herde die Flamme heller und heller brannte und behagliche Wärme rings verbreitete, sank die letzte Glut der alten Liebe in ihrer Asche zusammen.

Aber unablässig zehrte die Leidenschaft an Johanna's Herzen weiter. Sie wollte heraus aus den Verhältnissen, die sie nicht befriedigten, sie wollte eine Seele, die sie verstand, ganz allein für sich haben und war bereit, alle Opfer zu bringen, alle äußeren Rücksichten schwinden zu lassen, wenn sie nur eins fand, voll erwiderte Liebe. Die bittere Enttäuschung mit Arndt hatte ihre Leidenschaft nicht gezähmt, nur feuriger brach sie hervor, und zu ihr gesellte sich nun die im Kampf des Lebens gestählte Energie einer fünfunddreißigjährigen Frau. Als Ludwig Dieffenbach im Herbst 1814 als Student der Theologie nach Königsberg gekommen war, hatte er bald seine frühere Wahl der Fakultät als falsch erkannt und sich mit großem Fleiß der Medicin zugewendet. In den vier Jahren seines dortigen Studiums fand er reichlich Gelegenheit, in den Kreisen der Aerzte bekannt zu werden, die den jungen Mann seines Wissens und seiner Befähigung wegen, alles an der richtigen Stelle anzufassen, in ihre Kreise als Gleichberechtigten aufnahmen. So mag er auch in das Haus Wilhelm Motherby's

gekommen sein, da Gleichartigkeit des Denkens und der Gesinnung beide verband. Noch hatte er den Kampf um das Dasein zu kämpfen, besonders in pecuniärer Beziehung; aber als er nach Beendigung seines Studiums 1818 als Prosector an der Universität angestellt wurde, glaubte er, die Unannehmlichkeiten des Lebens, die sich ihm böten, würden nichts anderes sein als „das, was die Gebirge für die Rundung der Erde sind, Sandkörner". So konnte nur ein Mann sprechen, der im Treiben und Wogen des Lebens gestählt war, der dem Tod zu Wasser und zu Lande oft ins Angesicht geblickt hatte. Und doch winkten dem rastlos klaren Blickes vorwärts Strebenden ein Paar großer dunkler Augen, und vorbei war es mit manchem festen Entschluß, vorbei mit mancher erprobten Lebenserfahrung. Kurz vorher, ehe die Liebe so mächtig über ihn kam, hatte er noch ihrer gespottet. „Mir ist", so schreibt er in einem Briefe, „die Liebe zu einem andern Wesen noch immer fern, . . . doch bin ich tiefer gedrungen als die meisten im Erkennen des Herzens. Wol habe ich schon öfters im Leben nähere Bekanntschaften gehabt, auch hier, aber glücklich, daß ich des Herzens Tiefen so bald erspähte, daß ich durch ausgebreitete Bekanntschaften, durch leise Anklänge manches entdeckte, was mir wichtig war. Ich muß gestehen, daß ich jetzt als junger Mann nur ängstlich an die Ehe denke, die mir einst so herrlich und heilig erschien, jetzt, da sie ein Phantom geworden. Nur eine reine Ehe kenne ich, die von meiner Schwester. . . . Sonst lügen hier die braunen Augen wie die blauen, in die man wie in einen glatten Wasserspiegel sieht. Wenn ich doch nur ein stilles Veilchen wüßte, sagt mir, wo blüht das? Ich glaubte mitunter solches gefunden zu haben. Aber dann irrte ich immer, denn die Mediciner sind klug." — In diesen Worten spiegeln sich die Erfahrungen wieder, welche der stille Beobachter in den Kreisen der königsberger Gesellschaft, vielleicht also auch im Motherby'schen Hause gemacht hat. War es eine gewaltsame Abwehr bereits von Gedanken und Gefühlen, die er doch schon in seinem Innern trug? Hatte die kleine schwarzäugige Johanna ihn damals nicht schon bezaubert, ohne daß er es sich gestehen wollte? Lange Zeit

verging nicht, da mußte er der vertrauten Schwester sein Herz öffnen, das von Glück und Sorge der Liebe überwallte. Da schreibt er an sie: „Seit vorgestern ist mir der härteste Schlag des Schicksals gegen mich bekannt. Ich bin ein armer, armer Mensch, ich habe mein letztes Blut, mein letztes Herzblut vergossen. Hier war meine Krone, mein Scepter, mein Ehrenkleid. Ich liebte sie, wie ich nie wieder ein Weib lieben kann, und opferte für sie ein Weib und Kinder auf. Ich ließe mir die Glieder aus den Gelenken nach einander abnehmen und wollt' wahnsinnig bettelnd auf einem Karren durch die Straßen gezogen werden, wenn mir nur das Gefühl der Liebe geblieben und ich sie behalte. Zum Wahnsinn und zur Gotteslästerung, zu schauderhaften Verwünschungen, zum Haß gegen alles, zum Selbstmorde beinah riß es mich fort, und doch lebe ich und will es und wenn es mir auch noch so schwer wird." Das war derselbe Dieffenbach, der am Operationstisch mit kaltem Blute und mit sicherer Hand die chirurgischen Eingriffe machte, über welche schon damals die Gelehrtenwelt gestaunt hat. Es läßt sich nicht mehr genau nachweisen, aus welcher Zeit der obige Brief stammt; wahrscheinlich ist aber, daß bereits 1818, bevor Dieffenbach noch seine Stellung als Prosector antrat, die ersten Annäherungen zwischen ihm und Johanna Motherby stattgefunden haben. Er nennt sie in einem späteren Briefe an seine Schwester die geistvollste, gebildetste, verehrteste Frau der ganzen Stadt, die über sein Leben gewacht, ihn getröstet, geliebt hat, ja ihr Leben für ihn gegeben hätte und seine Lehrerin und Bildnerin in seiner ganzen Werdezeit gewesen war. Besonders in den Jahren 1819 und 1820, als Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe auch unter den Studirenden der Universität Königsberg stattfanden und Dieffenbach mit hinein verwickelt wurde, war Johanna diejenige gewesen, welche in ihm die Lust am Leben und Schaffen wach erhalten hatte. Sein inniges Verhältniß zu Johanna war rein, und niemandem geschah dadurch Eintrag, so sagt er selbst, aber um diese Reinheit zu bewahren, gab es nur den Schmerzensweg der Trennung. Dieffenbach war stark genug, um ihn zu betreten; doch ehe es zu dieser Entscheidung kam,

müssen sonderbare Pläne zwischen den beiden Vertrauten besprochen worden sein. Am 29. März 1819 nämlich schreibt Johanna an Arndt, daß sie nach Bonn kommen werde und zwar mit Einwilligung ihres Gatten. Aeußerlich konnte diese Reise durch den Plan, die alten Bekannten in den Rheinlanden zu besuchen, motivirt werden, aber sowol Johanna als Motherby hatten jedes noch eine besondere Absicht dabei. Vielleicht war in Dieffenbach bereits der Gedanke fest geworden, daß er Königsberg unter allen Umständen verlassen müsse, und vielleicht hatte er noch nicht die Stärke besessen, sich von Johanna zu trennen, sodaß beide vereint eine Zeit lang die Reise geplant haben. Motherby hingegen, der damals in schwierige Vermögensverhältnisse gekommen war, bestärkte den Vorsatz Johanna's zu reisen, weil er ihr nichts von seinen Sorgen mittheilen wollte, um nicht Gelegenheit zu geben, das Verhältniß der beiden Ehegatten noch mehr zu verschlechtern. Die Pläne kamen nicht zur Ausführung; Dieffenbach reiste allein. Im Mai 1820 muß er Königsberg verlassen haben, denn schon Anfang Juni schreibt er von Bonn, seinem neuen Wohnort, an seine Schwester. Nun waren die Briefe von der Geliebten sein einziges Labsal in dem Trennungsschmerz, den er gewaltsam dadurch zurückzudrängen suchte, daß er sich ganz der Wissenschaft hingab.

Es ist nicht überliefert, daß Arndt und Dieffenbach in Bonn intimer verkehrten; in des ersteren Aufzeichnungen aus seinem Leben kommt der Name des letzteren gar nicht vor, ebensowenig in den Briefen Arndt's an Johanna, in welchen er von den königsberger Bekannten am Rhein erzählt. Erst gegen Ende des Jahres 1822 muß Johanna Arndt geschrieben haben, daß Dieffenbach mit ihr in Münster zusammentreffen wolle, und Arndt erwidert ihr, daß sie ihn nicht zu lange festhalten, sondern ihn anspornen solle, endlich den Doctorgrad zu erwerben. Aus dieser Bemerkung und dem geflissentlichen Schweigen Arndt's über Dieffenbach ist der Schluß zu ziehen, daß ersterer in letzterm doch immer noch ein wenig seinen Rivalen bei Johanna sah.

Während diese beiden in ihrer Gesinnung wie in ihren

Leidenschaften verwandten Männer sich zu einem innigeren Verkehr nicht vereinigten, hatte Johanna das Glück durch einen vertrauten Briefwechsel mit einer Frau eine enge Freundschaft zu schließen, welche für ihr späteres Leben bedeutungsvoll werden sollte. Im Frühjahr 1816 war Frau von Lützow, geborene Gräfin von Ahlefeldt, mit ihrem Manne, der versetzt worden war, nach Königsberg gekommen und hatte Johanna Motherby in einer Gesellschaft kennen gelernt. Einige Minuten nur der stillen Betrachtung — und Johanna eilte auf Elisa Ahlefeldt zu mit den Worten: „Wir werden und wir müssen Freundinnen sein!" Nach Jahresfrist trennte das Schicksal beide wieder, die wirkliche Freundinnen geworden waren; der Oberst von Lützow kam nach Posen und dann nach Münster als Brigadecommandeur. Nun mußte ein reger Briefwechsel dem Gedankenaustausch der beiden Frauen dienen, die, in ihrem ganzen Wesen so grundverschieden, sich dennoch zu einem dauernden Freundschaftsbund ineinander fügten. Elisa Ahlefeldt ward auch Johanna's einzige Vertraute, welcher sie ihr ganzes Herz mit seinen Leidenschaften und Sorgen ausschüttete, als das Verhältniß zwischen ihr und Motherby immer unfreundlicher wurde, und welche fest an Johanna hielt, auch dann noch, als diese sich von Mann und Kind trennte, um Dieffenbach zu folgen.

Diesen hatte der Gedanke an das Unglück seiner Liebe nicht verlassen; ein Gefühl der Unruhe trieb ihn auf Reisen, ja ließ in ihm den Entschluß aufkommen, nach Griechenland zu gehen und dort für die Befreiung des Volks von der Türkenherrschaft zu kämpfen. Solche Pläne hat der junge Arzt wol auch seiner Freundin in Königsberg mitgetheilt. Da schwanden nun bei dieser alle Hindernisse, welche sie vor zwei und einem halben Jahre von der Reise nach Bonn abgehalten hatten; sie trennte sich jäh und entschlossen von ihrem Manne, der nunmehr solchem Plane nicht beistimmen konnte, und reiste nach dem Rhein mit dem festen Entschlusse, Dieffenbach von seinem Vorhaben, nach Griechenland zu gehen, abzubringen. Wir wissen nur aus einem Briefe Arndt's, daß Johanna Mitte December 1821 in Königs-

winter am Rhein eingetroffen und auch Arndt und seine Frau in Bonn besucht hat. Dann ist sie weiter gereist bis nach Marseille, wo sie Dieffenbach einholte und ihn bewog, nach Deutschland zurückzukehren. Er ging zunächst (1822) nach Würzburg, promovirte dort und ließ sich dann nach absolvirtem Staatsexamen, im Juli 1823, in Berlin als praktischer Arzt nieder.

Johanna aber kehrte nicht nach Königsberg in das Haus ihres Mannes zurück, sondern begab sich zu Anfang des Jahres 1822 zum Besuch ihrer Freundin Elisa von Lützow, geb. Ahlefeldt, nach Münster. Das war freilich nicht der richtige Ort, wo ihr leidenschaftliches Herz hätte Ruhe finden können; denn mit ihrem Scharfsinn entdeckte sie bald, daß Elisa mit ihrem Manne ganz in denselben traurigen Eheverhältnissen lebte, wie sie mit Motherby. Lützow, der wenig Rücksichten kennende Offizier, paßte nicht zu der zarten Frau, deren Fühlen und Denken sich damals schon dem Dichter Immermann zuwandte, dem sie dann auch später folgte, als ihre Ehe mit Lützow gelöst worden war. In solchen Verhältnissen sollte Johanna die rathende und helfende Freundin sein, sie, die selbst einen schweren Kampf in ihrem Innern zu führen hatte, ob sie wirklich sich von Wilhelm Motherby und ihren Kindern trennen sollte. Die Zeit verging mit Hin- und Hererwägen; schlimme Nachrichten über die Geldverluste Motherby's kamen durch Arndt's Vermittelung auch an ihr Ohr; Dieffenbach, der eine feste Häuslichkeit in Berlin gegründet hatte, drängte die Geliebte, sein zu werden. Da mußte der entscheidende Entschluß denn doch gefaßt werden, und Johanna entschied, wie immer, nach ihrem Herzen, nicht nach ihrem Verstand. Bis zum Frühling des Jahres 1823 scheint sie in den Rheinlanden geblieben zu sein, vielleicht sogar bei Lützows in Münster; Ende März desselben Jahres schickt Arndt ihr von Bonn aus ihre Sachen in einem Kasten nach, wahrscheinlich weil sie damals nach Königsberg zurückkehren wollte. Sie that dies mit dem festen Plan, eine Scheidung von Motherby herbeizuführen; doch zogen sich die Verhandlungen bis in das Jahr 1824 hinein, ehe sie frei ward. Die Ehescheidungsacten sollen einen

langen Zeitraum umfassen, das heißt, es sind wol in ihnen Ereignisse aus dem früheren Leben Johanna's darin zur Sprache gekommen, dieselben, die wir durch Arndt's Briefe in einem andern Lichte sehen. Es ist zweifellos, daß vor Gericht Johanna als der schuldige Theil erklärt worden ist; man entschied nach den äußeren Thatsachen und nahm nicht Rücksicht auf Gefühl und Leidenschaft. Der Abschied aus Motherby's Haus, der für Johanna trotz der vielen sorgenvollen Zeiten, die sie dort durchlebt, schwer genug gewesen sein mag, wurde ihr dadurch erleichtert, daß die Kinder beide bereits seit der Zeit, in welcher die trüben Verhältnisse im Hause eingetreten waren, auswärts erzogen wurden, die Tochter in dem Hause des befreundeten Herrn von Fahrenheid auf Angerapp in Litauen, der Sohn in Schnepfenthal und später in Tilsit.

Die eheliche Verbindung zwischen Dieffenbach und Johanna muß in aller Stille in Berlin erfolgt sein, sodaß selbst die Verwandten des ersteren erst nachträglich davon erfuhren. „Zürnt mir nicht", so schreibt er an sie, „daß ich nicht um Euren Segen, um den ich jetzt bitte, flehte und ändert nichts in Eurer Liebe zu mir. Müßt Ihr Euch doch vielmehr freuen, daß mein umherschweifender Sinn durch ein geliebtes Weib mehr an Boden und Haus gefesselt ist und keine weit aussehenden Pläne mich mehr in die Ferne locken werden. Mein Weib ist nicht jung, nicht schön, nicht reich; aber eben weil ihr dieses alles abgeht, werdet Ihr um so gewisser überzeugt sein, daß ich sie liebe. Dagegen besitzt sie einen unendlichen Reichthum an Güte des Herzens, eine köstliche Bildung, also Güter, die nie zu verlieren sind." Johanna war 41, Dieffenbach 30 Jahre alt, als sie Mann und Frau wurden. Das Einkommen aus der Praxis des jungen Arztes war zunächst nicht groß, sodaß es dem Haushalt sehr zu statten kam, daß Johanna mehrere hundert Thaler jährlicher Rente hatte; aber bereits nach Jahresfrist war Dieffenbach's Name bekannt und seine Kunst gesucht. Die Neuvermählten konnten deshalb bald daran denken, sich in der Jägerstraße 48 ein größeres Heim zu schaffen.

Nun stand Johanna am Ziel ihrer Wünsche: eine ge-

achtete und von ihrem Manne innig geliebte Frau, in großem Verkehrskreis, mit der Aussicht auf die stete Vermehrung von Ehren und irdischen Glücksgütern. Da hätte die Leidenschaft des Herzens in dem Glück der Gegenwart zur Ruhe kommen können. Aber der ruhelose Sinn, das rastlose Denken, Hoffen und Weiterträumen führte diese Leidenschaft auf einen Abweg, welcher einer Frau in ihren Jahren gerade am verderblichsten ist, nämlich zur Eifersucht. Sie hegte und pflegte sie jetzt in ihrem Innern wie ein Kind, das in der Wirklichkeit diesem Ehebund versagt blieb. Die Enttäuschung beider Vermählten nahm stetig zu; Dieffenbach, der das erträumte Glück nicht gefunden hatte, ging mehr und mehr in seinem Beruf auf, den er als Vorstand einer Abtheilung für Chirurgie an der berliner Charité in umfangreichem Maße ausüben konnte, und suchte die Mußestunden, wie einst Wilhelm Motherby, nicht im eigenen Heim, sondern im Kreis der Gelehrten oder der großen Gesellschaft, sodaß für Johanna's Herz gar wenig übrig blieb. Der briefliche Verkehr mit ihrem alten Freunde Arndt war fast ganz eingeschlafen; neue Freunde solcher Art zu erwerben, ward in dem damaligen, leichtlebigen Berlin schwer. So verbitterte Johanna immer mehr und machte sich und Dieffenbach eine Scheidung leicht. Dieselbe wurde im Jahre 1833 vollzogen. Johanna aber blieb in Berlin und miethete nicht fern von Dieffenbach's Wohnung für sich eine besondere, An der Schleuße Nr. 10.

Es muß damals einsam geworden sein um die einst so viel umschwärmte Frau; die Freunde des Hauses blieben bei Dieffenbach, und die Verwandten und Treugebliebenen waren fern oder starben, wie der General von Lützow, der geschiedene Mann von Elisa von Ahlefeldt, und Wilhelm von Humboldt, welcher seiner Jugendfreundin wieder näher getreten war. Da mochte ihr wol die briefliche Aufforderung ihrer und Motherby's Tochter Nancy, welche sich inzwischen mit dem Geheimen Regierungsrath Simon in Köln verheirathet hatte, sie zu besuchen, gelegen kommen. Sie folgte 1835 der Einladung und war dort bei der Geburt ihres

ersten Enkelkindes gegenwärtig. Von Köln aus fuhr sie im Herbst desselben Jahres nach Bonn, um Arndt wiederzusehen, traf ihn aber nicht; auch ein beabsichtigter Besuch des letzteren, der im Hause des Regierungsrathes Simon in Köln ein gerngesehener Gast war, scheint unterblieben zu sein. Im März 1836 war sie wieder in Berlin, wohin ihr Arndt den letzten von ihm an sie geschriebenen Brief sandte.

Allmählich faßte Johanna durch den noch immer kräftigen Zauber ihres Wesens und durch die tief eindringende Art ihrer Unterhaltung in den berliner Kreisen, welche sich nach ihrer Trennung von Dieffenbach von ihr zurückgehalten hatten, wieder festen Fuß. Sie verkehrte im Hause des Professors Immanuel Becker, kam mit Varnhagen und Ludmilla Assing zusammen und scheint auch in den Kreisen der Henriette Herz Anhänger gefunden zu haben, obwol es auch nicht wenige gab, die über die Eigenthümlichkeiten der wunderbaren Frau den Kopf schüttelten und dieselbe absichtlich übergingen. Es gelang noch der vierundfunfzigjährigen Frau, einen Jüngling zu ihrem steten Geleitsmann zu machen, der, entzückt durch die Art und Weise ihres Verkehrs, Amt und Freunde vernachlässigte, um ganz in ihrem Zauber zu leben. Es war dies Johann Philipp Kaufmann, bekannt als Shakespeare-Uebersetzer und als Freund Liszt's, damals in Berlin am Kammergericht als Referendar thätig. Selbst in den Kreisen, in welchen die beiden verkehrten, ahnte man nichts von ihren innigeren Beziehungen, und der junge Mann ließ sich sogar lieber für einen Menschenfeind und Einsiedler halten, als daß er auch nur einem seiner Vertrauten den Grund seiner Zurückhaltung gestanden hätte. Johanna charakterisirt selbst ihren Freund mit den kurzen treffenden Worten: „Die zarteste Frau kann nicht zarter und feiner empfinden als er, und das ist unendlich wohlthuend, er ist eine Kinderseele, aber noch kein Mann."

Am meisten aber hatte Elisa von Ahlefeldt auf die Gestaltung der äußeren und gesellschaftlichen Verhältnisse Johanna's Einfluß. Diese Frau, welche trotz der großen Verschiedenheit im Fühlen und Denken durch gleiche Lebens-

erfahrungen immer mehr der Freundin verbunden wurde, hatte damals einen neuen schweren Herzenskampf zu bestehen, dadurch, daß ihr Verhältniß zu Immermann, dessen schützender Genius sie selbstlos lange Zeit gewesen war, anfing kühler zu werden. Johanna war ihre einzige Vertraute, der sie rückhaltlos ihr Leid klagen konnte. Und diese bewährte sich als treue Freundin durch vernünftige Rathschläge, welche sie gegen sich selbst leider zu rechter Zeit nie angewandt hatte, und durch klares Durchschauen dessen, was kommen mußte. Ludmilla Assing hat uns in ihrer Biographie der Gräfin Ahlefeldt Bruchstücke des Briefwechsels der beiden Freundinnen aus damaliger Zeit mitgetheilt, welche um so werthvoller zur Charakteristik Johanna's sind, als sich von dieser nur wenige Ueberreste von Briefen bis jetzt gefunden haben. Am 18. December 1838 schreibt sie der Freundin: „In dieser Minute habe ich Deinen Brief erhalten, und rufe Dir auf der Stelle zu, komm, komm hierher, zu mir, zu mir, Du geliebte Elisa! Für's erste würde Dir die Stille hier auch wohlthun, und weitere Pläne lassen sich hier gemeinschaftlich berathen. Soll ich, soll mein Freund Kaufmann Dich holen kommen? Ein Wort, und Du sollst nicht einsam, mit schwerem Herzen, den Weg hieher machen; denn hieher, und nirgends anders gehe zuerst. — Und wenn innige, herzliche Freundschaft Trost gewährt, so findest Du ihn an meinem Herzen, das mehr als ein anderes Dir nachfühlen kann. Gott hat mir beigestanden, wo ich so ganz verzagte, und mir ein ruhigeres Leben geschenkt, als ich's je vorher hatte. Vertraue Du nur, es wird Dir auch nicht fehlen! Ewig Deine Johanna." —

Allein Elisa muß damals noch gehofft haben, daß Immermann's Neigung zu der jungen Marianne Niemeyer, welche er in Magdeburg kennen gelernt hatte, eine vorübergehende sein und daß die alte Liebe zu ihr bald wieder hervorbrechen werde. Deshalb scheint sie eine Trennung von Immermann nicht für gut befunden zu haben; wohl aber hat sie geglaubt, daß letzterer seine Liebelei aufgeben würde, wenn er ein größeres Feld seiner Thätigkeit am Theater, als er es in Düsseldorf hatte, in Berlin erhalten könne. Auch hierfür

weiß Johanna Rath. In einem ausführlichern Brief, der hier zum ersten mal gedruckt erscheint, und der überhaupt der einzige vollständige Brief ist, den wir von Johanna kennen, setzt diese der Freundin die berliner Verhältnisse auseinander, in denen auch für Immermann vielleicht ein Platz zu finden wäre. Sie schreibt am 6. Januar 1839:

„Meiner Rechnung nach hätte der Ofenschirm zu Weihnachten bei Dir sein müssen, meine geliebte Elise, mit einem für Simon hatte ich ihn an Nancy geschickt und um schleunige Beförderung gebeten; ein Brief vom 29. December von ihr meldet mir auch, daß es geschehn, aber nicht wann. Möchtest Du doch nur den rechten empfangen haben, weil ich vergessen hatte, glaube ich, sie zu bezeichnen. Solltest Du die Stöcke vom Fuß bis zum Rahmen zu lang finden, so ist's wohl leicht, ein Paar Zoll abzunehmen, ehe sie zusammengeleimt werden.

„Daß Immermann seine Stellung beim Theater, wozu ihn Neigung und Beruf zugleich eignen, verlassen soll, ist ein nie genug zu beklagender Verlust für die Kunst, und auch er wird sich ungern und schwer in eine andere Thätigkeit fügen, und gewis wird er suchen sich eine ähnliche zu erwerben, das kann er, wie ich meine, nur hier an der Quelle und zwar jetzt, wo hier alle Personen, die dabei etwas thun können, nur im Winter alle beisammen sind, Du solltest ihn wirklich überreden, mindestens auf einige Zeit herzukommen, wär's auch nur den ersten Unmuth, der gewis sich eingestellt haben wird, zu verscheuchen. Wäre Redern klug, so müßte er mit allen Kräften einen Mann wie Immermann herbeiziehen, davon hätte er Ehre und wir Freude und für Immermann wäre hier der rechte Boden und bei den hiesigen Mitteln ganz andere Wirkung möglich. Unser Schauspiel ist ohne besonderen Dirigenten, das Personale bei der Auffassung seiner Rollen sich lediglich selbst überlassen. Von einer Vorbereitung, namentlich von der Verbreitung einer richtigen Ansicht des zu gebenden Stückes, soll, wie ich von Kundigen höre, gar nicht mehr die Rede sein. Die Leseprobe nichts anderes als ein monotones Ablesen der Rollen, um zu sehen, ob sie richtig abgeschrieben sind. Die Regisseure,

die selbst Schauspieler sind, beschränken sich bei den Proben nur auf Aeußerlichkeiten, Dekorationen, Zurechtstellen der Coulissen u. s. w. und sollen eine heimliche Freude haben, wenn's den Herren Collegen nicht zum besten gelingt. Die Königstadt giebt den Calderon und was wird uns vorgeführt? Angeli und Raupach und Blum und Angeli. Als ein Bekannter dem letztern (kürzlich Verstorbenen) etwas tadelte, sagte dieser «was wollen sie, ich schreibe für meinen König». Dieser ist freilich bald zufriedengestellt, er soll neulich gesagt haben «Publikum immer unzufrieden und mir gefällt alles so gut».

„Ach wenn mein lang gehegter Wunsch, Euch hier zu haben, erfüllt würde, ich würde ganz glücklich. Komm, Geliebte, komm, wage es einmal hier zu versuchen. Nimm zuerst in meiner Wohnung vorlieb, bis Du Dir selbst eine gewählt hast. Immermann findet gewis ganz in der Nähe ein Zimmer. Den Riß meiner Wohnung lege ich bei. Die nöthigen Meubel würde ich Dir auch später leihen können (außer Bette), da ich vollauf habe. Darin wären Dir also mit Freude Ausgaben erspart. Dir eine specielle Übersicht der Ausgaben eines Haushalts zu geben, ist nicht gut möglich, doch bin ich überzeugt, Dein Hausstand würde Dir hier nicht mehr als in Düsseldorf kosten. Die Lebensmittel sind so wohlfeiler, die Wohnung allein vielleicht theurer, und auch die nicht, wenn man die etwas entfernteren Gegenden der Stadt nicht scheut. Es leben ja hier so viele höhere Beamte mit Familie und doch scheinbar sehr anständig, die oft geringeres auszugeben haben als Du. Meine Wohnung habe ich nur bis Ostern gemiethet, weil ich mich flügge halten wollte, um gehen zu können, wohin ich wollte, kämet Ihr aber, so gäbe das meinen Plänen eine andere Richtung. Darum schreibe mir Liebste, sogleich Ihr etwas beschlossen habt. Ich bitte nochmals, kommt und erfreut Euch mindestens an dem vielen wahrhaft Schönen, was Du alles hier noch nicht kennst. Wenn Du es willst, kannst Du bei mir ganz verborgen bleiben vor der Hand. Ach komm, komme. Mit Dieffenbach geht es besser seit wenigen Tagen. Karoline

Humboldt* sehe ich fast täglich ein Stündchen. Hedemann** soll betrübt sein über den Tod Eurer Tante Hedemann-Hespen. Sein Reichwerden hat, glaub' ich, keine Änderung in der Lebensweise hervorgebracht. Die B.*** war vorgestern bei mir, ich sehe wenig Menschen, weil mir am wohlsten zu Haus ist. Kaufmann kommt täglich und ist gesund. Die Arnim† sucht ihn zum Übersetzen ihres Buchs zu gewinnen.

Deine treue dich liebende
Johanna geb. Tillheim."

Diese Pläne blieben unausführbar, da Immermann's Betragen gegen Elisa immer auffallender wurde. Nun galt es für Johanna dahin zu wirken, daß ihre Freundin allein zu ihr käme und den Ort verließe, wo sie so tiefe, leider nicht ganz unverschuldete Demüthigungen erdulden mußte. Johanna schrieb bereits am 24. Januar wieder:

„Wärest Du armes Herz nur erst hier, fort von da, wo Du jede Stunde auf's neue verletzt werden mußt. Kein Schmerz verwundet so tief, als sich getäuscht zu finden, wo man so ganz vertraut hat, erkaltet zu fühlen, was unser Herz so lange mit unwandelbarer Treue festgehalten, sich abwenden zu sehen, was durch Hingebung unseres ganzen Wesens wir für immer uns verbunden glaubten. O, so grausam scheidet nicht der Tod, unsere theuren Gestorbenen leben uns in der Seele fort, wir dürfen ihrer gedenken.

---

* Wilhelm von Humboldt's älteste Tochter.

** von Hedemann, der spätere General, war der Gemahl der zweiten Tochter Wilhelm von Humboldt's, Adelheid. Die Mutter der Frau von Ahlefeldt war eine geborene von Hedemann. Ihr Onkel, von Hedemann-Hespen, war Rittergutsbesitzer auf Deutsch-Nienhof, Kr. Rendsburg.

*** Vielleicht die Frau des Professors Immanuel Becker, in dessen Haus Johanna verkehrte. Frau Professor Becker war weitläufig mit der Schleiermacher'schen Familie, also auch mit Arndt, verwandt (Kathen 258).

† Von Bettina (Elise) von Arnim's Buch „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" war schon 1838 in Berlin eine englische Uebersetzung erschienen.

„Aber Freunde, die, dieses Namens unwerth, aller Liebe, Treue, Hingebung, aller Opfer uneingedenk, dies alles mit engherziger Selbstsucht und Undank lohnen können, die verbittern nicht bloß die Gegenwart, auch der schönen Vergangenheit können wir nicht gedenken, ohne daß uns wie eine dunkle Wolke die schmerzliche Erfahrung vor die Seele tritt.

„Glaube Du Geliebte, Tag und Nacht beschäftigt Dein Schicksal mich, ich fühle Dir alles nach, weil Dein Loos das meine war. Dieser Zustand des Verlassenseins, der Einsamkeit ist furchtbar, auch ich dachte damals verzweifeln zu müssen, keines Menschen Trost fand bei mir Gehör." —

Nicht lange dauerte es mehr, bis Elisa vollständig darüber aufgeklärt wurde, daß sie Düsseldorf verlassen müsse. Immermann hatte sich mit Mariannen verlobt und der treuen Freundin, deren Sorgfalt er durch zwölf Jahre hindurch so viel zu verdanken hatte, die sich aber selbst niemals zu einer Ehe mit ihm hatte entschließen können, die Nothwendigkeit einer Trennung nahe gelegt. Mit aller Schonung und Rücksicht bereitete sie eine solche vor; selbst ihrer Freundin Johanna gegenüber hatte sie diesen letzten bittern Schmerz lange verschwiegen, sodaß diese noch am 8. April 1839 an sie schreibt:

„Geliebte Elisa! Schon lange weiß ich nichts von Dir, und erwarte auch jetzt kaum Dein Herkommen. Täglich suche ich in der Zeitung nach Immermann's Versetzung, und da sie bis jetzt nicht erfolgt ist, bleibst Du auch wohl noch dort. Ach, ich kann's nur zu deutlich denken, wie schwer Du Deine Wohnung verlassen wirst, und wie gern Du selbst alles verschiebst, wenn auch das frühere Leben darin geendet hat. Daß Immermann wünscht, Du zögest nach seinem künftigen Wohnort, finde ich natürlich — aber ob Dir's heilsam wäre, wage ich nicht zu glauben, Du würdest fortkranken, ihn so ganz anders zu sehen. — Deine Wunde ist nicht mit Rosenwasser zu heilen, da gehört ein noch tieferer Schnitt, ehe Du auf Genesung rechnen kannst. — Sage mir sehr bald, wie Du Dich fühlst und was Du beschließest, und gebrauche mich, worin Du glaubst, daß ich Dir dienlich wäre. Ich glaube fest, es würde Dir wohler, bei meiner

Liebe zu leben, als jetzt — weil unser Band von Herz zu Herzen geht. — An die Verhältnisse in Halle kann und mag ich gar nicht glauben, doch möcht' ich näheres darüber hören. — Gott schenke Dir Kraft und Geduld, Du theuerste Elisa, und mir erhalte er Deine Liebe. Bis in den Tod Deine Johanna."

Erst dem persönlichen Erscheinen Johanna's gelang es endlich, Elisa aus ihren traurigen Verhältnissen herauszureißen. Lange war das Project einer gemeinschaftlichen größeren Reise zwischen den Freundinnen verabredet worden, aber Monate vergingen darüber, ohne daß die Ausführung näher rückte. Da entschloß sich Johanna Mitte Juli 1839 dazu, Elisa in Düsseldorf abzuholen, und einen Monat später verließen beide die Stadt, um zunächst nach Köln zu gehen, wo Johanna's Tochter verheirathet war. Es ist wahrscheinlich, daß Johanna von da aus ihren alten Freund Arndt in Bonn besucht hat, ja wir erfahren aus einem ihrer Briefe, der leider nicht vollständig vorliegt, daß Arndt die Reisenden bis nach Straßburg begleitete und mit ihnen die äußerste Spitze des dortigen Münsters bestiegen hat. Johanna's Freund, Philipp Kaufmann, schloß sich den beiden Frauen als Reisebegleiter an. Italien war das Ziel, wohin sie strebten. Sie fuhren von Straßburg über Freiburg und den Gotthard nach Genua, besuchten dann Florenz, Bologna und Venedig und nahmen den Rückweg durch Tirol. In München erkrankten Johanna und Kaufmann, sodaß Elisa durch treue Pflege das entgelten konnte, was jene einst durch Rath und That an ihr gethan hatte. Unterwegs hat Johanna der Freundin das feste Versprechen abgerungen, daß sie mit ihr nach Berlin kommen möge. Im Januar 1840 bezogen die beiden eine gemeinsame Wohnung in der Potsdamer Chaussee Nr. 39, am botanischen Garten.

Der Salon der Frau Professor Dieffenbach erhielt fortan in der berliner Gesellschaft eine erhöhte Bedeutung. Stets bereit, Freunde und Bekannte zu empfangen, über Kunst, Wissenschaft, Literatur und öffentliches Leben zu plaudern, immer das Neueste darüber zu wissen oder zu erfahren, ließ Johanna auch ihrer Freundin Elisa keine Ruhe, ihrem

Schmerz nachzuhängen. Männer, wie Cornelius und Rauch, Ludwig Tieck, Friedrich von Raumer und Heinrich Steffens verkehrten in Johanna's Haus; junge Schriftsteller, wie Feodor Wehl, lasen dort zum ersten mal ihre Neuschöpfungen vor. Der letztgenannte Dichter hat in einem Briefe, dessen Mittheilung wir, wie so vieles andere aus dem spätern Leben Johanna's, Ludmilla Assing verdanken, die Zustände des Salons in der Potsdamer Chaussee und seiner Herrinnen reizend in folgender Weise charakterisirt:

„Die Gräfin Ahlefeldt und die Professorin Dieffenbach waren die ersten bedeutenden Frauenerscheinungen, die in mein Leben traten, und wenn die erstere darin von größerem Einflusse und tieferer Wirkung wurde, so geschah dies nicht nur, weil sie mir länger blieb und näher trat, sondern auch weil ihr milder Ernst und ihre freundliche Würde mir besonders imposant und zusagend war. Ich erinnere mich noch sehr genau, daß ich die Professorin Dieffenbach schon geraume Zeit kannte, und doch die Gräfin Ahlefeldt, die mit ihr in einem Hause und in derselben Etage wohnte, noch nicht gesehen, sondern immer nur hatte von ihr reden hören. Die Gräfin Ahlefeldt war der Professorin Dieffenbach wie der Schatz des heiligen Graal's, und man mußte erst viele Proben und Grade der Tüchtigkeit abgelegt haben, um würdig befunden zu werden, ihres Umgangs zu genießen. Erst als ich damals mein erstes Lustspiel: «Alter schützt vor Thorheit nicht» geschrieben und bei Johanna Dieffenbach gelesen, ward mir gewissermaßen zur Belohnung die Bekanntschaft der Gräfin Ahlefeldt versprochen. Und nie werde ich die Feierlichkeit vergessen, mit der mich Johanna Dieffenbach zu ihr führte! .... Sie war der größeste Contrast, den es der Gräfin Ahlefeldt gegenüber geben konnte. Nicht nur daß sie klein, corpulent und häßlich, nein, auch ungeheuer beweglich und immer fieberhaft erregt war sie. Aber sie hatte eine unendliche Fülle von Geist und Liebenswürdigkeit, einen unerschöpflichen Fond von Gutmüthigkeit und begeisterter Hingabe an alles Schöne und Gute. Beide Frauen ergänzten sich, und zwar in einer Weise, wie es schwerlich so bald wieder der Fall sein wird.“ —

Lange aber dauerte das rege und heitere Leben in den Räumen der beiden vielgesuchten und bewunderten Frauen nicht. Nach kurzer Krankheit starb Johanna Motherby am 22. August 1842, tief betrauert von ihren alten und neuen Freunden, nicht am wenigsten aber von dem, welchen sie einst mit ihrer vollen Liebe beglückt, und der sie nie vergessen hatte, Ludwig Dieffenbach. Ein kurzer Brief desselben an Dorow, am Todestage seiner geliebten Johanna geschrieben und hier zum ersten mal veröffentlicht, zeigt den tiefen Schmerz einer Mannesseele. Dieffenbach schreibt:

Berlin, den 22. August 1842.

Theurer Freund!

Ich wollte Ihnen heute Abend einen langen Brief schreiben, da Neigebaurs Erscheinen bei uns mich schrecklich an meine Nachlässigkeit erinnert — nun aber bin ich doch zu tief erschüttert, um viel schreiben zu können, denn vor einer Stunde ist die Nachricht vom Tode meiner ersten Frau bei uns eingetroffen. Die Arme ist also todt! Ihre Krankheit soll, wie man sagt, eine Art Cholera gewesen sein. —

Was die Griechen Nemesis und die Bibel Gottes Finger nannte, steht in Mindings Schrift.* Ein wahrhaftes Meisterstück. Caspar meint zwar, er schüttle sich das alles wie Staub ab. — Der Mann hat noch große Freude und Stützen.

Leben Sie wohl, theurer Freund, ich kann nicht mehr schreiben. Die Meinigen grüßen herzlich und sind wohl. Ich bin in einem Tage nach Dresden hin, und den zweiten zurückgeflogen. Wie gern hätte ich sie gesehn, aber die Eisenbahn wartet nicht.

Ihr ergebener Freund Dieffenbach.

---

* Julius Minding, De vitae functionum perturbationibus notiones generales. Diss. (Berlin 1833). Minding war Doctor der Medicin und Privatgelehrter in Berlin. Johann Caspar ist der bekannte Professor der Medicin, Neigebaur, Geh. Justizrath, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Königsberg.

Arndt, welcher zu jener Zeit gerade so gern alte Erinnerungen in Gelegenheitsgedichten auffrischt, gedenkt des Todes der einst so heiß Geliebten mit keiner Silbe; wunderbarer Weise findet sich auch in den damaligen berliner Zeitungen keine Todesanzeige, kein Nachruf von Freundeshand. Auf dem Kirchhofe in Schöneberg bei Berlin hat Johanna Motherby ihre letzte Ruhestätte gefunden.

W. von Humboldt's Briefe.

1809 bis 1813.

1.

Wilhelm von Humboldt weilte nach seiner Abreise von Königsberg eine Zeit lang auf Burgörne, welche Besitzung eine Erbschaft seiner Frau war, und wo letztere einen großen Theil ihrer Jugend und mit ihrem Manne die ersten Jahre ihrer Ehe verlebt hatte. Frau von H. war damals noch in Italien; dort hatte das jüngste ihrer Kinder, Hermann, im April 1809 das Licht der Welt erblickt. Ihre Tochter Karoline war im Mai 1792 zu Erfurt geboren. — Der Prinz, mit welchem H. in Königsberg verkehrte, ist der Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Luise, welcher am 30. Mai 1809 zum Besuch seiner Verwandten nach Ostpreußen gereist war und im September desselben Jahres wieder in Strelitz eintraf. — Der Geheime Staatsrath Uhden versah während der Abwesenheit H.'s die Geschäfte des Departements für Cultus in Berlin. — Schenkendorf war damals ohne öffentliche Stellung, weshalb H. der Adresse an ihn keinen besondern Titel hinzuzufügen wußte. — Mit Wilhelm Motherby stand H., nachdem er Königsberg verlassen hatte, in Briefverkehr. Ein Brief an ihn, vom 29. April 1810 datirt, ist noch erhalten. — Wenn das Sonett H.'s, welches sich Johanna abschrieb, in die Sammlung der Sonette (1853) überhaupt aufgenommen ist, könnte es nur das Sonett „Die Lotus-Pflanze“ (S. 231) sein.

Burg Oerner bei Mansfeld, den 17. December 1809 Abends.

Ich habe die Stille und Einsamkeit des Landes abgewartet, liebe theure Freundin, um Ihnen ausführlich zu schreiben. Indeß werden Sie kleine Briefe von Marien-

werder und Berlin empfangen haben. Ich weiß, ach! nichts von Ihnen, und der traurige Abend, wo ich Montag vor acht Tagen Ihr Haus verließ, hat auf Einmal alles unerbittlich abgeschnitten. Motherby war auch noch, als er mich die Treppe hinunter begleitete, sehr lieb und gut; es schien ihm wirklich leid zu thun, daß ich ging, und mein einziger Trost bei der Trennung, die mir wirklich sehr und viel weher that, als Sie je glauben werden und glauben können, war, daß doch Sie und er mich nicht vergessen werden. Ich kann und brauche von Vergessen nicht zu reden. Mein unaufhörliches Andenken an Sie, meine unwandelbare Dankbarkeit für Ihre wirklich unnachahmliche Güte, die Fortdauer der Gesinnungen, die Ihnen von mir nun einmal auf immer eigen sind, alles das ist so einfach und natürlich, daß auch Sie auf die Länge unmöglich daran zweifeln werden. Sie dachten wohl recht übel von meiner Beständigkeit, als ich zuerst in Ihr Haus kam, Sie zweifelten auch jetzt wieder bei der Abreise an mir, aber ich werde gewiß nur langsam der Zeit abringen, was ich nicht glücklich genug war, auf einmal zu gewinnen. Daß es mir so schwer wurde, Ihr Vertrauen zu erhalten, war überhaupt das einzige Schmerzhafte, was ich je im Umgang mit Ihnen empfand. Das Vertrauen ist nicht das Höchste, was man schenken kann, aber das Niederschlagendste, wenn es versagt wird, und es that mir auch für Sie leid, daß Sie, irregeleitet durch eine Außenseite, die ich, ohne daß sie mir eigenthümlich ist oft in der Gesellschaft an mir trage, mir gerade das am wenigsten zugestehen wollten, worauf ich gerade am meisten Werth lege, das simple gut seyn, das stille Fortgehen in einer Empfindung, das treue Anhängen an die, welche mir einmal werth geworden sind. Ich weiß wohl, daß Andre das oft viel mehr zu haben scheinen, und daß der Schein recht oft gegen mich ist. Ich weiß aber auch wohl, woher der anscheinende Widerspruch kommt, nur müßte ich, um es Ihnen deutlich zu machen, bis in meine Kindheit zurückgehen; und es ist so lästig von sich zu reden. Auch verwahrten Sie Sich, ich weiß nicht warum, in der letzten Zeit in der That mehr gegen Ihr Vertrauen, als Sie mir mis-

trauten; Sie konnten der Wahrheit selbst nicht widerstehen, und die Momente, wo Sie es mir gestanden, einmal als ich eben fortgehen wollte, an Ihrem Bureau, sind die, deren ich mich am liebsten aus unsrem Zusammenseyn zurückerinnre. — Den letzten Montag-Abend bedurfte ich recht Ihrer Nachsicht und muß Sie tausendmal um Verzeihung bitten, daß ich so war. Es liegt sonst gar nicht in meiner Natur, von welcher Empfindung es sey, so physisch überwältigt zu werden. Aber da konnte ich nicht widerstehen. Ich war wie dumpf und betäubt an allen Sinnen. Ich bin auch die Nacht nicht zu Bett gegangen. Am Morgen haben Sie mich vielleicht am Blasen des Postillons vorüberfahren hören, oder schliefen Sie? — Die Länge der Reise ist mir ein wahres Labsal gewesen, wo man einmal entbehren muß, was man eigentlich gern hätte, ist das Köstlichste immer, so still in sich gekehrt zu sitzen, am Denken an die Vergangenheit und das Entfernte durch nichts in der Gegenwart gestört zu werden, und sich ungetheilt, und ohne auch nur durch eine ferne Besorgniß unterbrochen werden zu können, auf Einen Gegenstand zu sammeln. Daß ich an Sie gedacht habe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, eher daß ich auch viel über Sie gedacht habe. Ach, liebe Freundin, ich habe mir oft wiederholt alles zusammengestellt, wie Sie mir erschienen waren, jedes irgend merkwürdige Wort, was Sie gesagt hatten, was Sie mir selbst aus Ihrer Kindheit und ersten Jugend erzählt haben, kurz alles, was ein Bild von einem Menschen vollenden kann, und es ist mir aufs Neue so recht tief, und so ohne alle Partheilichkeit — bloß als wäre es um Kenntniß und Wahrheit zu thun — bestätigt worden, daß es kein zweites weibliches Wesen, wie Sie, giebt, daß in Ihnen ein unergründlicher Schatz der eigensten, tiefsten und zartesten Empfindung verborgen ist, und daß Sie noch außerdem so grundgut, so himmlisch wahr und so kindlich unschuldig sind, daß das alles einen unbeschreiblichen Zauber über ihren näheren Umgang verbreitet. Darum behaupte ich auch immerfort, daß wer Sie recht kennt, nicht eigentlich, selbst wenn er noch so leidenschaftlich wäre, an sich denken kann, daß er hingerißen werden muß durch

die Art, wie Sie sind, und daß ihm also das Erste und Schönste seyn muß, auch wenn er dadurch litte, Sie in Ihrer Freiheit zu sehn. Es giebt keine höhere und würdigere Beschäftigung, als diese Tiefen der Menschheit, die sich so selten klar und rein offenbaren, zu entdecken, zu betrachten und zu verfolgen, und was die Menschen thun und treiben, hat doch nur Werth, insofern jenes Höchste dadurch genährt oder hervorgehoben wird. Wenn Sie das meinten, wenn Sie mir manchmal sagten, daß ich immer etwas haben müße, was mich innerlich und abgesondert beschäftige, so haben Sie sehr recht, meine Liebe. Aber worauf die Männer gewöhnlich einen so großen Werth setzen, und wovon Wohl und Weh abhängen soll, treibe ich wie ein andrer, und oft wohl besser, aber mich innerlich berührt es nie sehr, es ist mir Nebensache, und ich lege nur Werth auf das, was der Mensch in sich ist, was er dem Menschen giebt, und woraus hernach auch die Größe und Schönheit hervorgeht, die sich in keinem einzelnen Menschen vollkommen darzustellen vermag. Der Hang, nur diese Bahn zu verfolgen, zog mich auch zuerst zu Ihnen hin, seit ich Sie zum erstenmal sprach. Ach! ich habe mir oft bittre Vorwürfe gemacht, daß ich Sie nicht schon früher, als ich Sie bloß sah, erkannte, daß ich die Züge übersehen konnte, in denen ich hernach so viel las. Allein ich war sehr verstimmt die ersten Monate in Königsberg, der Ort war mir fatal, unter allen Menschen zog mich niemand an, ich ging daher an Allem, fast ohne es anzusehen, vorüber, und jenen Abend zerstreute mich der Prinz George, der ebenso, wie ich, über Königsberg dachte, noch mehr. Wie ist das nachher so anders geworden! Der Mensch weiß nie vorher, was ihm geschehen wird; indeß giebt es, wie ich Ihnen oft sagte, eine gewisse innere, untrügliche Ueberzeugung, daß gewisse Dinge wohl Einmal, aber nie wieder geschehen. — Es ist wunderbar, daß ich eigentlich, in so glücklichen Verhältnissen Sie noch sind, nicht ohne eine gewisse Bangigkeit an Sie denken kann. Mein Sonnett, daß Sie abgeschrieben haben, paßt, ob es gleich längst, eh' ich Sie kannte, gemacht ist, recht eigentlich auf Sie. Wie eine Pflanze, die der Milde des Himmels nicht

traut, unter den sie versetzt ist, bedürfen Sie einer eignen schonenden Pflege. Darin vertrauten und folgten Sie mir, und darin wäre ich Ihnen wohlthätig gewesen. Ich hasse alles, was den innern Frieden der Seele stört, und ich kann in keinem Verhältnisse ruhen, bis ich es nicht dahin gebracht habe, daß es harmonisch in alle übrige eingreift. Wo wahrhaft Fülle und Stärke der Empfindung ist — Stärke der Entsagung und Fülle des Genusses — da ist diese äußere Harmonie immer ohne Hemmung der innern Freiheit erreichbar. Da Sie sehen mußten, wie rein und gut ich es mit Ihnen meinte, warum würden Sie Sich nicht mir in der Folge noch mehr erschlossen haben, warum nicht meinem Rath, meinen Bitten mehr gefolgt seyn? Thun Sie es noch entfernt. Verschwenden Sie Ihre unnachahmlich schöne, Ihnen so eigenthümliche Reizbarkeit nicht an zu kleine Dinge des Lebens, besiegen Sie Ihre Heftigkeit vorzüglich, wo Sie nach außen geht, trennen Sie mehr das äußere Seyn von dem innern, behandeln Sie jenes mit Kälte und Ruhe, um in diesem ganz Sie zu bleiben, hüten Sie Sich vor allen den Empfindungen, welche die Sache zerreißen, ohne Sie zu heben, denken Sie recht oft, daß es nur zwei des Menschen eigentlich würdige Zustände giebt: Heiterkeit und Wehmuth, und streben Sie diesen nach. Das Geheimniß, darin glücklich zu seyn, ist, immer nach Klarheit zu ringen, die auch aus dem leidenschaftlichsten Zustand, wenn er nur recht tief ist, plötzlich wie eine Flamme hervorstrahlt, und, mit Verachtung des Kleinlichen, dem Großen nachzutrachten. Ueberhaupt, Liebe, giebt es ein enges Feld des wirklichen Lebens und ein unendliches und unermeßliches der freien und reinen Empfindung. Niemand auf Erden vermag gleich in jedem verwirrten Moment von dem einen zum andern überzuschreiten, aber wer sich gewöhnt hat, den Uebergang am schnellsten zu machen, der ist nicht beständig darum der glücklichste, aber der beneidenswürdigste im Unglück. Zürnen Sie mir auch nicht, daß ich Sie, wie meine Tochter, ermahne. Sie könnten es seyn; aber ich könnte nicht innigeren Antheil an Ihrem Glück nehmen, als jetzt, und wenn Ihnen das, und daß das immer so bleiben wird, daß Sie unwandelbar auf mich

rechnen können, einen Augenblick Freude machen kann, so denken Sie es recht oft. Es ist sehr traurig, recht sehr, gerade von Ihnen so fern zu leben und ohne Hoffnung, nicht zwar des Wiedersehens, — denn dafür sorg' ich gewiß und trete einmal, ehe Sie es denken, das nächstemal vermuthlich mit meiner Frau, in Ihre Stube (wie Sie dann seyn werden? ob gütig wie sonst, oder fremd und kalt? daran denk' ich so oft), — aber doch ohne Hoffnung langen Zusammenseyns. Welch ein Trost mir die Tasse ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Sie steht noch jetzt eben bei mir und beglückt mich so treu, daß es mich ordentlich rührt. Haben Sie noch die zerbrochene Baguette? Ich weiß noch nicht, wie ich mich widersetzen konnte, sie anzunehmen. — Es ist fast Mitternacht geworden, und der Wind weht schauerlich. Ich wohne mit meinem Bedienten mutterseelen allein in einem großen Schloß. Hier lernte ich meine Frau kennen und lebte mit ihr als Braut, und gleich nach unsrer Heirath bis gegen Carolinens Geburt. Bei dem Gedächtniß, das Sie nur kennen, ist kein Schritt ohne Erinnerungen. Gute Nacht! So sagte ich auch, als ich von Ihnen ging. Wann werd' ich es wieder sagen? — Ganz der Ihrige H.

Sie erhalten diesen Brief durch Schenkendorf. Ich weiß ihn aber nur durch seinen Vornamen Max zu unterscheiden. Sollte das nicht hinreichen, so schreiben Sie mir doch seine Adresse ausführlich. Die meinige ist:

An Herrn Geheimen StaatsRath v. Humboldt in Berlin,
beim StaatsRath Uhden abzugeben.

Uhden schickt mir alles nach. — Könnten Sie es wohl übers Herz bringen, mir zu schreiben?

2.

Georg H. L. Nicolovius wurde Ende 1809 als Staatsrath in die Section für Cultus im Ministerium nach Berlin berufen, nachdem er vorher in Königsberg als Mitglied des Consistoriums

und dann im Departement für das geistliche, Schul- und Armenwesen gewirkt hatte. 1813 war er wieder in Königsberg, von wo er sein Ressort leitete, und kam mit Arndt und dessen Freundeskreis in näheren Verkehr. — Prinzessin Luise, Tochter des Prinzen August Ferdinand von Preußen, verehelichte Fürstin Radziwill, war H.'s vertraute Freundin. — Die Gräfin Voß ist wahrscheinlich die Frau des Enkelsohns der bekannten Oberhofmeisterin von Voß, der damals beim ersten Garde-Regiment stand. — Hedemann, der spätere General, 1785 geboren, war 1807 Adjutant des Prinzen Wilhelm, 1810 Stabsrittmeister. Später wurde er der Schwiegersohn H.'s. Johanna hat ihn wahrscheinlich in Königsberg kennen gelernt, wo ein (Verwandter von ihm?) Hedemann damals Oberbürgermeister war. — Höpfner, Justizrath, hat sich als Pastellmaler bekannt gemacht; über sein sonstiges Leben ist nichts zu ermitteln gewesen. — W. v. H. wohnte in Berlin 1810 im Fürstlich Reußischen Garten, in der Leipziger Straße, wo jetzt das Kriegsministerium ist. Sein Sohn Theodor, der älteste der beiden leben gebliebenen Brüder, ist derselbe, welcher 1810 die Erlaubniß erhielt, Wappen und Namen des ausgestorbenen Geschlechts von Dachröden, woraus seine Mutter stammte, dem seinigen beizufügen. — In Frankfurt a. d. Oder wohnte W. v. H. während seiner Universitätszeit mit seinem Bruder Alexander im Hause seines ehemaligen Lehrers Löffler, der inzwischen dort eine Professur erhalten hatte. — Auch dieser Brief scheint durch Vermittelung von Schenkendorf an Johanna gelangt zu sein, wenn wir nicht etwa unter der mit S. bezeichneten Person den alten Scheffner, der in Motherby's Haus wohnte, zu suchen haben. Die mit R. bezeichnete Person, mit welcher H. in Berlin zusammentrifft und die mit Johanna in Briefwechsel gestanden haben muß, ist mit keinem Freunde aus Motherby's und Johanna's Verkehrskreis zu identificiren, ebensowenig der kurz darauf erwähnte H..., dessen Name nicht zu entziffern ist und ähnlich wie Heun, Heinrich rc. gelesen werden kann. Es kann nur als Vermuthung hingestellt werden, daß in dem mit R. bezeichneten Freunde Johanna's ein Radziwill, vielleicht der spätere Statthalter in Posen, oder ein Racynski zu suchen ist; jedenfalls scheint es nach ihrem Benehmen H. gegenüber eine hochgestellte Person gewesen zu sein, die sich des Briefwechsels mit Johanna rühmt. — Ebenso ist es eine reine Vermuthung, in der

mit H... bezeichneten Persönlichkeit Karl Gottl. Sam. Heun (Klauren) zu suchen, welcher 1810 nach Berlin kam, wo er in dem Bureau Hardenberg's beschäftigt ward. — Grieb muß ein Lehrer gewesen sein, bei welchem Johanna Unterricht nahm. — Der am Schluß des Briefes genannte H...., dessen Name Hasitius, Husitius oder auch Helvetius gedeutet werden kann, ist vielleicht ein Lehrer der Kinder Johanna's gewesen. Ueber beide letztgenannten Männer lassen sich nähere Angaben nicht machen. — Ueber eine Baguette (eigentlich: Wünschelruthe, hier aber wol in der Bedeutung: Fingerring), wie eine solche Johanna H. geschenkt hat, handelt auch ein Sonett H.'s in der Sammlung (S. 154), das vielleicht bei dieser Gelegenheit entstanden ist.

Berlin, den 7. März 1810.

Ich war drei Tage in Frankfurt an der Oder gewesen, liebe Motherby, und kam heute früh wieder zurück. Ich sehnte mich unendlich nach einem Briefe von Ihnen und schwebte zwischen Furcht und Hofnung. Ich fuhr bei Nicolovius vor, der meine Briefe in meiner Abwesenheit empfangen hatte; sie waren schon in mein Haus geschickt worden, und wie ich in dies hineintrat, kam mir mein Kanzleidiener mit Ihrem Briefe (den Nicolovius also nicht in Händen gehabt hat) entgegen. Ich kann Ihnen nicht sagen, Ihnen, Liebe, wie glücklich er mich gemacht hat, so lieb, so ausführlich, so vertraulich, so ganz wie Sie immer mit mir waren, so wahr über alles, was Sie betrift. Ich habe ihn schon wer weiß wie oft gelesen und werde ihn immer wieder lesen. Ihr Schweigen, ach! verzeihen Sie, daß ich es Ihnen sage, hatte mich sehr unglücklich gemacht, ich vertraute Ihnen zwar immer, aber ich zweifelte nur, daß Sie recht fühlten, was mir Ihre Briefe sind, und darum das Schreiben von einem Tage zum andern so hingehen ließen. Dann machte ich mir allerlei düstere Vorstellungen. Ich dachte mir Ihre Kinder kränker, vielleicht Sie selbst, kurz ich litt sehr und wußte nicht, wie ich mir helfen sollte. Ihnen zu oft schreiben, war auffallend, und das Schreiben und nicht sagen dürfen, was man fühlt, hat auch etwas unendlich Peinliches. Von Schenkendorf's Rückkunft, selbst

nur, ob Sie meinen Brief bekommen hatten, wußte ich auch nichts. Jetzt aber haben Sie mich für Alles belohnt, und ich danke Ihnen herzlich und innig dafür. — Sie müssen schon meinen andern Briefen angesehen haben, liebe Freundin, wie es in meinem Innern steht. Nichts in der Gegenwart hat die Eindrücke verlöscht, die mir jene so kurze, aber so himmlische Zeit geschaffen hat, nichts wird sie verlöschen. Ich sehne mich unbeschreiblich nach Ihnen zurück, es ist mir, als finge das Jahr nur mit dem 8. September an und endete mit dem traurigen 5. December, und als gäbe es sonst keine Zeit. Mitten in der Nacht, beim Arbeiten ergreift es mich manchmal auf eine unaussprechlich wehe Weise. Ich greife dann nach der Tasse, die, wenn ich sie nicht brauche, immer auf meinem Schreibtisch steht, — die Tasse ist sehr gut, sie war wieder in Frankfurt mit mir. Ob ich auch die Baguette noch habe? Die verliere ich gewiß nicht, und da ich sie nicht gut tragen kann, trage ich seitdem keine andre. Die Muschel bedauern Sie nicht, ich sagte ja gleich, Sie möchten sie nicht behalten, aber der Traum ist sehr hübsch. Es hat mich unendlich gefreut, daß Sie sagen, daß niemand Sie so kennt, wie ich, niemand sich Ihrer so annimmt. Das ist gewiß tiefe und innige Wahrheit; auch streite ich nicht gegen den Ausdruck des Annehmens, ob er gleich sonst gar nicht für unser Verhältniß paßt, da Sie eher Sich meiner angenommen und mich geduldet und getragen haben. Aber es ist wahr, Sie sind so weich und zart, so leicht erregbar, daß Sie oft der Hülfe bedürfen, und das ist ein vorzüglicher Reiz in Ihnen, da Sie dabei auch wieder sehr fest und selbständig sind, und das, was Ihnen einmal theuer ist, Sie, weder im Innern noch Aeußern, verläugnen. Sie haben vielmehr darin wahre und seltene Größe. Mir ist ein Wesen, wie Sie, nie erschienen; Sie haben wieder Gefühle in mir erschlossen, die ich für todt und abgestorben hielt; ich bin auch so unendlich gewiß, daß das immer gleich und unverändert in mir bleiben wird, daß ich die Erinnerung dieser Vergangenheit und die Hofnung selbst einer gleich schönen Zukunft nicht mehr von meinem Daseyn abtrennen kann. Auch in Ihnen, Liebe, muß jeder Zweifel deshalb verbannt

seyn. Sie müssen gefühlt haben, daß jeder meiner Blicke, jedes meiner Worte tief aus meinem Innern hervorkam, daß die Gefühle, die ich mich nicht scheue, einzugestehen, mit allen übrigen tief und fest in mir gewurzelten harmonisch verbunden waren, daß ich nie von Ihnen etwas forderte, ja nie gern in Ihnen nur geduldet hätte, was die gleiche Harmonie in Ihnen hätte stören können. Und Sie sehen jetzt, daß es eben so auch, da ich abwesend bin, in mir geblieben ist. Auch in der unbeschränktesten Freiheit, die man der Empfindung ewig erhalten muß, giebt es ein immer die Unveränderlichkeit verbürgendes Gefühl und wieder ein Zusammenstimmen der Wesen, über das hinaus es nun kein Höheres mehr geben kann. Ein wunderbarer Zufall oder vielmehr ein Schicksal, dem ich immer dankbar seyn werde, hat mir Sie zugeführt, es ist durch Sie vieles in mir entstanden, das ich nie gedacht hatte, und nichts, was ehemals in mir war, hat sich gehemmt und unterdrückt gefühlt; ich gäbe mein Leben darum, Sie zufriedener und glücklicher zu machen, ich weiß auch, daß ich nicht leicht je aufhören kann, in Ihr Empfinden und Denken verwebt zu seyn, ich fühle noch lebendiger, daß ich Ihnen noch viel seyn kann, wenn Sie nur in Sich den Glauben an mich erhalten, und so bin ich, seit ich Sie kenne, unendlich reiner mit mir selbst, abgeschlossener in allen Wünschen und Erinnerungen, oft weniger glücklich, aber doch mehr Eins mit mir und Allem, was mich umgiebt. Das weniger glücklich muß Sie nicht schmerzen, liebe Freundin. Es giebt leidenschaftliche Augenblicke, von denen Ruhe und Glück fern sind, die aber, wer das wahre Leben versteht, nie aus sich wegwünscht. Es ist nicht nothwendig, glücklich zu seyn, aber unerläßlich, seine eigentliche, tiefe Bestimmung zu erfüllen; auch der Seidenwurm mag nicht glücklich seyn, wenn er sich einspinnt, aber es giebt ein Gefühl, das weit mehr als Glück ist, die Ruhe der Wehmuth, und die geht allemal aus der Erfüllung der Bestimmung hervor. Die Bestimmung aber ist in jedem Menschen eine eigne, auch findet man sie nie, wenn man danach sucht; aber in Momenten der Rührung, im Zusammenseyn mit Gleichgestimmten, oder in der Einsamkeit mit sich selbst, geht sie

hervor, wie eine Flamme im Dunkel, und wer nicht willkürlich die Augen verschließt, verkennt sie nie. Daran halten auch Sie Sich, meine Liebe, wenn Sie Sich verlassen fühlen. Eigentlich sind Sie es nie. Es giebt Gedanken, die Sie immer umgeben, und Gedanken stärken auch in der Ferne. Ihre Lage ist, wie Sie selbst sagen, eigentlich, wie man es gewöhnlich so nennt, glücklich. Sie ist sogar noch mehr. Denn es ist unläugbar, daß Motherby sehr gut ist, und daß er an Liebe und Schonung für Sie oft, selbst ohne seine Ueberzeugung, aus seinem Kreise hinausgeht. In den Kindern blüht Ihnen ein neues Leben auf. Sie thun in beiden Verhältnissen Alles, was so natürlich aus Ihrem liebevollen, treuen Wesen hervorgeht. Sie sind nie mit Sich selbst im Widerspruch, Sie bilden es Sich manchmal ein, Sie fühlten Sich darum manchmal zerrissen, gespannt, aber das war kränkliche Einbildung, — es ist Ihnen, was selbst so liebenswürdig ist, sehr eigen, Sich leicht Vorwürfe zu machen — oder Folge ungerechter Forderungen, die man an Sie machte. Aber das freilich ist gewiß, die Sie umgeben, kennen Sie nicht, und es ist unendlich schön von Ihnen, daß Sie nie Bedürfniß haben, gekannt zu seyn. Dafür giebt es nun freilich nur zwei Mittel, Einsamkeit und Erinnerung. Es ist wirklich nicht Eigennutz, wenn ich Sie an diese beide verweise. Im Grunde ist doch jeder Mensch eine abgeschlossene Welt, und auch wo man sich am besten und innigsten versteht, bedarf doch jeder noch oft der Einsamkeit und kennt Etwas, das die Mittheilung flieht. Das ist traurig und kann nicht anders empfunden werden, als so. Denn es ist immer eine Schranke im Verständniß. Allein es ist zugleich doch auch schön. Denn die, welche wirklich Eins sind mit einander, sind es immer durch noch viel etwas Andres, als was sie an einander wirklich verstehn und begreifen, und wer Sinn für diese Gefühle besitzt, in dem ist zu viel, als daß es so einzeln übergehen könnte, und nicht vielmehr in sich zurückströmen müßte, — ein Zurückströmen, wozu man allemal der Einsamkeit bedarf. Darum fühlt man sich gegenseitig oft einander näher in der Einsamkeit, als in der Gegenwart. Dennoch gäbe ich un-

endlich viel darum, Sie nur einmal, selbst nur auf einige Augenblicke wiederzusehen. Ich denke es mir so oft, wie ich an Ihr Haus gehen, wie dann in Ihre Stube eintreten, wie Sie am Fenster, wo Sie gewöhnlich saßen, finden würde, und wieviel Zeit wird noch verstreichen, ehe ich wieder bei Ihnen bin. Ich mache zwar viele, und manchmal nützen Projecte, dann sehe ich aber wieder die Hindernisse, und vor dem Sommer des künftigen Jahres darf ich kaum eine leise Hofnung nähren. — Prinzessin Luise hat mir noch oft, und immer sehr lieb, von Ihnen gesprochen, mir auch erzählt, daß Sie mit Ihren Kindern, die sie sehr schön gefunden, bei ihr waren. Neulich hat sie mich sehr warm vertheidigt. Die junge Gräfin Voß moquirte sich darüber, daß ich behauptete, Hedemann zu lieben, und meynte, ich wäre ganz ohne Haß und ohne Liebe, bloß trocken und kalt. Da aber nahm die Prinzessin das Wort, versicherte, dem sey gar nicht so, sie wisse das viel besser, und ich sey auch jetzt noch ebenso. Sie sehen daraus, daß Hedemann noch immer viel mit mir ist. Er geht sogar in mein Haus mit mir, solange bis meine Frau kommt. Er ist mir unendlich attachirt, und Sie müssen ihm schon darum gut seyn. Von Ihnen aber spreche ich nie mit ihm, und er, was eine sehr hübsche Delikatesse ist, auch nicht. Ich kann überhaupt mit niemand von Ihnen reden, und wenn ich einmal muß, sieht man mir bald die Verlegenheit an. Ich könnte nur sprechen, wenn einer Sie angriffe. Aber so lobt man Sie immer, und nur nie recht und wie es seyn sollte, und da muß ich verstummen. — Ich muß Ihnen doch auch von R. sagen. Ich ging gleich in den ersten Tagen, ehe ich noch Besuche gemacht hatte, zu ihm und war einen Abend dort. Es zog mich unwiderstehlich hin. Er schien aber nicht recht à son aise. Beim Herausleuchten fragte er mich unaufgefordert: ob ich Briefe von Königsberg hätte? Ich sagte ja, von Motherby und Ihnen, von jedem Einen, wie damals wahr war. Nach 14 Tagen oder länger, fand ich einmal eine Karte von ihm und erfuhr, daß er sie bloß geschickt hatte. Als H . . . . hergekommen war, kam er selbst, war freundlicher und wiederholte mir beim Weggehen dieselbe

Frage. Ich sagte: Ich hätte einen Brief von Motherby, von Ihnen keinen. Er gab mir darauf zu verstehen, daß er einen hätte. Der ganze Besuch schien nur darum gemacht. Ich litt wirklich darnach sehr, Ihre Kinder krank zu wissen, und kein Wort von Ihnen selbst zu haben. Aber ich fand es in mir, ihm sagte ich nichts, natürlich, daß Sie eher ihm als mir geschrieben hatten, und finde es noch so. Ich kann nie unbescheiden seyn, und was Sie thun, ist immer recht gethan. Sagen Sie mir aber manchmal ein Wort von ihm, Sie wissen, daß ich ihm gut bin, daß ich nie zu einem Misverständniß mit ihm Anlaß gab, und daß es mir immer bloß leid that, wenn er nicht so mit mir war, als ich es wünschte. — Der arme Höpfner thut mir sehr leid. Grüßen Sie ihn sehr von mir. Daß Sie meinen Wagen noch kennen und Sich an das Mal erinnern, wo wir zusammen darin waren. Ach! Sie sind unbeschreiblich lieb und gut. Sie waren es auch den Morgen. Sie hatten Ihren Pelz an. Es ist närrisch, daß ich mir Sie am besten nur in dem denken kann. Sie stehen am lebendigsten vor mir, wie Sie manchmal vor mir die Stube hinaus und die Treppe hinuntergingen. Doch bin ich mit Ihnen viel glücklicher, als ich es sonst zu seyn pflege. Ich kann mir Sie sehr lebhaft denken. Sie fragen nach einem Bilde von mir. Es giebt keins, und ich lasse mich auch ungern malen. Was dem, der mir gut ist, in meinem Gesicht lieb seyn kann, ist zu flüchtig, als daß es in ein Bild überginge. Es giebt eine Büste von mir in Rom, die aber auch, bis das Meer wieder offen ist, da bleiben muß. Man rühmt sie sehr. Aber meine Frau ist doch nicht zufrieden damit. Sie meynt, es fehlte eine gewisse Gutmüthigkeit darin, die ich doch im Gesicht habe, und die auch Sie mir fanden. Erinnern Sie Sich noch, wie Sie mir auf Ihrem Sofa, im alten Kirchhofshause, das ich noch immer sehr liebe, sagten: Sie können kindlich seyn, wie ein Kind, aber auch boshaft, wie ein Mensch. Das letzte glauben Sie jetzt nicht mehr, nicht wahr? Die Augen, an die Sie Sich so freundlich erinnern, leiden jetzt oft. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe bald an diesem, bald an jenem Etwas. — Meine

Frau kommt nun gewiß Ende Junius. Sie kann leicht an unserm Hochzeitstag gerade ankommen. Ich freue mich sehr darauf, ob es mir gleich für sie sehr leid thut. Sie verliert nothwendig. Ich habe indeß ein Haus gemiethet, was wohl den schönsten Garten hat, der in Berlin ist, und ihre Fenster gehen unmittelbar auf den. Sie wird sich auch freuen, mich und Theodor wiederzusehen. Wir waren nie so lange von einander getrennt und hängen beide gleich stark an unserm Zusammenseyn und an unsrer Familienexistenz. Es giebt keine Sache in der Welt, über die wir nicht mit einander reden oder uns stillschweigend verstehen, und schwerlich ist einer von uns beiden von einem andren tiefer und richtiger empfunden worden, als wir von einander. Ich wüßte auch nicht einmal das Mindeste anzugeben, worin, seit unsrer ersten Bekanntschaft, unsere Empfindungen für einander anders geworden wären. Sie haben sich nur durch Glück und Unglück, durch Genuß und Entsagung fester in einander verwebt. Ich fand heute früh auch einen Brief von ihr bei meiner Ankunft. Sie ist wohl, und die Kinder gesund und munter. — In Frankfurt habe ich mich doppelt nach Königsberg gesehnt. Ich habe auch nicht lassen können, meiner Frau, da ich ihr eben schrieb, zu sagen, daß ich zwar dießmal nicht weiter ginge, es aber unendlich gern thäte. Vor 22 Jahren, als ich da studirte, sehnte ich mich umgekehrt nach Berlin und zählte alle Tage und Stunden. Ich habe mich ausdrücklich in das Haus und die Stube führen lassen, die ich damals bewohnte; ich habe es sehr gern, so die Erinnerungen zurückzurufen. Die Stube war noch im Ganzen ebenso; sogar der Sofa stand noch an demselben Ort. Es wohnt jetzt ein sehr hübsches Mädchen da. — Es ist sehr hübsch, daß, wie Sie sagen, Ihnen in Königsberg etwas zu fehlen scheint. Ob andren hier? weiß ich nicht, doch glaub' ich's. Aber mir? das, Liebe, wissen Sie und fühlen Sie. Seyn Sie nicht wieder so grausam. Frauen sind viel härter als Männer. Wenn Sie mir auch nur sagen, wenn Sie sonst keine Zeit haben: ich bin wohl und vergesse Sie nicht. Wenn es nur ein Zettelchen ist, wie das, was Sie mir schrieben, als die

arme Nancy sich den Zahn ausziehen ließ, was ich noch immer mit mir trage, so ist es mir ein unglaublicher Trost. Ich, wie Sie sehen, schreibe auch so schon oft und dann natürlich noch öfter. So ist's mir manchmal, als dürfte ich nicht. Sagen Sie mir, ob es mit S., dem ich das schicke, gut geht? — Ueber die Stunden bei Grieb freue ich mich zwar wohl. Aber Sie sind doch zu was Andrem gemacht, als zur Schulmeisterin, und bringen auch dazu einen andren Geist, als Ihre sonst gute und brave Mitschülerin. Warum sind wir nicht zusammengeblieben? Wir hätten so manches zusammen lesen und beginnen können. Ob Sie gleich recht viel wissen — ich spotte nicht — und wußten, wo Candia liegt, — zürnen Sie auch nicht über den Spaß — so ist Ihnen, wie Sie mir selbst sagten, doch manches Buch noch fremd, das ich mit Ihnen so schön gelesen hätte! Adieu! Ach! schreiben Sie bald wieder und bleiben Sie mir gut. Es ist Ihnen niemand so treu und innig ergeben als ich, es wird niemand so glücklich durch Ihre Briefe und durch eine einzige Zeile Ihrer Hand. Ihr H.

Tausend Küsse an Nancy und Robert. Grüßen Sie H. . . . . Ich bin ihnen wirklich herzlich gut.

3.

Seit September 1810 war Humboldt als Gesandter in **Wien**, wo er mit seiner aus Italien zurückkehrenden Frau wieder zusammentraf. — Die Fürstin **Katharina Bagration**, geb. Skawronska, war die Witwe des Fürsten Peter Bagration, welcher als General in der Schlacht bei Mosaisk am 7. October 1812 gefallen war; später heirathete sie Lord Howden.

Wien, den 24. April 1813.

Ich habe heute sehr viel zu thun gehabt und schreibe Dir noch am Abend einige Zeilen, theures liebes Kind. Es ist ein sonderbares Ding, im ewigen Getriebe der Welt und der Geschäfte zu leben und im tiefsten Herzen nur Stille

und Ruhe und tiefe Einsamkeit zu wünschen und lieben. Auch dringt die Sehnsucht danach immer durch und verschafft sich ihr Recht, denn mitten im Gewirr und Gewühl gehe ich zu dieser Einsamkeit über, und mein Innres ist eigentlich immer still und sanft, wenn gleich manchmal trüb bewegt. Ich habe Inneres und Aeußeres immer sehr zu trennen verstanden und von Kindheit an unendliche Herrschaft über mich selbst geübt und gewonnen. Dadurch eigentlich bin ich geworden, wie ich bin; immer unabhängig, weil das Innere niemand und auch keine Verkettung von Umständen beherrschen kann; und doch wieder sehr abhängig, weil der Mensch eigentlich ein Gefühl braucht, das ihn gerade im Innern beherrscht, und das wahre Glück das ist, wenn das Gefühl sich ihm in einem lebenden Wesen darstellt; unendlich reich, weil es nichts auf Erden giebt, das ich mir nicht auf eine fruchtbare Weise aneignen könnte, und wieder so arm, weil mich immer Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem erfüllt. Ich bin nie religiös gewesen und bin ganz wie die Andächtigen, weil mich immer etwas Unendliches anzieht, das nie besessen und nie gefaßt werden kann, und weil ich am liebsten und im Grunde ewig in Einer Idee lebe. — Du willst wissen, meine Liebe, wo ich wohne, wie ich lebe. Wenn Du einen Plan von Wien hast, so suche den Minoritenplatz auf, in dem größten Hause, das der Kirche am nächsten gegenübersteht, ist unsre Wohnung. Meine Stube geht in den Hof, sie ist klein, länglicht rund, aber heimlich, und da bin ich den größten Theil des Tages. Da ich, wie Du gleich hören wirst, sehr spät zu Bette gehe, stehe ich immer nur um 8 Uhr auf und gehe gleich von meiner Schlafstube in die Stube, von der ich eben sagte. Eine halbe Stunde später kommt mein kleiner vierjähriger Junge und ruft: est servi le déjeuner, Papa! weil er eine französische Wärterin zufällig hat, dann gehe ich zu meiner Frau und frühstücke mit ihr und den Kindern. Von da bis zum Essen bin ich in meiner Stube oder aus, das letztere nur ein Paarmal die Woche; aber da viel Leute zu mir kommen, bin ich wenig allein. Auch beim Essen ist meist jemand. Den Nachmittag bin ich wieder bei mir und

arbeite. Um 8 hat meine Frau meist Gesellschaft, aber ich komme selten hinüber, weil ich zu thun habe oder für mich arbeite. Um 11 Uhr gehe ich ohne Ausnahme alle Abend zur Fürstin Bagration, der Wittwe des im Kriege gebliebenen russischen Generals, wo meine Frau auch manchmal hinkommt, und bleibe da bis 1 oder 2 Uhr. So ist mein Leben einen Tag wie den andern, und Du kannst beinah' von Stunde zu Stunde wissen, was ich thue. In Königsberg ging ich zwischen 11 und 1 vor Deinen Fenstern auf und ab und war viel glücklicher, weil ich in Dir, in mir und in Träumereien lebte. Ich lebe hier gar nicht unglücklich, ich lebe aber glücklich mit meiner Frau und meinen Kindern; aber das Allereigenthümlichste in mir spricht sich nicht aus, oder nicht ganz, nicht rein. Ich bin nicht, wie ich seyn würde ganz nach meinem Willen und meiner Lust, sondern wie ich für sie seyn will. Ich lebe großentheils für sie, gar nicht aus Zwang, aus Pflicht, sondern aus innerer Lust daran, aus Liebe zu ihnen, aber dabei denke ich doch nicht an mich, und vieles unendlich Sonderbare in mir bleibt auch in mir unbeantwortet stehen, wird nicht einmal angesprochen. Die Leute halten es für so natürlich, daß man glücklich mache, was man liebt, und darin wieder glücklich sey, und das ist auch bürgerlich und gemein genommen recht wahr. Aber es giebt eine andere viel eigentlichere und tiefere Liebe, von der ich mit Niemand reden möchte, als mit Dir, die Du mich einmal verführst, heraus zu gehen aus mir und Dir mein Innerstes zu öffnen, und diese Liebe ist dann darin anders und ganz anders. Da kommt es gar nicht auf Glücklichmachen an, da kann es auch Schmerz und Leiden geben. Denn diese Liebe besteht darin, daß das Weib ganz aufgehe in den Mann und gar keine Selbständigkeit mehr habe als seinen Willen, keinen Gedanken, als den er verlangt, keine Empfindung, als die sich ihm unterwirft; und daß er vollkommen frei und selbstkräftig bleibe und sie ansehe als einen Theil von sich, als bestimmt für ihn und in ihm zu leben. Die Menschen, denen dies Träume und Ungereimtheiten scheinen, würden darin von seiner Seite Härte, von ihrer Unterdrückung finden; vielleicht auch haben sie Recht.

Allein wenn es ein Weib gäbe, die dies empfände, wie ich, so würde sie nur darin glücklich seyn, und der Mann, der dies Verhältniß rein aufnähme, würde das Weib, das sich so scheinbar erniedrigte, wie etwas Göttliches verehren. Aber wie komme ich dazu, gerade davon zu sprechen? Ich wollte nur von meinem Leben erzählen. Allein es ist sonderbar, wie Du mich immer zu tiefen und außer dem Kreise des Gewöhnlichen liegenden Empfindungen und Gedanken bringst. Du wirst mir darum nicht böse seyn; Du willst, daß ich frei vor Dir wandle und rede, wie es mir in den Sinn kommt. Schlafe wohl! mein ewig theures! Ich höre hier auf.

Den 1. Mai.

Ich* . . . ., ganz rücksichtslos neben Dir, mit Dir . . . . . ., und rechnen darfür auf Deine Liebe, Deine Folgsamkeit, auf das tief innige Gefühl, daß Du ganz für mich da bist und nie forderst, aber dankbar empfängst. Und dann werde ich Dich immer tiefer erkennen, immer mehr anbeten und lieben, wenn ich es mehr könnte. Und das ist das Wunderbare der Liebe, daß man es immer kann. Ich zähle die Stunden, bis ich Deinen ersten Brief habe. Dann kann ich jeden achten Tag auf einen neuen rechnen. Welche Seligkeit. Es giebt nur zwei unwandelbare Dinge: die Sterne im Himmel und die Liebe und Treue des Weibes auf Erden. Gott! wenn Du einmal nicht schreiben, wenn Du es vergessen, etwas anders vorziehen, es unterlassen könntest, weil ich geschwiegen hätte. Aber verzeih' den sträflichen Gedanken. Es kann nicht seyn. Du bist treu und liebend. — Ich muß Dir sehr sonderbar vorkommen, aber ich bin einmal anders wie andre, und Du hast mich gewollt, wie ich bin, sonst hättest Du nie meine innersten Gefühle beschworen. Wenn Du es verlangtest, konnte ich mit Dir seyn wie mit andren Menschen und in der Brust verschließen, was höher und würdiger ist. Es hat nie ein Mensch solch eine unendliche

* Abgerissen; Lücke von 8—10 Zeilen.

Gewalt über mich besessen, und keiner das eigne Glück mehr verschmäht. Aber es ist mir zurückgekommen, wie verschmähte Liebe sich anschmiegt, und wenn der glücklich ist, der nichts in und um sich abändern möchte, der genießend hängt am Gelungnen und Heitren und an des Schicksals Misgunst und dem Schmerz, der immer Eins ist mit sich und nie zürnt mit dem Schicksal, der nie einem Andren, auch keinem Kinde ein Haar krümmte und, wo er Schmerz machte, mit Liebe zahlte, so habe ich nichts zu wünschen übrig. Auch glaubst Du nicht, holdes Kind, wie ruhig ich des Todes gedenke. Er kommt mir nicht anders vor, als ein ruhiges Ausstrecken und ein sorgenloses Liegen in freundlicher Erde. Aber ich weiß nicht, was ich habe, daß ich immer auf Gedanken mit Dir komme, die sich tiefer bewegen müssen. Ich möchte Dir heiter und leicht schreiben, um Dich froh und heiter zu machen. Aber es will mir nicht gelingen, meine Gefühle sind zu tief, daß ich*. . . . .
Ich umarme Dich tausendmal. Lebe wohl!

---

30. Mai (1813).

Ich sehe es nunmehr als ausgemacht an, daß Du beschlossen hast, mir nicht mehr zu schreiben. Gut denn, liebe Theure. Es sind mir schon viel Schmerzen in meinem Leben gekommen. Sey glücklich, sey froh, denke auch noch manchmal an mich. Nur Eines bitte ich Dich: Zürne mir nicht. Laß wenigstens Frieden noch in Gedanken zwischen uns seyn. Ich werde diesen Briefwechsel jetzt abbrechen. Warum soll ich Dir lästig seyn? Aber ich werde Deinem Mann und Dir durch ihn in einiger Zeit schreiben, damit wenigstens von mir zu Dir ein Band noch bleibe. Lebe wohl! Ich werde noch oft in der Vergangenheit leben, so daß es auch hier seyn wird, wie es immer in mir ist, daß alles in mir ewig ist und unverändert!

* Lücke wie oben; Rückseite des abgerissenen Stückes.

E. M. Arndt's Briefe.

Erster Abschnitt.

Dresden — Berlin.

April bis Juli 1813.

1.

Arndt befand sich seit Anfang April 1813 in Dresden; er wohnte daselbst bei Theodor Körner's Vater, wohin er von den Lützowern empfohlen war, Moritzstraße 753. Am 24. April trafen die beiden Monarchen von Preußen und Rußland in Dresden ein. — Die Projectenmacher, mit denen A. zu thun hatte, waren wunderlicher Art. So wurde z. B. von dem Mathematikprofessor Haugh in Olmütz der Plan auseinandergesetzt, daß vor der Front der deutschen Heere ein magnetischer Eisenkoloß geführt werden solle, der alle feindlichen Geschosse an sich ziehe. A. hatte von solchen curiosen Vorschlägen, die er wahrscheinlich alle beantworten mußte, eine Sammlung angelegt, welche ihm später aber verloren ging. — Der Naturphilosoph, von welchem A. spricht, ist Friedrich Christian Sibbern, nachmaliger Professor der Philosophie in Kopenhagen, der 1813 eine Reise durch Deutschland machte, um Universitäten und ihre Lehrer kennen zu lernen, und in Berlin, Jena, Breslau, Dresden, München sich aufhielt. — Die Situation in Königsberg, auf welche A. Bezug nimmt, ist folgende. Johanna Motherby wohnte in der Vordervorstadt; der Weg von ihrer Wohnung bis zu den Anlagen am Schloßteiche führte an dem Exercir-, jetzigem Paradeplatz vorüber, wo auch das Schauspielhaus stand. A. hatte seine Wohnung bei dem Präsidenten Nicolovius in der Junkernstraße. — Die Fasanerie in Dresden, wohin A. seine Wanderungen unternahm, bildete einen Theil des großen Thiergartens, der sich längs der jetzigen Friedrichstraße vom Ostravorwerk bis dicht an die Weißeritz erstreckte, und gehörte zum Marcolini'schen Palais. — Goethe kam am 20. April nach Dresden und wohnte bei dem Minister Graf von Einsiedel, Seestraße 20. Er hielt sich von jeglichem Verkehr mit den russischen und preußischen Behörden fern,

lebte überhaupt ziemlich eingezogen und reiste am 25. April nach Teplitz. — Vom 26. bis 30. April war A. in Altenburg, wo das russisch-preußische Hauptquartier und Scharnhorst war, im geheimen Auftrage des Ministers Stein, um den Umschlag der Volksstimmung jenseits des Thüringer Waldes bis zum Main hin und die Rüstungen und Stellungen Napoleon's auszukundschaften. — Der am Schluß des Briefes genannte Wilhelm ist Motherby, Johanna's Mann, mit welchem A. bis in spätere Jahre in Briefwechsel stand. — In den Briefen an Johanna bedient sich A. fingirter Namen, so E. Adler, E. Amthor, E. Alter, E. Altherr, M. Amsberg, E. Allmann und von Düben. Als „Sprachmeister Allmann" kehrte A. 1809 von Schweden nach Pommern zurück. — A. hat seine Briefe an Johanna mit fortlaufenden Buchstaben bezeichnen wollen, doch irrt er in der Zählung bereits in dem fünften Briefe, dem er die Bezeichnung C gibt; denn, wenn wir von dem dritten Briefe absehen, welchen Arndt einem solchen an Wilhelm Motherby beilegte, ist der mit C bezeichnete bereits der vierte Brief an Johanna. In der Folgezeit hat A. diese Buchstabenzählung selbst aufgegeben, nachdem noch Brief 9 am Ende mit F, Brief 10 mit G und Brief 14 mit I bezeichnet worden ist.

(Dresden,) Sonnabend 24. April 1813.

Der Kaiser zog heut ein, viele und treffliche Soldaten — Gott gebe ihnen Sieg. Ich habe gearbeitet und bloß Trommeln in den Straßen und Sperlinge unter meinem Fenster, und zuletzt ärgerlich eine verliebte Katze auf dem Dache gehört. Ich denke Dein, süße Kleine. Gott behüte Dich!

Sonntag 25. April.

Das war ein heißer Tag; von Narren und Projektenmachern zerarbeitet, die mir auf den Hals geschickt wurden; zuletzt von einem albernen dänischen Naturphilosophen, der an mich gewiesen war und den ich also nicht die Treppe hinunter werfen durfte. O das war ein heißer Tag, Furina — und dann den Abend schreiben und schreiben. Und denk' ich an die vergangenen Abende, da mögen mir die Augen

überlaufen. Es giebt dürre Tage im Leben; doch nun bin ich bei Dir und dem Teich und der Linde und den Sternen auf dem Exercierplatze, wohin ich nächtlich so oft mit Sehnsucht geblickt habe, und die mir jetzt fast als besondere Sterne vorkommen wollen. Lebt wohl, liebliche Kinder, und blühet und spielet!

Montag 26. April.

Heut endlich wieder als ein Mensch gelebt. Ich verschloß mich und ließ niemand herein, sondern arbeitete bis 3 Uhr in Einem frisch fort; dann schüttelte ich den Staub von den Füßen und trieb mich ins Grün. Es war ein schöner warmer Tag und Gewitterwolken schienen am Himmel zu hängen; es kam aber kein Wetter. Ich nach meiner Fasanerie und ließ mich von Busch zu Busch ergehen und die Blüten rauschen und die Vögel singen und die Gedanken spielen, und sie spielten in manchen Busch hinein und unter manchen schattigen Baum und bekränzten sich mit Liebe und Freude und umhalseten sich mit anderen süßen Gedanken, die aus der Ferne kamen; und sie sprachen viel Süßes und wußten viel Süßes, und zuletzt stand das wehmüthig lächelnde Bildchen, das Furina heißt, vor mir, und winkte und weinte wie eine rosige Frühlingswolke nach dem Regen, und mir schwoll das Herz fast über. Und ich kam endlich wandernd an die Stelle, wo ich zuerst bei meiner Ankunft in Dresden im Fasanenhain gelagert hatte und die kleinen blauen Blümlein für Furina gepflückt; und ich mußte mich wieder dahin legen und träumen, und jetzt standen keine zarte Blümlein da, sondern grobe; deswegen konnte ich keine pflücken; und ich sah in das Blaue des Himmels und entschlief endlich und träumte einen süßen Traum; und Kosacken erweckten mich durch ihren Lärm, und ich in mein Haus und fand zu Hause den alten feierlichen und furchtsamen Göthe und andere, die meine Wirthe besuchten, und verbrachte so den Abend. Und nun sitze ich hier und finde, daß das Leben ein schales Ding ist ohne Liebe und Träume. Schlafe und träume süß, meine Furina!

Freitag 30. April.

Es ist Nacht, ich komme eben von einem geheimen viertägigen Ausflug zu Hause; o wie denke ich an die, welche oft unter der Linde sitzt und dort in den Westen schaut. Gott behüte Furina und lasse ihr ewig die süße Qual der Sehnsucht! Schlafe süß, schlafe wohl!

Sonnabend 1. Mai.

Die heilige Walpurgis ist heut nicht mächtig genug gewesen; es ist kalt, und ein kalter Regen fällt vom Himmel, und kalte und heiße Gedanken kreuzen sich wie Blitze und feurige Drachen durch meine Seele; denn mein Herz ist in Erwartung großer Dinge, und auch große Freude habe ich erlebt: Schlachten wollen sie bald halten, und ein Brief, ach! nur ein Briefchen, ein Zettelchen, doch ein so süßes, ist von dem kleinen schwarzlockigen Täubchen gekommen, das unter der Linde träumt — dem muß das Herz wohl brennen zwischen Eis und Flammen. O heut kann Furina wohl nicht unter der Linde träumen und sich sonnen; hier ist es schon kalt, wie wird es in Königsberg seyn? Furina, kleines buntfarbiges lebendiges Wesen, — o werde nie ein wechselndes Wesen — süßeste kleine Furina, würdest Du doch auf ein paar Stunden, nein auf eine Nacht, eine verborgene kosende und küßende Nacht, zu mir gebracht! sähest Du doch, wie ich geträumt habe mit Dir heute und gestern und alle Tage, wie ich Dich auf den Armen getragen, ... wie ich nicht bloß alle Wagen der leichten Fantasie, sondern auch die knarrenden der Wirklichkeit für Dich bespannt habe — o Du würdest Dich wohl ein wenig freuen. O das süße kleine Briefchen! es ist doch so treu und verständlich; habe Dank! süßesten Dank, daß Du meiner gedenken willst! o denke mein auch so, wenn Du mal lange von mir nichts hörst, wenn ich im Gewimmel des Lebens in Arbeiten und Gefahren hin und her geworfen werde; auch wenn ein geschwindes Schicksal mich wegraffen sollte — auch dann, kleine Lieblingin, denke mein mit liebender Wehmuth, und

dann erzähle den Menschen zuweilen, wer ich gewesen bin, und wie Du mich lieb gehabt hast.

Sonntag 2. Mai.

Eben habe ich Deinen zweiten süßen (ordentlichen) Brief erhalten und mich unmäßig gefreut. Ich war in einer heiligen Stimmung, war hinausgewesen aus dem Thore in den schönen Plauenschen Grund und hatte innig für das Vaterland und für unsere Waffen gebetet. Als ich heimkam, reichte mir der Bediente den lieben Brief, den ich vielmal gelesen und wie vielmal geküßt habe. Aber dann drei matte Stunden; denn Besuchende haben mich hintereinander gequält. Und ich wollte Dir noch so viel sagen und schreiben, und das kann ich nicht, und länger warten lassen darf ich Dich auch nicht: doch geht die Post in einer halben Stunde. — Also, Liebling, Dank, süßen Dank für das Briefchen und die lieben Worte und Wünsche. Habe mich immer recht gut, und sei immer recht lieb und gut. O ich lebe, wenn ich den Staub der Arbeit einmal abschütteln kann, bei allem Entbehren doch in einer glückseligen Sehnsucht, die Liebe hat mir den bunten Blumenschleier der Jugend wieder um die Augen gehängt. O sehne, träume, schmachte Du auch, und sei nicht unglücklich. Ich schreibe Dir bald mehr, auch Wilhelm: Er hat mir nichts Trübes noch Bitteres weder von Dir noch mir geschrieben, sondern alles Heiteres und Liebes. Lebewohl Furina.

Dein E. Adler.

Diesen Brief zeichne ich a; schreibe mir also, Du habest a erhalten.

2.

Am 2. Mai war die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen geschlagen worden; die Verbündeten zogen sich über Dresden nach der Lausitz zurück, während Arndt in einer geheimen Sen-

dung nach dem Norden geschickt wurde, um zunächst über Luckau, Baruth, Mittenwalde nach Berlin, dann nach Stralsund zu gehen und dort zu sehen, ob die Schweden nicht endlich zu Hülfe kämen. — Die drei Arbeiten, welche A. damals vorhatte und vollenden wollte, waren der „Katechismus für deutsche Soldaten", die „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion", welche im Auftrag der russischen Regierung geschrieben wurden, und der dritte Theil von „Geist der Zeit", zu welchem A. in Königsberg Materialien gesammelt hatte. — Ueber die Altenburger Fahrt vgl. Vorbem. zu 1.

(Dresden,) Montag 3. Mai (1813).

Und es war heut viel Geschwätz von Schlachten und Siegen und Niederlagen, und gingen die Mäuler und Gedanken der Menschen viel hin und her. Und ich kehrte mich nicht daran, sondern blieb ruhig und betete für mein Vaterland und dachte, die Wahrheit wird schon kommen. Und den Abend gedachte ich viel an meine süße Furina, da der ganze Tag voll Gedränge gewesen war, und es stand ein süßes wehmüthiges Bild vor mir, als ich unter den Sternen des Himmels an dem heiligen Strome wandelte, und manche wehmüthige Gesichte spielten mit mir. Und nun sitze ich hier und schreibe und denke Dein in Liebe, meine traute Seele, und hoffe nichts und bin doch nicht unglücklich. Gott wird machen, was uns frommt. Ich habe da einen unerschütterlichen Glauben. Halte Dein Wesen fest und thu' nichts wider Dein Herz, wenn Du nicht alles mit Deinem Herzen thun kannst. Habe mich gut, sei gut. Stelle Deine Gedanken mit den Winden, die durch die Linde wehen, sie werden zu mir kommen und meine Brust mit süßen Flammen durchwehen. Lebe wohl, schlafe wohl, träume doch mal von mir. O Süßeste! Das Köpfchen an meiner Brust auf dem Sofa, die trauerige kranke Nacht.

Dienstag 4. Mai.

Arme süße kleine Furina und ich Armer! kaum den Athem habe ich holen können, so haben mich Männer und Weiber und Alte und Junge heut zerarbeitet; immer hin und her, und immer mit neuen Berichten und Fragen und Antworten, daß man hätte toll werden mögen: selbst ein Sieg hätte einen zur Verzweiflung bringen mögen, und gottlob, es ist keine Niederlage, aber ein blutiger Sieg, und unsre Ehre schwimmt oben. Endlich um 9 Uhr Abends riß ich mich los und ins Freie, und wandelte anderthalb Stunden unter hohen und schönen Baumgängen in die Friedrichstadt und wieder zurück, und redete mit meinen liebsten und ältesten Gefreundten, den Sternen, und meine Furina war auch dabei und redete und funkelte mit, und ich war glückselig, und viel fragte ich die Zukunft und was hinter der Sternenhülle künftiger Tage liegt, und endlich betete ich still um Sieg und Glück, und siehe in demselben Augenblick stürzte ich über einen in der Allee gestellten Eckstein und schund mir beide Kniebeine so, daß ich fast lahm war zum Gehen, und jetzt sind sie bei der Besichtigung dick geschwollen. Aber ich hatte eine unendliche Freude; es war mir ein fröhliches Omen des Gelingens meines Gebets, ein solches, das ich schon kenne. Also bin ich sehr froh und lege mich fröhlich ins Bett, wie die Beine auch schmerzen.

Lebe wohl, Süßeste! bete Du auch für das Vaterland! und unter den Bäumen, ja unter einem besonders, denke mein recht lieb.

Sonnabend 8. Mai. Luckau in der Lausitz.

Ich habe diese Tage in mehreren kleinen Sendschaften auf den Straßen herumliegen müssen und bin jetzt hier und morgen in Berlin. Wo dann die nächsten Tage weiter, das hängt von Umständen ab, so wie die Umstände auch entscheiden werden, ob mein soldatisches Leben, dessen eigentlichen Anfang ich mir im Julius gedacht hatte, nicht früher beginnen wird. Wahrscheinlich werde ich mich meines Trosses

um vieles leichter machen, um mit dem Degen und mit der Feder zugleich gerüstet seyn zu können, wann es noth thut. Übrigens ist jetzt grade keine Noth, die treibt; unsre Sachen stehen sehr gut: aber die Noth kann kommen, und dann muß keiner faul seyn. Seitdem mir der Eckstein in die Knochen gefahren ist, bin ich wundersam ruhig über das Große der Dinge und auch andere Zeichen ermahnen mich zur Ruhe. Eigentlich habe ich nur noch drei Arbeiten zu vollenden, womit ich binnen zwei Monaten fertig seyn könnte; dann mögte das lustigste Leben, das Soldatenleben, wohl auch das zweckmäßigste und förderlichste, wenigstens für einen Lebensprüfer und Geschichtsucher, wie ich, das lehrreichste seyn; und würde ich mit andern Staub, so mögten andere die Gelegenheit beschreiben, bei welcher ich es geworden. Wie es auch werde, liebe Seele, süßeste Furina, bete viel für das große Vaterland, die große und heilige Sache, und zuweilen für Deinen treuen Freund, der das grüne Band nicht mehr von sich thut und ein anderes kleines weißes einmal gestohlnes jetzt daran befestigt hat. Meine letzten Tage sind sehr heiß gewesen, und auch die folgenden werden es wohl seyn; das Leben will gefaßt werden, und man muß wirken, weil man noch grün ist. Gottlob ich schwimme in meinem Element und bin gesund wie ein Fisch, wiewohl es in so arbeitvollem Leben an Ärger und Verdruß und bei meinem heißen Herzen auch an Ungeduld nicht fehlen kann. Wahrscheinlich habe ich nun ein Briefchen von Furina unterwegs, vielleicht schon in Dresden: aber wann und wo erhalt' ich es, da ich die ersten Wochen noch keine bleibende Stätte habe? Also, Seelchen, nun schreibe mir nicht eher, als bis ich Dir wieder einen festen Punkt angebe; ich werde Dir auch im Getümmel zuweilen ein fliegendes Wort der Erinnerung senden, wenn ich Feder und Dinte und Papier und in der Umgebung vieler Menschen Worte und Gedanken los kriegen kann. Das ist das Schicksal des Kriegs und eines herumspazierenden Lebens, daß man selbst von dem Süßesten oft lange die Kunde entbehren muß; man darf nicht klagen über das, was man selbst gewollt hat. Und widerlich ist es mir, zu denken, daß andere Augen, als meine, Furinas süße Gedanken belauschen

sollten; was jetzt bei unstät laufenden Briefen so leicht geschehen kann.

Was mich sonst betrifft, liebes Kindlein, so ist es mir auch diese Tage wie auf der Altenburger Fahrt ergangen; und noch heute sah ich an einem hellen See einen Weinberg, wo ich selbander mit Furina einkehrte und lebte; aber meine vier Räder rollten davon, mehrere Postillione, von einer andern Seite herkommend, bliesen und stäubten mir vorüber, und Furina war nicht da. — So ist das Leben.

Wird Furina mein auch gedenken, selbst wenn sie seltener von mir vernimmt? wird sie unter dem grünen Baum und seinen Blüthen und Blättern auch lebendig leben und weben? wird sie mit den Sternen und den Blumen mir bunte und liebende Geister senden? O sie wird es, sie wird es — Lebe denn wohl, wohl! und sei fröhlich, denn ich bin frisch; die Kühe lassen sich mit abendlichem Gemu unter meinem Fenster hören, und bald werden meine Pferde wiehern. Lebe wohl, liebe, spiele und träume und behalte lieb

Deinen E. Adler.

3.

Die nachfolgenden Zeilen sind einem Briefe Arndt's an Wilhelm Motherby beigelegt gewesen, daher die auffallende Form und der Wechsel in der Anrede zwischen Sie und Du. (Vgl. Biographie S. 15.) — Ueber die beiden Kinder aus der Ehe Motherby's und Johanna's, Robert und Nancy, welche später auch in ihren Kosenamen Reu und Nimble (Brief 4, 6) erscheinen, vgl. Biographie S. 4.

Dresden, 5. Mai 1813.

Dank für die lieben Worte, süßeste Freundin. Sie haben mich sehr erfreut, so wie das liebe Briefchen, das Sie hierher an mich geschrieben haben und das ich vor etwa 6 Tagen erhielt. Wie erfreut mich der ruhige und feste

Zustand Ihres Herzens, und daß Sie und die beiden kleinen Gesellen wohl sind und im Garten fleißig auf- und abpatrulliren. Weil niemand an meinem Schicksal herzlicher Theil nimmt als Sie, so bitte ich Sie, recht kindlichen Herzens für unsere große und heilige Sache, die mein ganzes Ich ist, zu beten.

Ich habe es am Sonntage als am Schlachttage unter freiem Himmel gethan, gestern Abend unter den Sternen im Freien. Da hatte ich ein glückliches Omen. Also sei lieb und bete, liebe Seele. Grüße und küsse die Kindlein herzlichst. E. M. A.

4.

Ueber die Reise Arndt's nach Berlin und Stralsund vgl. Vorbem. zu 2. — Besonders freut sich A., in der alten Heimat seinen einzigen Sohn aus erster Ehe, den zwölfjährigen Karl Treu, wiederzusehen, welcher bei seinem Onkel in Bergen erzogen wurde. An ihn hatten Johanna's Kinder Reu und Nimble (vgl. Vorbem. zu 3) Geschenke mitgesandt, welche A. überbringen sollte. — In Berlin trifft A. die Witwe und die Kinder des Obersten Graf Chasot, der in Pskow am Peipussee als Chef der 2. Brigade der deutsch-russischen Legion am Nervenfieber im Januar 1813 gestorben war, und welchem A. ein besonderes Gedicht „Das Lied von Chasot" gewidmet hat. — W. v. Humboldt's Sohn ist der älteste, Theodor, nachmals von Humboldt-Dacheröden; vgl. Humboldt's Briefe Nr. 2. — Der Buchhändler Georg Reimer in Berlin, ein geborener Greifswalder, war A.'s alter Freund, ein ganzer Mann, der in den Freiheitskriegen Geschäft, Weib und Kinder verließ, um für sein Vaterland zu kämpfen. Er starb 1842.

Berlin, Dinstag 11ter Mai 1813.

Erst gestern kam ich hier an, süße Furina. In Baruth gingen die Pferde mit meinem Wagen durch und zerstörten mir etwas daran; das hielt 5 Stunden auf; und vorgestern Nacht brach zwischen Mittenwalde und hier ein Rad, das

versäumte 8 Stunden. So muß man Geduld lernen. Hier habe ich meine Freunde munter und muthig und alles rings in kriegerischer Bewegung gefunden, was meine Seele innigst erfreut hat. Ich werde morgen oder übermorgen auf 4—5 Tage nach Pommern fahren und meinen Treu sehen und die lieben Geschenke von Reu und der tapfern Nimble abliefern; ich habe Noth, meine Sachen einmal zu ordnen und Testament ꝛc. zu machen, weil ich hinfort immer ein fliegendes und wahrscheinlich auch ein kriegendes Leben führen werde. Ich entledige mich bei dieser Gelegenheit auch von einer Menge Sachen und Bücher und anderm Gepäck, die man nicht mitschleppen kann.

Die Chasotischen Kinder habe ich gestern gesehen, auch die schöne Betty, wirklich ein schönes, obgleich etwas zu breites Kind. Die armen Kinder jammern mich unendlich; sie haben den herrlichsten Vater verloren, der ihre Stütze hätte seyn sollen und gewesen sein würde, und eine thörigte, in dem wüstesten Aberglauben halb verrückte Mutter verthut ihr Gut und quält sie zu Wassermaschinen. Es war etwas Trostloses, in diesem Trauerhause zu seyn; lange bin ich von Thränen und Wehklagen nicht so mitgenommen worden, so daß ich fast wie ein zerrissener Lappen aus diesem Hause schied. Heute muß ich wieder hin, denn die Alte hat eben zu mir geschickt: wenn das lange so währt, werden ihre Kinder verrückt wie sie selbst. Auch einen Sohn Deines Freundes Humboldt in Wien habe ich in Dresden kennen lernen; er ist unter den Leibdragonern: ein armer Lappen.

Bald, süßeste Liebe, werde ich bekanntere Städte und Bäume und Flüsse und liebe und liebere Menschen sehen und mich auf der Reise zu ihnen mit wehmüthigen und süßen Erinnerungen und mit Hoffnungen weiden, die oft wehmüthiger sind, als die Erinnerungen. Dann wird Furina viel und lebendigst in mir weben und an mich schreiben; dann, wann die Blumen des Herzens zu blühen anfangen, thut die volleste und duftigste Blume der Brust sich immer am innigsten auf. Lebe wohl, meine Seele, mein buntes romantisches Vöglein, und singe und spiele auf den Frühlingsästen; unter meinem grünen Baum denke mein, auf der Brücke schaue nach dem

Sitz hin, wo ich gelegen habe, und wenn Du das Gäßchen gehst, durch welches ich in glücklichen Stunden so oft gegangen bin, das Gäßchen, welches das Schauspielhaus grade ansieht, und wenn Du abendlich um die Ecke kommst, so sieh über den großen Platz hinaus in das offene gestirnte Auge des Himmels und hauche Deine sehnende Seele in die Sterne, denn dort habe ich viel geredet mit Dir und mit ihnen.

Lebe wohl, Süßeste.

Dein E. Adler.

S. N. Schreib mir doch sogleich nach dem Empfange dieses. Meine Addr. Herrn M. Amsberg in Berlin; darum ein Kouvert geschlagen: Herrn Reimer in Berlin, Realschulbuchhandlung.

5.

Auf seiner Reise nach dem Norden suchte Arndt seine Familie und seine alten Bekannten auf. — Seine Brüder, Karl, Fritz, Lorenz, Ludwig und Wilhelm, sowie seine Schwester Dorothea (Gottesgab) lebten in der Heimat. Karl hatte Kaufmann werden sollen, wandte sich aber bald der Landwirthschaft zu und verwaltete damals das Domänengut Zipke bei Barth. Fritz, der „Redliche", der Schul- und Universitätsgenosse E. M. A.'s, starb 1815 als Bürgermeister in Bergen auf Rügen. Lorenz und Ludwig waren Landwirthe; letzterer bewirthschaftete das Gut Trantow bei Loitz an der Peene, wo früher sein Vater gewohnt hatte. In Putbus lebte der jüngste Bruder Wilhelm und die „alte liebe Base" Sophie Schumacher, die Schwester der Mutter der Brüder. A.'s Schwester Dorothea lebte bei ihrem Bruder Fritz in Bergen. — Von E. M. A.'s älteren Bekannten wohnte in Klempenow bei Demmin der Oberamtmann Fleischmann, sein alter Freund, bei welchem er auf der Flucht vor den Franzosen 1812 eingekehrt und zwei Wochen ausgeruht hatte. — In Greifswald besuchte A. seinen Freund Professor Billroth, der ihn 1812 durch einen Brief vor dem Herannahen der Franzosen gewarnt und dadurch zur Flucht bewogen hatte. — Der schwedische Oberhofmarschall

Otto Magnus Freiherr Munck auf Brandshagen gehörte ebenfalls zu den Treuen, welche A. 1812 die Flucht erleichtert hatten. Er war „ein Bild altnordischer Treue, aber, wie es treuen Nordmenschen oft geht, fast zu heftig". Bei der schwedischen Revolution war M. seinem alten Herrn bis an das Ende treu geblieben und hatte dadurch viel von seinen Einnahmen eingebüßt. Auf ihn dichtete A. 1807 das „Lied gesungen zu Edeby am Mälare" und 1812 „Willkommen". General von Dyke auf Losentitz war, wie A. sagt, Priester, Vater, Patriarch der Seinen, aus rügenschem Bauernstamme. Ihm widmete A. zu seinem achtzigjährigen Geburtstage zwei Gedichte. — Von Losentitz aus fuhr A. an seinem Geburtsorte Schoritz vorüber nach Garz, wo er Charlotte Pistorius besuchte, die Frau des dortigen Magisters und spätern Superintendenten Pistorius und Tochter des Superintendenten Pritzbur. — Auf dem Rugard, nordöstlich von Bergen, steht jetzt das Arndt-Denkmal. — Götemitz war das Gut des Herrn von Kathen, dessen Frau Charlotte, geb. von Mühlenfels, A.'s langjährige Freundin war, an welche er eine Reihe innig gefühlter Briefe gerichtet hat.

Nr. C. Berlin, 22. Mai 1813.

Nach dem Herumfliegen von 7—8 Tagen bin ich wieder hier, meine liebliche und holde Furina, und denke nicht ohne Wehmuth an die nächstverflossenen Tage und an alles, was mir in verschiedenen Verhältnissen so lieb und doch so fern von mir ist, und an das gewaltige Schicksal, das mich ohne Rast einem Ziele zutreibt, das ich vielleicht nimmer erreiche, und so viel Anderes, was ich im Leben hätte vollenden können, unvollendet liegen läßt. Meine Reise ist wie ein Traum vorbeigeflogen, und so mannigfaltig und dicht sind die verschiedenen von allen Seiten auf mich zuströmenden Eindrücke gewesen, daß ich davon fast erdrückt worden bin.

Ich fuhr den 12. Mai aus Berlin ab, war den 13. bei einem Freund in Klempenow bei Demmin und den 14. Nachmittags bei meinem Bruder Ludwig zu Trantow bei Loitz. Den folgenden Tag nach Greifswald und einige Geschäfte abgemacht, und einige liebe Menschen besehen. Des Abends fuhr ich und mein Bruder zu Muncks, die nahe an

der Rügenschen Fähre wohnen; die waren aber in Stralsund: es war spät und wir übernachteten bei einer wackern Frau, die Nachbarin ist, einer Frau Scheren, reiche Wittwe und Freundin des Hauses und meiner. Den 15. Morgens nach dem mütterlichen Eiland Rügen; Mittag gegessen bei dem alten braven General Dyke, meinem Freund, dem Ort vorbeigefahren, wo ich gebohren bin und meine ersten Kinderjahre am Meeresstrande durchspielt habe; (noch sind die alten Gestade und Bäume so lieb) Nachmittags in Garz, wo ich getauft bin: ein kleines Städtchen: da sah ich meine liebe und lebendige Pistoria, lobenreich wie immer, aber die Spuren einer schweren Krankheit und eines im Ganzen freudenlosen Lebens an sich tragend; ich blieb nur eine halbe Stunde, dann nach Putbus, eine Meile von da, ein Paradis, wo mein jüngster Bruder wohnt. Er war nach Bergen, und ich fand statt seiner eine junge hübsche Frau, die er sich unterdessen gewonnen hat und die . . . recht liebe und freundliche Augen zeigte; aber ich fand noch einen andern Schatz, einen recht reichen Schatz voll Liebe, eine fromme Seele, wie Gott ihrer wenige schuf, die Schwester meiner Mutter, die meiner Mutter Kindern immer an Mutter Statt gewesen ist — und das war eine Freude, und nicht ohne Thränen. Wir aßen Abendbrod, dann angespannt und nach Bergen zu Bruder Friedrich. Da fand ich den jüngsten Bruder, die jüngste Schwester, den redlichen Fritz und viele Freunde beisammen, und auch den Karl Treu, groß und stattlich, mit fliegendem Lockenhaar und hellen Augen auf mich stürzend und mich umklammernd. Ich freute mich des Buben sehr; er war soldatisch angethan, mit einem großen Säbel um und schwedischen Busch am Hut und sah nicht übel aus. Hier gab es einen frohen Abend bis spät in die Nacht. — Den andern Vormittag Geschäfte mit Bruder Fritz (es war der 16. und Sonntag) und mein Vaterland vom hohen Rugard mit Sehnsucht überschaut. — Dann alle nach Putbus, wo Mittag gegessen ward. Um 7 Uhr von dannen im trüben Regen; heute, besonders den Nachmittag, war meine Seele viel bei Furina, und ich träumte und bedachte, wie sie in Manchem mir so fast ähnlich, wie ein

Weib es seyn kann, und wie sie fast meine Hand mir zu schreiben däucht, und ich war sehr wehmüthig. Angekehrt in Garz, den alten braven Probst noch zu sehen; es regnete gräßlich; viele Schweden, die auf Stralsund marschirten; Götemitz und die liebe Lotte Kathen nicht gesehen; obgleich es nahe am Wege liegt: der Regen verspätete alles; gegen 7 Uhr in einem Boote mit schwedischen Soldaten und sechs Pulverkarren uns einschiffend; das Wetter heiterte sich auf, und viele schwedische Galeeren und englische Schiffe wimpelten anmuthig in der Ferne vor Stralsunds Hafen. — Nun ward es Abend, dunkel ging ich in Stralsund ein, bald zu Muncks; ihn fand ich munter, sie kränkelnd und nicht, wie ich gewünscht hatte; die schöne Frau kann es doch nicht leicht ertragen, daß sie bald 40 Jahre alt wird: dazu kommt, daß die liebste Nichte die nächsten Tage wieder nach Finland zu den Ältern abreisen soll. Hier ein sehr herzliches Willkommen, doch mehr Klagen über die Zeit als Freude, dann nicht unlustige Abendtafel, wo bekannte schwedische Generale ꝛc. sich fanden, darauf noch allerlei Rathschlagungen über Reisen ins Bad, Fragen über Petersburg und seine Verhältnisse zum russischen Kaiser — endlich mit meinem Bruder Ludwig müd und matt ins Bett. — Den 17. Mai viele Geschäfte, Besuche rings um, Antreffen und Umhalsen von zwei andern Brüdern, die hinbestellt waren, Mittag bei Muncks, wo große Tafel, Gesang ꝛc. war. Sie begleiteten mich eine Meile bis zu ihrem Landsitz, und ich fuhr wieder nach Greifswald, wo ich ein paar Stunden noch zu thun hatte. — Den 18. früh war ich in Trantow, wohin mehrere Brüder und Freunde kamen; da lebte ich den letzten Tag ermattet vom Wechsel zu vieler Gefühle und Arbeiten. — Den folgenden Tag ging es nach Mecklenburg in Geschäften, wo ich mich einige Tage getummelt habe, und nun bin ich wieder hier. Meine Rückreise ist in einer dumpfen Stimmung gewesen; ich habe Manches anders gefunden, als ich gedacht habe, in einigen Menschen von der Zeit recht tiefe Furchen gezogen, andere fast niedergerissen nicht außen allein, sondern innen. Das macht wehmüthig, süßeste Furina, und daß so viele Dinge und Menschen nothwendig wechseln müssen. Bin

ich vielleicht auch so verwandelt? und komme ich andern vielleicht auch so vor? O du glückliche Blindheit, daß wir uns selbst nicht anschauen können, wie wir andern erscheinen! Dies ist mein kurzes Tagebuch. Lebe wohl, schlafe süß!

Den 23. (Mai) Morgens.

Sieh da, ein süßes Briefchen von Furina vom 8.—17. Mai. O kleine Holde, wie kannst Du schreiben und erfreuen, und wie spielen Deine lieben Gedanken und Träume aus Dir heraus! Habe Dank für alle Worte der Liebe, auch für die Worte der Wehmuth; denn wo lebt eine Liebe, die nicht oft traurig sei? Die Liebe ist die Nachtigal des Lebens, die einen Lenz singt, auch wo er nicht ist. O sänge und klänge der süße Vogel doch immer! warum wird er in der Brutzeit gewöhnlich stumm? o süßes Herz! in meiner Seele flattern viele Fragen und Antworten, und bei Lesung Deines Briefes wollte mir die Brust zugleich von Sehnsucht und Thränen überfließen; aber die athemlose Zeit erlaubt mir manche Tage kaum Minuten zu Träumen. — O die lieben Geschichten von dem lieben Baum, und daß er so grün steht vor allen in der Frühlingsherrlichkeit, und daß er so mit Kränzen geschmückt steht von holder Hand, und daß die Flechterin des Kranzes sich ihres eigenen Werkes freuet. — Und das kleine zwitschernde Frühlingsvögelein, das in den Zweigen saß und sang und Furinas Träume belauschte — es ist dann in die Welt hinein geflogen und weggeflogen, wie so viele wegfliegen, und wer weiß wohin; seine Federn habe ich nicht gesehen und seine Stimme nicht vernommen; ich habe in der fremden Welt keinen geweihten Baum, wo solche Vögel sich niederlassen und Liebes und Süßes schwatzen können. Aber glaube mir, mein buntes Vögelein, es kommen oft Stimmen und Athem zu mir, die nur liebende Brüste aushauchen können, und Du weißt, wo ich sie herkommen lasse, und wohin ich sie zurücksende. — Und die Krähe, laß die schwarzen krächzen, die weißen kommen wohl durch, wenn ihnen der Wahn die Seele nicht

bindet. Ich hatte den 10. allerdings einen verdrießlichen Tag, wo ich mich mit einem zerbrochenen Rade in Berlin hineinquälte; solche Begebenheiten nehme ich aber immer als Unglücksableiter. Es ist Unglücks genug, daß unser Schicksal uns nicht zusammenläßt, vielleicht nimmer. — Welch ein Leben, o ihr Götter, wäre das! Doch ihr wisset das Beste, und wir müssen euren ewigen Willen erfüllen und trauren.

Noch stehen unsere Sachen gut, liebste Holdseligste; ich hoffe, sie werden es auch ferner; manche Dummheiten werden begangen werden, manche Wechsel werden einander ablösen, ehe das Rechte geschiehet; aber ich habe die innere Überzeugung, das Gute wird siegen, und die erhält mich aufrecht. Was aus mir wird, wie kann ich es sagen; auch mich treiben die Dinge, wie ein kleiner Ball auf den Wogen des Oceans tanzen muß; weiß ich, was morgen seyn wird, und wo ich morgen seyn werde? Du Süße, denke an alles Große mit Liebe und bete zu Gott und zu den ewigen Sternen, und träume und spiele. Schreib mir auf diesen noch einen Brief unter der letzten Aufschrift an Reimer, Buchhändler; vielleicht kommt er doch in meine Hand. Wann die andern lieben, nach Dresden geschickten kommen werden, ob ich sie je sehen werde, das ist wohl ungewiß.

Lebe wohl, Adje!

Dein E. Alter.

6.

Auch dieser Brief ist, wie der dritte, einem solchen an Wilhelm Motherby beigelegt gewesen; er wiederholt Thatsachen, welche aus dem fünften Briefe bereits bekannt sind. — Niederbaxen = niederhauen.

An Johanne.

Berlin, 24. Mai 1813.

Hier bin ich jetzt, meine süße Freundin, versetzt, wie das wandelnde Leben uns jetzt von Ort zu Ort schiebt. Oft kömmt es mir vor, als würden mir alle Haare grau werden,

ehe denn ich zur Ruhe komme. Auch gut, wenn es Gott so gefällt; die Zeit kann einen übrigens geschwind zur Ruhe bringen: dazu findet sich reiche Gelegenheit.

Ich habe nun manche Wochen wie in einem fliegenden Rausche gelebt. Viele Leute meinen, daß mir ein solches Leben gefalle; die Leute haben Unrecht. Ich hätte eben so gern wie andere stiller Freude und Liebe genossen; aber mein Schicksal hat es nicht gewollt, und ich habe mich dem allmächtigen Gott und dem allmächtigeren Herzen nicht widersetzen können. So geht denn das Leben wie im Traum dahin, und in Träumen und Fantasien müssen meine Genüsse seyn und sind es fast immer auch allein nur gewesen. Doch ist es so lieb, von kindlichen Seelen lieb gehabt zu werden. Ich bin unterdessen auch in Rügen gewesen und habe meinen großlockigen Karl Treu gesehen und mich sein gefreut; er ist stark und schön geworden, wenn der süße Vaterglaube mich nicht täuscht, und wird wohl mal einige leichte Franzosen niederbaxen können, wozu er zu meiner großen Erbauung viele Lust bezeugt. Er hat sich sehr gefreut zu den lieben Gaben unserer Kinder, besonders zu Nimblechens Brieftäschlein, und wird, da er alles in Ehren hält, es gewiß recht sorgsam und nett bewahren. Grüßen Sie mir den Robert und die Nimble und sagen ihnen, daß der Karl Moritz Treu sich bei ihnen recht herzlich bedankt und sie bittet, ihn mal zu besuchen. Sich selbst grüßen Sie auch, liebe Seele, und spielen Sie unter Ihren Blumen und Bäumen ein bunteres und fantastischeres Leben, als wir es hier unter dem Waffengeklirre können.

Gott behüte Sie und gebe Ihnen viele Freuden! Grüßen Sie alle Freunde von Ihrem

E. M. A.

7.

In Berlin, auf der Rückfahrt aus seiner Heimat, trifft Arndt die Nachricht von dem am 4. Juni 1813 auf sechs Wochen geschlossenen Waffenstillstande zwischen den Verbündeten und

Napoleon. Die Kunde davon theilt ihm sein Freund, der Oberbergrath Reil, mit, der, früher in Halle, jetzt Professor in der medicinischen Facultät der neuen Universität in Berlin war, „der Ostfriese, ein Mann mächtiger und gewaltiger Leidenschaften, die sich in seinem schönsten Leibe und seinen göttlichen Augen in herrlichsten Farben und Flammen darstellten und brachen". A. war durch seinen Freund Ernst von Scheele, Sohn des alten würdigen Herrn von Scheele zum Stedar, mit Reil bekannt geworden und hatte manche Abende in seiner liebenswürdigen Familie „versessen". Scheele wurde später Reil's Schwiegersohn. Nach der Leipziger Schlacht traf A. seinen Freund Reil in Leipzig als Oberleiter einiger Lazarethe wieder; nicht lange darauf starb letzterer infolge der großen Aufregung und der Strapazen in Halle. — Ueber A.'s Schwester Dorothea und über Frau von Kathen vgl. Vorbem. zu 5.

Berlin, den 9. Juni 1813.

Froh, lebendig, oft begeistert hatte ich mit einigen Freunden in allerlei Umtummelungen und dann still in strenger und rastloser Arbeit für das, was alle teutsche Seelen bewegt, die letzten Tage verlebt, war dann hin und her geflogen und kam den zweiten Pfingsttag wieder hierher, mich des heiligen Festes und des himmlisch schönen Wetters freuend. Ich war mit mehreren Freunden auf ein paar Stunden ins Freie gegangen, und wir ergötzten uns mit fröhlichen Hoffnungen und mit dem Gedanken so vieler Entwickelungen, die jetzt in Zurüstung und Bereitung sind; als wir hingingen, da sprachen wir lebendigst von der Sache unter den Linden fortwandelnd, als mich ein Freund von hinten zupfte — es war Reil — und rief: es ist Waffenstillstand; das war ein Donnerschlag. Wir suchten voll Angst das Nähere und fanden leider die Bestätigung. O Gedanken der Menschen, die uns zu Göttern machen, wie tief könnet ihr uns auch niederwerfen. Welch einen Tag, welche Tage habe ich verlebt, wie blutet mir das Herz! und doch ist noch vielleicht nichts verloren; aber der Gedanke, es könne Friede werden, ist eine Hölle für jede teutsche Brust. —

Als ich heimkam, — es war 7 Uhr — klopfte es an

meiner Thür, und ein Mann brachte mir ein Brieflein; ich erkannte es an den netten Zügen, es war von der süßen Furina. Ich hielt es lange unerbrochen, ich hätte weinen mögen, daß so alles irdische Glück ist, und daß nur auf den Sternen die heitere und sichere Freude wohnt; ich las endlich die lieben, freundlichen, kindlichen Worte, aber sie hatten wenig Gewalt; o Liebe, in welche Zeiten fällst du? wie werden wir Männer aufgefordert, Eisen zu seyn und Eisen zu werden, — und dann fallen alle duftige und schimmernde Blüthen der Schönheit, dann fällt auch die Liebe ab. Holdselige Furina, bete, daß solches nicht geschehe. Jetzt sind zwei Tage vergangen, mein Unmuth ist etwas herausgearbeitet, — denn ich habe nur gearbeitet und werde nur arbeiten in dieser Zeit des Waffenstillstandes, — und ich will mit meinem kleinen Liebling ein paar Worte sprechen. Mögten sie nicht so kalt seyn, als es mir oft zusammenschnürend um das Herz liegt!

Also in Sehnsucht und Liebe ist meine Furina getaucht, sieht, hört, fühlt, denkt nur Eines und Einen, schmückt diesen schlechten Einen in allen Bildern und Gestalten hinein und mit allen Bildern und Spielen der blühenden Fantasie aus. — Und er, dieser so Geliebte, er, der so glückselig seyn könnte, muß Disteln und Dornen raufen, im Schweiß seines Angesichts den Tag arbeiten und die stille Nacht grübeln, und sieht vielleicht die süßen Blumen nimmer, die blühen sollen, wo er das Unkraut weggerissen hat. So treibt einen jeden das unvermeidliche Verhängniß seiner Brust; was kann ich dafür, daß ich von Jugend auf mein Vaterland über alles geliebt habe, mehr als mich, als Dich, als was sonst Liebes in meinem Herzen lebt? Und doch weiß ich es wohl, wo der Himmel ist, und welcher Himmel in der menschlichen Brust die süßesten und hellsten Strahlen schießt, und darf doch nicht immer hinein, wann ich mögte, weil das Überschwängliche mir die Kreise des Beschränkten und Kleinen verwirrt, worin ich neu leben muß. O Du süßes und romantisches Leben, girrendes Turteltäubchen, das doch recht viel und in diesen Mühen doppelt süß in meinen Ohren girrt; wenn diese Zeit meine Haare weiß macht, wenn meine

eiserne Kraft, die Gott in meine Brust und in meine Gebeine gesenkt hat, vielleicht zerbricht, — o dann weine eine Thräne über meiner Asche und bete, daß der erlösten Seele wohl sei. — Ich rede aus meinem menschlichen Gefühl zu meiner Liebe; gottlob, noch bin ich nicht mürb; aber alles Irdische hat sein Maaß. Böse Zeiten hab' ich ruhig ertragen, eine wiederkommende Schande — was Gott verhüte! — ertrüg' ich nicht. —

Liebling, Du denkst mehr an mich, als ich an Dich; Du bist freier, Du hast mehr Zeit, Du bist im stillen Sitz der Gedanken, die auch an bestimmten Stellen ihre Nester bauen und gebaut haben; aber doch glaube, ich denke recht viel an Dich. Das thu ich wirklich, und wenn Dir den 6. (und) 7. die Ohren viel geklungen haben und auch gestern Abend, als der Mond zuerst über den Bäumen hervorging, — dann hast Du meine Seele gefühlt. O ich denke oft so viel und solches, daß mir zuweilen bange wird, es sei Sünde, und ich die flatternden Geister einfangen mögte, wenn sie sich so leicht einfangen ließen. Doch laß sie fliegen, der liebe Gott macht zuletzt doch alles, wie er will, und die armen Gedanken mit ihren Sünden können ja nicht dafür, daß er so vulkanische Herzen gemacht hat.

Den 10. Juni Abends 11 Uhr.

Der Tag ist hin, ich habe ihn still verarbeitet und bin jetzt eine Stunde hinaus gewesen und habe mit den Sternen und dem Mond, dem freundlichen, und mit der grünen Natur gesprochen, die immer glückselig ist mitten unter dem menschlichen Elend und Blut. O eine lange Zeit die sechs Wochen Stillstand! Wenn es nur wieder Kampf wird! Doch immer dahin? — Süße kleine Furina, ich habe mit den Sternen gesprochen und mit Dir, und recht wehmüthig, weil ich nach dem Lebenszweck die dumme Frage thun mußte, und da fragte ich denn auch, was Geist ist und jenes Unnennbare, was uns von diesem abzieht und zu jenem hintreibt, und da fragte ich viel über Dich und fand viel Süßes, und doch hätte ich

weinen mögen. Gott gebe Dir fröhliche Tage. Es muß alles hindurch, und wir müssen thun, was wir müssen.

Du sagst, ich habe Dir zu kurz erzählt von meiner Reise und von meinen Geliebten. Es war ja kein Leben, es war ja nur eine Flucht, wirklich ein Traum; denn ich hatte in vier Tagen nicht geschlafen und kam nicht recht zum Schlaf. Mein Treu ist groß geworden und stark und schön, mit goldenen wallenden Locken und liebem unschuldigen Herzen; er spielt Soldat; als ich ihn fand, war er in voller schwedischer Uniform, mit einem großen Säbel umgeschnallt. Meine Schwester war heiter in Thränen; es ist für wenige Menschen eine Zeit des Glücks: diese Dirne hat ein tüchtiges, tiefes Gemüth, aber sie wird nur Ruhe finden unter der Erde und droben. Die schöne und fromme Kathen — was half's? Die Zeit hat ihre Uhr, und ich mußte den Abend nach Stralsund. —

Schreib mir nun oft unter Reimers Adresse. Ich werde nun wohl mehrere Wochen hier still liegen; Gott gebe, daß wir alle etwas zu thun bekommen! Ich werde nun auch fleißiger schreiben und immer lieb haben. O die lieben verlornen Briefe; vielleicht sind sie doch an die Adresse gekommen, und ich kriege sie doch noch. Das wäre eine Freude.

Lebe wohl, Seelchen, und bete für die Freiheit, denn Du betest für mein Leben.

Lebewohl, schlafe wohl.

Dein E. Alter.

8.

Zu den berliner Freunden Arndt's zählen außer den bereits erwähnten Reimer, Reil und von Scheele noch von Schütz, entweder der Geheime Oberfinanzrath Johann Georg, oder der Kriegs- und Domänenrath Friedrich Wilhelm (vgl. Brief 12), Freiherr von der Recke (vgl. unten, 16. Juni), Süvern, damals Staatsrath im Ministerium des Innern, Schleiermacher, v. d. Goltz (vgl. Brief 12), Fichte (vgl. Brief 10 unter 23. Juni), Rudolphi, Professor der Medicin, früher in Greifswald, Johann

Albrecht Friedrich Eichhorn, der nachmalige Cultusminister, damals Professor in der juristischen Facultät, 1813 im Landwehrausschuß (vgl. Brief 15 u. 37). Sie alle gehörten dem Kreise vertrauter Männer an, welche den deutschen Patriotismus Napoleon gegenüber aufrecht erhielten. — Von ihnen war Reimer der Freund, welcher, in das Lager bei Spandau zurückkehrend, A. als Begleiter bis Charlottenburg hatte (vgl. Brief 9 unter 13. Juni). — Das Testament A.'s ist nicht bekannt geworden; A. hat es wahrscheinlich an seinen Bruder Fritz geschickt. — Die Verse „War es wohl . .." kehren in A.'s Gedichten nicht wieder. — Am 16. Juni 1801 ist Karl Treu, A.'s Sohn, geboren; seine Mutter starb bald nach der Geburt. Ihres Todestags gedenkt A. stets mit großer Wehmuth.

Berlin, 12. Juni 1813.

Ein arbeitvoller Tag, meine süße kleine Furina, aber ein schöner Abend. Es hatten sich ein halb Dutzend Freunde gefunden, und wir waren zusammen auf einem Gartenhause im Thiergarten und suchten uns zu erfreuen und zu trösten über das, was gottlob noch nicht trostlos ist; es kann noch vieles gut werden. Wir waren da bis gegen die Mitternacht und gingen im schönsten Mondschein zu Hause, einem recht magischen und spielenden mit dem zarten Sonnenduftnebel, den ich so gern habe. O hätte der Mond zu meinem kleinen Liebling geredet, — wer weiß, ob sie ihn in jener Stunde nicht auch angesehen und in die Ferne hinein gedacht hat, — o wäre es an mich gewesen! — er hätte ihr recht viel von mir erzählen und viele Grüße bestellen können; denn ich lebte lebendigst mit ihm bei meinem Heimgang zu Hause und in meinem Zimmer, und, und — o Furina, wenn die Geister sich doch immer träfen! Schlafe wohl! Ist nicht alles ein Traum? werde ich Dich je wieder sehen? Ich weiß nicht, was ich wünschen soll, — Gott weiß es.

Den 13. Juni 1813.

Es war heute Sonntag und ein schöner Tag. Ich war schon den hellen Morgen aus und begleitete einen lieben Freund bis Charlottenburg, von wo er nach Spandau ins Lager fuhr, und ich durch die Bäume zurückschlenderte. Es war sehr anmuthig und fast warm, am Himmel spielten Gewitterwolken, und der Kukuk und die Nachtigal und andere liebe Vöglein sangen mit klingenden Stimmen dem, der den Frühling gemacht hat; und auch in meiner Seele sang es hell von vergangenen und zukünftigen Tagen und von allem, was die Seele in Wehmuth und Sehnsucht taucht, und von Furina.

War es wohl andrer Schall?
Liebe — so heißt das All,
Welchem das Vöglein singt,
Welchem der Mensch erklingt.

Ich streckte mich im Walde unter dem Schatten grüner Eichen hin und ließ das Laub in den Lüften spielen und die Gedanken fließen; und auch Thränen flossen. Denn es kam mir die Vergangenheit wieder mit allem Süßesten und mit allem Wehmüthigsten, jene wunderbaren Jugendträume, die so Unendliches und Überschwängliches versprechen, was uns das Leben nie hält, — auch so vieles, was als äußere schöne Umgebung um die Jahre der Kindheit und ersten Jugend gefaßt war und schon in den unendlichen Strom der Zeit zurückgesunken ist, schon als Asche in Gräbern liegt. Und ich war fast weich, doch der Himmel war so schön mit seinem Gemisch schwarzer und heller Wolken, und alle Blätter spielten so wohllüstig dem nahenden Regen entgegen, und alle Natur lag so üppig da, denn es ist ein schöner Frühling. Und es kam auch Furina, die kleine Behende, die so lieblich seyn kann, und spielte so freundlich mit darein und klettete sich so fest um meine Seele und versprach und winkte so vieles, und ich war wohl glückselig in meinen Träumereien, und alles Dunkle des Schicksals entwich. Und ich fühlte wohl, wie ich noch jung seyn kann in meinem Herzen, und wie meine Fantasien oft Blüthen treiben, wie in meinen frühesten

Jugendtagen, und wie ich dann jünger werde, als recht ist; denn der Mann soll arbeiten, und die Spiele sind so süß, und der liebe freundliche Gott hat sie auch erlaubt. — Und ich hatte so geträumt von 11 Uhr bis 4 Uhr. Da kam ich heim in mein Zimmerchen und mußte arbeiten.

Ja, meine süßeste Kleine, Du bist wohl bei mir, wie nie ein Mensch gewesen ist; oft rankst Du Dich so um mich, nicht als ein Traum, sondern als eine Lebendigkeit und Leibhaftigkeit bei wachendem Leben, daß mir ist, als hätte ich Dich selbst: gewiß, Du liebst mich sehr und sendest mir in solchen seligen Augenblicken alle Deine Geister herüber; o hätten die meinigen auch Flügel, die zu Dir fliegen könnten! Und doch unser Schicksal, — wird es uns je wieder anders zusammenbringen, als durch die Geister? Gottes Wille geschehe! Er soll auch geschehen, und auch durch redliche Arbeit, durch schlummerloses Streben nach dem Rechten und Guten will ich es verdienen, daß ich noch so träumen darf. Ich fühle wohl, wo das zartere und himmlischere Daseyn ist, aber ich will die Pflicht erfüllen, und auch aus dem Ernst sollen mir einst liebliche Blumen sprießen.

Gott mit Dir, liebe Seele. Ich habe einen schönen Tag gehabt. Wäre der Deinige doch schöner gewesen!

Den 15. Juni Abends spät.

Ein Tag voll Arbeit. Ich wollte mit Furina noch sprechen, aber ich bin zu müd. O wenn ich ihr holdes Angesicht sähe, dann — doch ich seh' es wohl immer. Ja gewiß. Adje! Gut' Nacht.

Den 16. Juni Abends 10 Uhr.

Ich komme eben zu Hause und habe mich auf halbem Wege von zwei schönen Jungfrauen getrennt, des Oberbergraths Reil Töchtern, mit denen ich ein Stück Weges schlen=

derte; denn wir gingen aus demselben Hause heim. Es sind liebe Kinder, die älteste Braut eines meiner besten Freunde, des Baron von Scheele. Ich traf sie im Hause des Freiherrn von Recke, wo ich nach langer Zeit einen Theebesuch machte und zufällig eine ganze Weiberschaft fand. In dem Hause habe ich mit meinem Chasot vor ein paar Jahren manchen frohen Abend verlebt. Alles saß jetzt in dem schönen Garten unter hohen Linden, und es gefiel mir da wohl, denn das Wetter war mild, und die himmlische Artillerie ging mit Donnern. Endlich ward gewandert, und unter den Bäumen war Furina mit mir, und als wir den feinen Büschen am Treibhause vorübergingen, da fuhr sie lebendigst in mich mit zarter Wehmuth, und ich riß dies Sprößlein von einem Busch und schicke es ihr und bitte sie, mein dabei zu gedenken. Ja, liebstes Seelchen, heute wieder bist Du sehr viel bei mir gewesen, selbst bei den dürren Arbeiten, die ich getrieben habe; wie oft habe ich die Arme ausgereckt und gedacht, säße sie doch neben dir, plauderte und kosete sie doch mit dir, ach! nur ein paar Stündchen! O die hohe Sehnsucht und der süße Wahnsinn und das Vergessen aller Dinge und Untergehen aller Gefühle in Einem, es geht doch nichts darüber. — Eben habe ich die Augen gesenkt .... und mir wird ganz wunderbar zu Muthe. O bliebest Du ewig, süßer Taumel! Auch das grüne Bändchen liegt neben mir und ein kleines weißes darum, das ich einst gestohlen habe; die beiden umschlingen jeden Tag meine Brust als liebe und fromme Gedanken. Mußt mich auch lieb haben, Furina, recht lieb, kleines flatterndes Täubchen. — Und nun endlich, da ich die Zahl 16 ansehe, muß ich meine Augen in die Vergangenheit wenden und in die Ferne. Ich denke eben jetzt daran, daß am heutigen Morgen mein lieber Sohn geboren, und einen solchen Vormittag mein Trauring einst zerbrochen ist. Nun will ich beten. Fahr' wohl, Furina.

Den 17. Juni 1813.

Ich habe heute mein Testament geschrieben und ganz wackere Lehren an meinen Sohn dabei gelegt und beides versiegelt an meinen Bruder geschickt mit der Warnung, es erst zu erbrechen, wenn ich hinnen fahren sollte. Es sind geschwinde Zeiten, und keiner mag wissen, wann und wie; doch ist mir nicht zu Muthe, als wenn ich bald abscheide, sondern bin heute auch besonders heiter und jung gestimmt. Ich weiß die Ursache nicht; an meine süße Furina habe ich wenig gedacht, aber viel an Gott und an den Stolz, den ein Mann haben soll, und das ist etwas Herrliches oder vielmehr das Herrlichste: denn auch die kleine Süßigkeit mit den Bienenhoniglippen ist nur ein Theilchen Gottes. An solchen Tagen kann ich Gott nicht genug danken, daß ich eine fromme Mutter gehabt habe. Frömmigkeit und innige Liebschaft, ja glühende Liebe mit der Natur — das ist doch die höchste Blüthe des Lebens. Und doch, Du süßeste irdische und himmlische Blüthe, süße Liebe, ist das Leben noch der Geduld des Lebens werth, wenn Du welken kannst? Auch Du bist Gott und Alles, Alles. O kleine Lieblichkeit, auch still, wie ich jetzt bin, und heiter, wie der Spiegel des Lebens mit seinen bunten Bildern vor mir steht, doch fühle ich bei dem himmlischen und sonnenströmenden Flusse der Ideen eine Wärme, die nicht von dieser Erde ist. — Ich Narr! ist nicht Himmel und Erde nur Eins? Wann diese Wärme fehlt, dann bin ich lebendig todt; aber ich bitte Gott, daß ich nicht so sterbe, sondern mit warmer Seele. — Wie ich Dich liebe, Furina! Gott weiß, wie und woher! aber täglich mehr und näher und wärmer und vertraulicher: Ist ächte Liebe wie alter Wein, oder schlagen Deine lebendigen Geister ihre elektrischen Funken hundert Meilen weit? Daß es doch ewig so bliebe! Daß mich das Leben doch nie matt und faul machte! Denn dann ist alles aus. Bete für mich, liebe mich, und sei lieb, lieb!

Eine Nachtigal meines Nachbars schlägt noch herrlich im Bauer, doch ist es Mitternacht. Der arme Narr und der glückliche Narr. Schlaf wohl, kleine Verwandtschaft, und grüße die Blätter und die Blüthen. Dein E. Altherr.

9.

Das Anfangsgedicht ist unter den „Klingeliedern" von Arndt in seine Gedichte (1860, S. 244) mit einigen kleinen Varianten aufgenommen worden, während sich die Strophe am Ende des Briefes vom 18. Juni in den Gedichten nicht abgedruckt findet. — A. preist wiederholt den berliner Thiergarten, unter dessen Bäumen er Erholung und Erquickung sucht, und wo es sich so schön träumen läßt, besonders an halkyonischen (= windstillen) Tagen, die ihren Namen daher tragen, weil der Sage nach an solchen Tagen der Eisvogel (Halkyon) sein Nest baut. — A. liebt manchmal, solche fernliegende Ausdrücke zu gebrauchen; hierher gehört auch der bildliche Ausdruck von der Wüste Sela, was keine bestimmte Wüste, sondern selbst steiniges Land bedeutet. — Der Freund aus Spandau war Reimer (vgl. Vorbem. zu 4 und 8).

Berlin, den 18. Juni 1813.

So klingst du wieder, längst verklungner Klang?
So blüht ihr wieder, längst verblühte Rosen?
So wollt ihr, Fantasien, mit mir kosen,
Wie mit dem Lenz der muntre Haingesang?

Was will dies? wandelt nicht mein Lebensgang,
Wo Furien wild in Kriegsposaunen stoßen,
Wo Männer blutig um das Schicksal losen?
Was täuschet mich der Himmlischen Empfang?

Gewiß, ihr Holde, habet euch verirrt:
Ihr sucht den Mann nicht, dem die Locken grauen,
Ihr sucht den Mann nicht mit dem finstern Blick.
Was hör' ich? eine süße Stimme girrt, —
Was ist's, daß die entzückten Blicke schauen?
Es ist Furina, all mein Heil und Glück.

Ja, Du warst es, kleine Süße, Du warest es, und Du bist es, und so lebendig und so warm und so jugendlich, daß mir oft ist, wie mir vor zwanzig Jahren seyn konnte, als die Welt noch in unbewußter Sehnsucht ohne eine Kunde

des Genusses vor mir lag; damals spieltest Du als ein kleines Kind. O daß ich mit Dir die Kinderspiele des Lebens einmal erneuen könnte, daß ich ein Kind werden dürfte, ein unschuldiges Kind in Liebe!

Doch es grauen die Locken,
Und der parzige Rocken
Spinnt nimmer zurück;
Laß uns spielen mit Scheinen,
Sonst müssen wir weinen,
In Wahnen und Träumen
Wohnt der Sterblichen Glück.

Den 19. Juni 1813.

Heute, süßes Engelein, war kein Leben des Wahns und der Träume, sondern der kleinlichen Geschäfte und Menschen, denn ich habe mein Quartier geändert und Fourierdienste thun müssen. Nun sitze ich hier in später Nacht, von einem matten Weingelage heimkehrend, und sehe meine Wohnung an und das grüne Band, das ich mir von der Brust löse, — und die Hoffnung. — Schlafe wohl. Veränderlich sind der Sterblichen Zeiten, und nichts bleibt als die Seligkeit eines Todes. Ich glaube, auch der leibliche Tod ist für gute Menschen eine große Seligkeit, innerlich gefühlt; denn äußerlich muß er als Enthülsung des Lebens, als Tod, erscheinen. Schlafe wohl und träume selig! o daß ich sterben dürfte in Dir!

Den 20. Juni 1813.

Ich habe heute einen schönen Nachmittag und Abend gehabt. Es war Sonntag, ein lieber Freund war von Spandau gekommen, wo er als Leutnant bei der Landwehr steht; er will Abschied nehmen, weil sie weiter marschiren. Er nahm mich mit zu sich, und wir aßen zusammen Mittag. Dann wandelte ich mit ihm, seiner Frau und zwei schönen

Schwiegerinnen aus dem Potsdamer Thore in den Thiergarten. Es war ein schöner verhüllter Sommertag mit ruhig wandelnden Wolken, wo die Sonne nur zuweilen durchblitzte, einer der stillen halcyonischen Tage, wo die Geister sich auf allen Zweigen und Blumenkronen wiegen und gleich lebendigen Quellen aus allen Poren des menschlichen Leibes hervorsprudeln. Und ich genoß ihn und war glückselig in Wehmuth und wandelte still neben meinen Begleitern und Begleiterinnen hin, und sah die Menschen wimmeln und hörte die Vögel zwitschern, und aß Kirschen — und that und fühlte und sah und hörte doch nur Eins. Furina war bei mir und blieb auch den ganzen Abend bei mir in der Gesellschaft.

Nun bin ich wieder hier in meiner todten Einsamkeit und mit meiner lebendigen Liebe und lese, was ich gestern Abend geschrieben habe, und will fast traurig werden. Ich fühle es so ganz, in welchem Geist, in welchem heiligen Feuerbade der Seele ich leben und schwimmen und untergehen könnte, und meine Sinne wollen schwindeln. Wunderbares Schicksal! Bin ich denn bestimmt, eine Saite zu sein, die nur für andere klingen und ihr selbst keine Töne geben soll? ein Vogel in den Zweigen, der mit Hunger und Durst in den Zweigen sitzen und Tag und Nacht brünstig singen muß, wann andere der Früchte und Freuden unten am Boden genießen? So ist mein Leben gewesen fast bis auf diesen Tag, Kampf und Arbeit und ferne Hoffnungen und ungestillte Sehnsuchten. Soll ich nie erfassen, wornach ich mich so brünstig sehne? soll alles ein himmlischer Traum seyn und bleiben? O ihr Götter, wenn ihr das wollet, — ihr seid gnädig und wisset, was uns Sterblichen frommet — so erhaltet mir auch die Jugend, die träumen kann, und erschlaffet mir den fröhlichen Muth nicht, der sich oft noch einbilden will, daß er unzerbrechlich, ja daß er unsterblich ist. — Ich will Dir es nicht bergen, kleine Süßigkeit, daß mir zuweilen bange wird, wenn ich an die wandelnde Zeit denke und an so manche Schattenbilder meiner Jugendgenossen, die nicht freudig und frisch waren und jetzt in philisterischer Bänglichkeit und Engheit einherschleichen und lange

von allen Parnassen und Olympen des menschlichen Herzens herabgestiegen sind. Wenn ich auch so werden könnte, wenn das Herz, das gern noch Nachtigal und Adler sein mögte, mit dem Loose des Ochsen und Esels sich einmal genügen könnte, zu grasen, zu schnarchen .... und so weiter, wie die meisten Sterblichen das treiben, was sie ihr Leben nennen? O mir schaudert bei dem Gedanken dieser Philisterei, und mir wird zuweilen bange, daß die Geschäfte, die ich nun treiben muß, und die zum Theil durch ein dürres und sandiges Land Sela gehen, mich dahin führen könnten, daß ich mich mit kleinem Besitz begnügte für den höchsten Traum. O bete, Furina, daß mir dieser Traum bleibe, diese Sehnsucht nach Einem Besitz, und wenn der nicht werden kann, nach keinem, bete für meine Liebe, bete für Dich und mich!

Morgen früh geht dieser Brief auf die Post; er heißt F. Schreib' mir, ob Du in diesen letzten Wochen außer diesem nicht noch zwei erhalten hast. Es sind heute 14 Tage, daß ich zuletzt süße Worte von meiner Liebe las. O schreib' mir nun doch sogleich. Es können bald Zeiten kommen, wo ich lange nichts von Dir hören kann; Du doch zuweilen von mir, süßes Seelchen, weil ich weiß, unter welchen Zweigen mein Vögelein singt. Lebe wohl.

Dein E. Alter.

10.

Arndt weilte, als er diesen Brief schrieb, bereits einen Monat in Berlin, um dort die Stimmung für den Krieg aufrecht zu erhalten oder in weiteren Kreisen zu verbreiten; denn noch immer hatte man dort Furcht vor Napoleon, und besonders war es die Censurpolizei, welche A.'s publicistischer Thätigkeit Schranken auferlegte. Die Stimmung der deutschen Vaterlandsfreunde in Berlin war seit dem Waffenstillstande vom 4. Juni eine sehr gedrückte; die Nachricht von dem Ueberfall des Lützow'schen Corps unweit Leipzig am 17. Juni vermehrte den Groll gegen diejenigen, welche Hoffnungen auf einen faulen Frieden hegten. — Wol aus

dieser Stimmung heraus, welche durch den wiederkehrenden Todestag seiner Frau, am 24. Juni, noch mehr verdüstert wurde, läßt sich der Ton dieses Briefes erklären. Nach einer vierteljährigen Trennung von Johanna steigen A. bereits Bedenken auf, ob jene ihn wirklich so innig liebe, als er träumt. Weniger wol durch die länger ausbleibenden Antworten Johanna's, als vielleicht durch die Kürze und Kälte derselben kommt A. der Gedanke, daß ein anderer Johanna's Herz mehr gefesselt habe. Dieser andere konnte nur Wilhelm von Humboldt sein, von dessen Briefwechsel mit Johanna A. vielleicht erfahren hatte. Seine Eifersucht aber war unbegründet, da Johanna thatsächlich schon Ende Mai 1813 den Briefwechsel mit Humboldt abgebrochen hatte. — Ueber den Besuch von Engländern mit Empfehlungen Johanna's an A. (vgl. auch Brief 11) ist nichts Näheres bekannt. — Ein boshaftes Gedicht über die Frauen, welches A. dem Briefe nach damals verfertigt hat, findet sich nicht in der Ausgabe seiner Gedichte. — Der große Schicksalstag, dessen A. am Schluß des Briefes gedenkt, ist der Todestag seiner Frau (vgl. Vorbem. zu 8, Brief 12 und 39).

(Berlin,) Montag 21. Juni 1813.

Ein Straßentag und ein Arbeitstag, keinen Baum, keine Blume haben meine Augen heute gesehen, auch kein Vöglein zwitschern hören, und mein Geist hat sich nicht mit den Lüften auf den Blättern und mit goldenen Fantasien hinauf zu den Sternen und, wo Furina wohnt, wiegen können. Denn als ich den Abend die Sterne sah, war mein Geist ingrimmig und traurig wegen der bösen Botschaft von dem Lützowschen Korps, daß die Franzosen trotz des Waffenstillstandes 500 Reiter desselben tückisch haben überfallen und zusammenhauen lassen. O Rache! Rache! Schlafe wohl, Furina, und träume von milderen Geistern, als die jetzt in mir hausen.

Den 22. Juni 1813.

Es war ein schöner Mittag, und ich konnte es nicht lassen, ins Freie zu streichen, und ließ Mittagsessen und Gesellschaft fahren und legte mich im Thiergarten im Schatten

grüner Eichen und Buchen, die verschwistert standen und wozwischen die Eichhörnchen spielten. Und Furina war auch da und spielte mit, und meine Gedanken spielten sich wild und übermüthig in die Ferne des Orts und der Zeit hinein, und mir ward so wunderbar, daß ich einen Baum umfaßte, eine schlanke Buche, und wünschte: wäre das doch Furina! ja wäre es selbst die verwandelte Furina! und als ich ihn fahren ließ, hing meine Brust voll Moos. Und da kam ich tief in die Gedanken mit dem lieben Kinde, und ich hatte endlich den schmerzlichen und vielleicht sündlichen Gedanken, (doch soll das Engelein ihn hören) daß alles wohl besser ist, wie es ist, und wie es werden würde, wenn Furina nun mein wäre, mein süßer Besitz meine ich, daß ich nach Herzenslust genießen dürfte, und sie liebte mich dann vielleicht nur ein paar Jahre recht warm und wollte dann nicht mehr brünstige Rebe, sondern kalter Epheu seyn; und ich dachte an die Hefen eines göttlichen Lebens und an alles Hefige, und mir ward fast übel. Doch konnte ich die verfluchten Gedanken nicht abschütteln, die immer wiederkamen, und die Betrachtung des Verhängnisses der meisten Menschen, die auch warm und blühend anfangen und doch — o Furina! warum doch ist der Traum so süß an eine unsterbliche Liebe, und haben doch die wenigsten Sterblichen den Athem dazu! Nun sitze ich hier und bin naß geregnet und könnte noch viel daran denken; aber ich will fühlen, daß Du mein bist, und ich will mir einbilden, daß grade unsre Herzen lange jung bleiben können. Wenn man alles glatt und kahl sehen will, wird alles glatt und kahl. Lieber der süße Trug, — aber Du, kleiner Liebling, betrüge mich nicht.

---

23. Juni 1813.

Schon im Lebenssommer dieses Jahres. Ich habe auch so einen Stillstand des Lebens heute gehabt; denn der Sommer ist doch ein Stillstand der Natur. Kaum in meinem Leben hab' ich frommer und herzinniglicher Liebe gefühlt und zur Liebe gebetet und zu meiner süßen Malerin

gebetet, holdseligste Furina, und doch habe ich selten ein solches Gleichgewicht des Gemüthes gehabt, und habe es auch jetzt noch, obgleich ich eben aus einer heftig streitenden philosophischen Gesellschaft von dem alten ehrlichen Fichte und von einem Dutzend Flaschen alten Rheinweins zurückkomme. Doch will ich nicht leugnen, daß Eine Erscheinung dieses Gleichgewicht sogleich überwippen und mich zu manchen süßen und göttlichen Neigungen bewegen werde, wenn sie in ihrer Leibhaftigkeit käme. O sie kömmt mir wohl nimmer wieder so, obgleich ein dunkles Gefühl mir es oft sagt, daß sie kommen müsse. Schlafe wohl, kleiner Liebling, und denke mein. Jetzt gewinnt der grüne Baum Blüthen; o gieb ihm zuweilen Geister und Gedanken an mich, wenn ein Ostwind oder Nordostwind weht: der treibt sie zu mir.

---

24. Juni 1813.

O süße kleine Lieblingin! Soll ich nicht die Gedanken vom 22. dieses wieder jung machen und zu wahren Gedanken? Du schickst mir zwei Küsse mit zwei Engländern und nichts weiter? Denn die ächten können sie doch nicht abgeben. Nicht eine Zeile. Ich will nicht, daß sie mit ihnen kommen sollten, aber die Post geht doch. Und bald kann sie vielleicht gar nicht mehr zwischen uns gehen, auch wenn wir sie gern für uns brauchen wollten. Ich habe Dir so viel und so oft geschrieben, und auch nicht ein Wort in 3 langen Wochen, in den ersten 3 Waffenstillstandswochen. — Willst Du auch einen Waffenstillstand machen? Thu' es nicht. Ich führe ewigen Krieg oder gar keinen, im Guten und im Bösen, im Süßen und im Bittern. Fühle ich Dich laß, laß werden, so lasse ich Dich hinfahren und mich und die ganze Welt, ich mag nicht erbärmlich seyn. — Was sind dies für Worte? keine empörte. Willst Du mir nicht schreiben, hast Du den Humboldt oder wen sonst lieber, so schreibe mir nur die zwei Sylben Lebewohl, und ich will Dich nicht mehr beunruhigen, sondern des Verhängnisses gedenken und meines Glaubens und des Zeitalters, und daß

auch ich nichts tauge. — Nun im Ernst, kleine Süßigkeit, ich tauge wohl, und Du taugst; aber recht ist es nicht, daß ich so lange ohne alle Worte bin, wo ich sie haben könnte; und doch werden die Zeiten kommen, wo ich Dir schreiben kann, und Du mir nicht: darum ist es nicht recht. Doch es sei, wie es wolle; vergessen wirst Du mein nicht, noch bin ich Dein Liebstes, und sollte es billig bleiben: doch bin ich es nicht mehr in künftiger Zeit, dann schreibe mir es flugs und ehrlich, — und ich werde Dir nicht zürnen, doch achten werd' ich Dich darob nicht. Ich habe mir gestern eben etwas vorgenommen, was gehalten werden soll: was ich in der Natur als größtes Gesetz sehe, soll meines werden. O Du hast mich wunderbarlich lieb und könntest mich noch viel lieber haben, — das fühl' ich in diesem Augenblick; doch hab' ich heut ein boshaftiges Gedicht gegen Euer Geschlecht gemacht, und ein wahres obenein: ich werd' es an meine Furina schicken, wann ich mehr Lust und Zeit zum Schreiben habe. Lebewohl, Seele meiner Seele! Morgen fahr' ich auf ein paar Tage nach Potsdam; da will ich unter Platanen mich mit meiner Liebe ergehen. Grüße und küsse mein bestes Herz. Antworte mir auf diesen Brief sogleich; denn bald bin ich wieder fern von hier im wilden Leben. Dieser Brief heißt bei mir G. Morgen, wo er abgeht, war ein großer Schicksalstag für mich. Doch was rufe ich heilige Geister herauf. Es sind 12 Jahre. Warum sah ich Dich vor 11 Jahren nicht? O dann lebtest Du nicht mehr.

11.

Dieser Brief ist, wie Nr. 3 und 6, in seiner ganzen Ausführung so angelegt, daß Unbefugte ihn lesen konnten. Wahrscheinlich ist er zu einer Art officieller Antwort auf den Brief bestimmt gewesen, welchen Johanna an Arndt durch die englisch-petersburgischen Freunde (vgl. Vorbem. zu 10) geschickt hatte, während die *eigentliche* Antwort im vorigen Briefe steht.

Berlin, 24. Juni 1813.

Sehr lieb und unerwartet, meine süße Freundin, bin ich gestern durch die hier angekommenen englischpetersburgischen Freunde an Sie erinnert worden und danke Ihnen für die lieben Worte und Erinnerungen, die Sie mir mit ihnen geschickt haben: sie sind auf keinen kalten Stein gefallen. Jene guten Menschen, die mich lieb haben, haben mir recht viel erzählt von Ihnen und unsern Kindern, und dem Garten, und von andern Menschen und Dingen: sie haben mich nach Königsberg versetzt und mich zugleich der Sünde erinnert, daß es meine Schuld ist, daß ich von Ihnen lange nichts vernommen habe, weil ich ein saumseliger Briefsteller bin. — Wie Sie leben, kann ich mir wohl denken, wie Sie mit den süßen Kleinen und Ihren Blumen und Bäumen und den Wassern des Teiches und den Sternen des Himmels spielen und träumen, und wie so die leise Welle des Tages die des nächsten weiter stößt. Ein wahrhaft glückseliges Leben, denn das Beste wird uns armen Sterblichen doch in Träumen. Ich dagegen, und wir bärtigen Menschen überhaupt, müssen uns mit der irdischen und eisigen und eisernen Wirklichkeit zerarbeiten und oft zerbalgen und haben des selten Dank und Lohn, oft nicht einmal den innern Lohn des Bewußtseyns, welcher der einzige rechte ist. Wie viel Vergebliches müssen wir thun? Da ist es besser, tausendmal besser, Thörigtes und Vergebliches träumen und sehnen, — was sage ich? was man sehnt und träumt, ist nie Vergebliches und Thörigtes, es ist das wirkliche Leben. Süße Freundin, Gott hat Ihnen einen so reichen Schatz dieses Lebens gegeben, daß Sie glückselig genannt werden mögen vor vielen Tausenden; und wenn Sie an Liebe von außen auch ganz arm wären, dieser innere Liebesstrom Ihrer reichen Fantasie könnte doch nimmer versiegen. Und auch von außen können Sie nimmer verarmen; denn der Geist muß ewig die Geister und die Liebe die Liebe ziehen: was Gemüth hat, muß Sie lieb haben. O lassen Sie mir den lieben Trost, daß Sie mein nicht ganz vergessen wollen, und wenn in dem viel wechselnden und wandelnden Leben die Bilder der Erinnerung sich dunkeln, wenn edlere Gestalten

meinen Schatten tiefer zurückschieben, dann denken Sie doch zuweilen, daß ich Ihr Leben begriff, und daß ich immer ein redlicher Freund meiner Freunde seyn werde. Gott behüte Sie und gebe Ihnen viele Freuden!

Meine beiden holdseligen Kinder grüßen und küssen Sie recht herzlich und nennen ihnen meinen Namen oft, daß sie mein nicht gar vergessen; denn ich werde sie wohl lange nicht sehen, wenigstens käme es mir sehr unerwünscht, wenn mein Weg die nächsten Jahre oder gar Monate wieder gegen Osten ginge.

Lebe wohl, romantische und dunkle kleine Seele, und schwärme und träume, und sei lieb und gut.

E. M. A.

12.

Der Pankower Rosengarten, welchen Arndt mit seinem Freunde Schütz besichtigte, erinnert ihn an die Blütenpracht, die er einst während seines Aufenthalts in Schweden 1803 zu Strömholm, einem königlichen Schlosse auf einer Insel des Flusses Kalback, gesehen hatte. — Der Oberstlieutenant Alexander Wilhelm v. d. Goltz, aus Leissinen in Ostpreußen, war Chef des ersten Husaren-Regiments der deutsch-russischen Legion, nachdem er vorher 23 Jahre in preußischen Diensten gewesen war. Nach dem Frieden 1815 wurde er bald General und starb als solcher in Trier 1820. — Ueber A.'s Wohnung im Thiergarten, sowie das einsame Gartenhäuschen daselbst, welches ein Freund bewohnte, ließ sich nichts in Erfahrung bringen; vielleicht ist Schleiermacher's Haus gemeint, vgl. S. 111.

Berlin, letzter Junius 1813.

O meine süße Furina! welche Wonne hat mir Dein letztes liebes Brieflein vom 17. dieses Monats gegeben! Es war den Sonntag; ich war mit Schützens nach Pankow gefahren gewesen zu einem Mann, der einen recht italischen Garten mit goldenen Früchten Hesperiens und mit den aller

schönsten Rosen hat, die ich seit Strömholm's Schloß in Schweden gesehen. Ich hatte mich lustig ergangen und in meinen Fantasien viel mit meinem flinken schwarzlockigen Kinde gelebt, recht viel, viel; ich verdiente eine Freude, denn meine Sehnsucht nach einem Briefe von ihr war unendlich; da — als ich um Mitternacht in mein Zimmer trat, lag das süße Briefchen auf dem Tische. Wie viel ich es geküßt, wie oft ich es gelesen und wieder geküßt habe, wie ich im süßen Wahnsinn in die Höhe gesprungen bin! wie viele Gelübde ich gethan habe und stille Gebete gebetet, o hättest Du meine fröhliche Thorheit gesehen, Du würdest nicht meinen, daß mich nur als leise Welle gespült, was Dich als ein voller glühender Strom durchfließt. Da, in diesem süßen Entzücken, wollte ich auch in den schwachen Worten mit Dir sprechen; aber wie ich die Feder ansetzen wollte, putzte ich mein Licht aus und mogte nichts mehr bekommen, denn alles schlief. Ich sollte also nur träumen, und das that ich, und liebliche Träume von Kinderbildern umgaukelten meine Sinne auch noch im Schlafe. O es ist ein Segen in der Liebe, ein himmlischer Reichthum, wenn auch nur die ferne Sehnsucht die Brust durchspielt! — Den Montag Morgen mußte ich früh nach Potsdam, wo ich mich in allerlei Dingen herumgetrieben habe, nicht ohne Dich, mein flatterndes Seelchen; ich habe uns auf der herrlichen Pfaueninsel und unter den Platanen, wo der alte Friederich gewandelt ist, liebliche Liebesnester gebaut; o das muß ich allenthalben thun, und ich finde Dich dann so genügsam, Du bist so glücklich in einem Stübchen, wo die Weinranken durch die niedrigen Fenster auf das fichtene Tischchen fallen; Du bist mit allem zufrieden: solltest Du es auch in der Wirklichkeit seyn? sollte ich Dir auch in einem grauen Kittel und mit dem Spaten und der Gartenscheere so lieb seyn als jetzt? Ich antworte mir: ja. Mir ist der Kopf heiß und der Leib müde, — denn der Tag ist im märkischen Sandlande erstickend heiß gewesen, — aber die Seele himmlischhell, denn sie ist im Himmelsthau der Liebe gebadet. Schlafe wohl, Engelein. Schon wollte ich in mein Bett, müde und matt genug, da kömmt jemand und sagt mir, ein alter, lange

nicht gesehener Bekannter wohne in der Sonne. Ich schnell auf, lange dort an und höre, er sei allerdings da gewesen aber vor 2 Stunden nach Mecklenburg abgereist; weil Schützens noch auf waren, ging ich fünf Minuten zu ihnen ein, dann die Treppe hinunter, da traf ich den Oberstlieutnant Golz von der Teutschen Legion, eben in Berlin ankommend, der hinaufstieg: ich mit ihm und viele Fragen und Erzählungen hin und her. Dann ging ich zu Hause, bin aber am linken Fuß lahm geworden. In Gedanken schwärmend stieß ich mit dem linken Fuß so an einen Stein, daß mir der große Nagel los geworden ist, ein empfindlicher Schmerz, woran ich zu Hause humpeln mußte, und womit ich hier nun sitze. Es sind bald dreizehn Jahre, daß dieser arme Nagel kaput ging; seitdem ist ihm nichts Leides widerfahren. Es war den 21. September des Jahres 1800, da ging ich im glühenden Abendsonnenschein von Greifswald aus, begleitet von meiner Braut. Ich durchwanderte die schöne Nacht 6 Meilen und kam um 3 Uhr früh in dem Zimmer meiner frommen und fröhlichen Mutter an, die allein zu Hause war; da hatte ich mir an einem Stein den Nagel abgestoßen .... O meine Furina! Du sagst, wenn Du frei wärest, was Du thun wolltest, aber ich würde die Wirklichkeit nicht wollen noch lieben. — O Du weißt nicht, wie die selige Flamme immer heißer und jünger in meiner Brust brennt, und wie ich, wann die lästige Gegenwart mich losläßt, Dich an all mein Leben und alle meine Zukunft hänge. Wie wünschte ich im süßen Tode auch aus Dir Leben zu erwecken! wie denke ich mir vieles so herrlich mit Dir! wie kann ich mir mit Dir besonders denken, daß ich mit Dir einen Lebensabend, einen himmlischen Lebensuntergang träumen und leben könnte, der weder ein Abend wäre noch ein Lebensuntergang! Solches habe ich bei einem andern Weibe nimmer gedurft, und dieser Gedanke, ja diese Gewißheit ist so süß. Glaube, daß Du eine hohe Bedeutung in meinem Leben hast; o würde sie einmal bedeutender! — Schützens sind gute Menschen, besonders er; sie ist freundlich und anmuthig, auch anhänglich, aber nicht tief. Dank für die lieben gesandten Worte und redlich abgegebenen Küsse! O ich küsse

Dich täglich wie vielmal! und auch jetzt. Schlaf' wohl, zum zweiten Mal, Holdseligkeit! Mein Fuß thut mir weh, aber lahm werde ich nicht. Ich wohne morgen im Thiergarten, da will ich mit Dir viel allein seyn; bald fahr' ich durch den märkischen und schlesischen Sand wieder weit weg. Adje! Gut Nacht!

Erster Julius.

Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's. Früh wollte ich zum Thiergarten und mich in göttlicher Faulheit und Schwärmerei ergehen; aber ich bekam Briefe und Geschäfte und mußte bis 2 Uhr in der Stadt herumlaufen. Endlich komm' ich hin in das einsame Gartenhäuschen, wo ein guter Freund wohnt, setze mich hin und schreibe drei Stunden und denke dann an mein Glück und an die Freude des schönen Nachmittags und Abends. Es wird aber anders; der Teufel führt einen Menschen nach dem andern zum Besuch her, die einen nicht still lassen. Ich endlich verdrießlich, nehme um 7 Uhr meinen Stab und gehe weiter. Erst unter den hohen Eichen des Thiergartens fand ich die Einsamkeit, welche beglückt, und die Liebe, welche die Einsamkeit liebt: sie flatterte mit den letzten Abendstrahlen golden durch die Zweige, o wie flatterte sie mit brennenden Flügeln durch mein Herz! nachher blickte sie milder aus den Sternen und aus der Sichel des Mondes, als ich unter den Zelten an einem einsamen Tisch an der Spree saß und in die Weite schauete. O sie giebt mir so helle Augen, daß ich weit, weit sehen kann: die Brücke und meinen süßen Baum und den Teich und ein kleines schwarzes Kind, das daran spielt und mein zuweilen gedenkt. Grüße das Seelchen und mache ihm fröhliche Tage. Sie ist der Sonnenschein über dieser dunkeln Zeit, die gottlob noch wieder eine helle werden kann.

Ich fahre nun bald von hier, wohin bestimmt, weiß ich noch nicht. Ich werde Dir von hier noch schreiben, Du aber schreibst nicht mehr hierher, weil ich die Briefe nicht bekommen würde und ich nicht will, daß andere sie lesen

sollen. Ich aber werde auch vom andern Ort Dir schreiben, sobald ich kann.

Lebe wohl, Seelchen, behalte mich gut.

Dein E. Alter.

13.

Zwischen Brief 12 (vom letzten Juni) und diesem (vom 1. Juli) muß Arndt einen Brief von Johanna erhalten haben, vielleicht zugleich mit einem solchen von W. Motherby. Es war jener Brief von Johanna sicher die Antwort auf A.'s (10.) Brief vom 21.—24. Juni, worin er mit ein klein wenig Eifersucht Johanna bittet, ihn über ihre wahre Gegenliebe aufzuklären. Diese Antwort A.'s zeigt, indem er statt des vertrauten „Du" das kältere „Sie" gebraucht, wieder eine leichte Verstimmung, wol wegen Johanna's Bemerkung (in Brief 14), daß Humboldt sie mehr liebe als A., wenn nicht überhaupt anzunehmen ist, daß Motherby, der ja um den Briefwechsel zwischen Johanna und A. wußte, seine Frau dahin beeinflußt hat, die glühende Leidenschaft A.'s durch kältere Worte zu zügeln. Dadurch könnten die Worte A.'s, daß keiner seiner Freunde vor seinem Andenken erröthen solle, erklärt werden. Die ausführliche Antwort A.'s auf Johanna's Brief, der am 1. Juli in A.'s Hände gelangt ist, findet sich im 14. Briefe.

Berlin, 1. Juli 1813.

Dank, meine süße kleine Johanna, für Ihre lieben und freundlichen Worte; ich habe sie wie Wundpflaster auf meine Seele gelegt, die jetzt oft wund ist. Auch Dank für den freundlichen Trost und Zuspruch. — Glauben Sie mir, ich verzweifle nicht gern; aber ich bin keine Bestie und muß fühlen, was wir verloren haben und wieder verlieren könnten. Ich zerstreue das Dunkel gern und lasse es nicht lange auf mir lagern, weil ich weiß, daß Gram den Mark der Seele frißt, und weil ich das Gewissere weiß, daß aus dem Leben leicht herauszuspringen ist. Gott nimmt sich unser dabei auch an. Welche freundliche Erscheinung ist mir in Ihnen

aufgegangen, die ich immer lieb haben muß, weil Sie ein wahres und redliches Kind sind und nicht afterreden und vorreden aus Ihrem Herzen. Ich werde es auch im Leben so machen, daß keiner meiner Freunde vor meinem Andenken erröthen soll.

Grüßen und küssen Sie unsre lieben braunen Kinder und den Garten und die Bäume und den Teich und alle Thiere, vor allen die apollischen Schwäne. O man mögte mit lieben Menschen in allem Lebendigen lebendig seyn.

Ihr E. M. A.

14.

Unter den Liedern Arndt's, welche seiner Liebe zu Johanna gewidmet sind („Klänge aus der Vergangenheit" und „Klinglieder", ferner „Lebenstraum", „Wehmuth" und „Liebestod"), befindet sich auch das im nachfolgenden Briefe mitgetheilte Gedicht. Es ist mit geringen Aenderungen in die Sammlung der Gedichte von 1860 unter „Klinglieder" Nr. 5 aufgenommen. Die vorhergehenden Gedanken des Briefes bilden die passende Einleitung dazu. — Ueber Humboldt's Liebe zu Johanna vgl. S. 4. — Die Teplitzfahrerin ist wahrscheinlich Johanna selbst, welche vielleicht damals eine Reise nach Teplitz plante.

Berlin, 2. Juli 1813.

Hier sitze ich ruhig nach einem durchaus arbeitvollen und müden Tage, wo ich nicht aus den engen Mauren gekommen bin, und nur Gewitterknall und Blitz und doch einige süße Minuten Gekehrtheit in mich mich an den lebendigen Gott erinnert haben. Meine Zehe thut mir weh; nun die Huld hier, die sie umbindelte und dann sich selbst als hellende und wärmende Decke mit ihrem ganzen Wesen um mich bindelte und über mich wölbte, — und ich wäre der Seligste. Doch ich bin es, meine Furina, denn Du denkst oft an mich, und ich schlürfe, wie oft und jeden Tag öfter, Deine ganze

brünstige Seele ein. Ich sitze noch ruhig hier; bald vielleicht wieder im getümmelvollesten Leben, wo mir seltener verliehen seyn wird, durch die schwache Schreibfeder mit Dir zu sprechen.

O Furina, mein süßer Liebling, schreib' doch zuweilen an mich Tage und Stunden, wo es Dir gefällt, und hebe mir alles auf und sende mir den schönen Segen auf einmal in Einem großen Brief zusammengepackt, wenn ich Dir erst wieder eine sichere Adresse geben kann: O wie süß dies ist; doch will ich fürs erste lieber wildestes Getümmel und auch lange Trennung von Dir selbst dieser Verbindung durch Worte, als bald ordentliche Sicherheit der Briefe und faules Leben. Schlaf' wohl, Engelein, bete für uns, bete vor allem, daß Gott uns Krieg giebt; dann kann er uns in Ruhm und Freiheit auch einmal noch selige Tage geben. (Mitternacht 1 Uhr.)

---

3. Juli Abends 11 Uhr.

Ein heißer mühevoller Tag voll Ausrichtungen und Bestellungen, welche die Seele nicht ganz lassen. Dann nach Charlottenburg mit Schützens, da war ich unter den Bäumen mit Furina und fühlte ihren Athem unter den Linden, — o meine Linde! habe den Baum lieb, süße Liebe, — es war ein schöner halcyonischer Abend, und die sterbende Sonne bettete sich mit herrlichem Glanz auf schwarzen Gewitterwolken; auch ich war düster, aber glückselig. Als wir halb 10 Uhr zu Hause, mußte ich in Geschäften noch zu zwei Männern. Mein Hausgang von diesen war nicht gesegnet: ich ward naß durchgeregnet und stieß mir dicht vor meinem Hause die lahme Zehe, daß ich es schmerzlich fühle. Aber der Schmerz war nichts, die Wonne der Liebe kam göttlich über mich, meine Furina mit ihrer ganzen tiefen, dunkeln, gefährlichen Seele, und ich war aufgelöst und bin aufgelöst in Glückseligkeit, und meine ganze Brust war nur Ein heller Klang und Ein süßer Schmerz. Habe Dank, himmlischer Vater, daß du so segnest! O daß ich wüßte, was meine Furina diese Stunden zwischen 11 und 1 Uhr gethan oder

vielmehr gefühlt hat! es war ein brennendes Wehen des Geistes, eine leuchtende Fluth der Seele, die in ihrer eignen himmlischen Fülle ersaufen mögte: hier einen schwachen Wiederklang des Klanges:

Was klingt mir für ein süßer Wunderschall
Mit Himmelstönen tief im tiefsten Herzen,
Gleichwie die Stimme klingt der hohen Schmerzen,
Die ewig liebekranke Nachtigall?

Was blüht ihr, längst vergangne Wonnen, all?
Und zündet mir die Brust mit Himmelskerzen?
Und laßt die finstern Geister in mir scherzen?
O das ist Liebe, das ist Liebesschall!

O bliebst du ewig, süßer Wunderschall!
O würd' ich selber ganz zur Philomele
Und klänge mich in Liebesklagen todt!
Denn, wer die Liebe hat, der hat das All,
Die Liebe ist der Seelen große Seele,
Der Götter Leben und der Götter Tod.

Ja, meine Seele, es brennt ein göttlicher Brand in meiner Seele, und ich zerrinne und sterbe vor Wohllust und verleuchte wie ein Blitz in Licht; doch klatschet der Regen und der Himmel ist düster und kalt. Doch wir zünden den Himmel und die Sterne und erschaffen die Götter in uns. O daß ich so sterben müßt' und in Furinas Schooß und von ihren dunkeln Augen beleuchtet! Sei selig wie ich!

Sonntag 4. Juli Nachm. 6 Uhr.

Ich hatte gesessen und geschrieben den ganzen Tag, auch leider langes Geschwätz unnützer Besucher anhören müssen, endlich mußte ich zur bekannten Buchhandlung wegen einiger Bestellungen und fand einen Brief von Furina. Die Bestellungen wurden nicht bestellt, ich sprang unter einem Vor-

wand zu Hause, den Brief auf dem Herzen, wo ich ihn fühlte in der Tasche wie einen glühenden Brand. O ich konnte ihn kaum herausnehmen, so zitterte ich vor Freude. — Und nun hab' ich ihn gelesen und zittere und taumle, und sehe und küsse und genieße Dich, mein Leben. O Dank! Ich gehe nun zu Freunden, die ich seit anderthalb Jahren nicht gesehen, lieben verschwornen, doch bist Du verschworner, wenn Du es willst. O noch willst Du es, — das fühl' ich, — aber auch immer?

Nachts 12 Uhr.

Ich habe den süßen Brand wieder auf dem Herzen getragen, bin fünf Stunden glückselig gewesen mit Freunden und mit Dir, — o sie haben mich oft gefragt, warum ich so ernst sei? ich denke wohl an die nahe Reise? Ich konnte ihnen nicht sagen, woran ich dachte; aber den Brand hatt' ich und trug ihn heim, und habe ihn wieder und wieder gelesen und mich gefreut. O ich fühl' es mit Entzücken, wie Du mich liebst; des Mannes Leben hat keinen Werth ohne eine weibliche Seele, die es liebt. Du meinst also, der Humboldt liebt Dich mehr, ich glaub' es nicht; aber Du hast Recht: ihr Weiber liebt die Liebe, weil ihr müsset, Männer lieben sie, weil sie eitel sind, und wann sie eitel sind. Ihr wollt die Person bei euch und bei andern; deswegen bestechen Männer, welche die Persönlichkeit selbst sind, auch die besten und edelsten Weiber oft. Ein wackrer Mann soll die Sache lieben: ich liebe Freiheit, Gerechtigkeit, Geduld mehr als mich und Dich und die Liebe; doch kenne ich sie nur durch die Liebe, und doch weiß ich, daß Du und die Liebe das Süßeste seid im Himmel und auf Erden. O Furina! wann werde ich wieder einen Brief von Dir haben und wo? ich werde Dir schreiben im Getümmel, wann ich kann. Vergiß mein nicht! Es ist mir oft, als müßte ich Dich stehlen und zu meinem Eigenthum machen; oft auch, als würde ich einst lange in Deinen Armen ruhen, — wer weiß, was es bedeutet? Du wiegst mich auch in Liebes-

armen, wann ich todt bin? O thu' es! Der Gedanke **kann** sehr figürlich seyn! Dieser Brief heißt i; Du hast g. h. erhalten, wann dieser ankömmt. Melde mir sie der **kauf**männischen Sicherheit wegen, daß sie angekommen sind. O der Wonne, wenn ich sie nicht zu zählen brauchte, sondern (ich) meine Gedanken mit den Fingern und Lippen mit Dir rechnete. Also ich hätte die Töplitzfahrerin weggejagt. O ich hätte sie in den Thiergarten geführt an die Stellen, die mir die liebsten sind. — E. A.

15.

Das Manuscript, welches Arndt wieder erhielt, nachdem er es in Hamburg von Dänen und Franzosen schon verschlungen glaubte, scheinen die „Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung" gewesen zu sein, welches Buch nachher 1813 bei Fleischer in Leipzig erschien. — Die „schwedische Bäuerin" in diesem Briefe ist nur so zu erklären, daß A., der sich immer nach einem stillen Landleben sehnte (vgl. Brief 40 und 52), in einem Briefe an Motherby halb scherzhaft erwähnt hat, er sei des wirren Lebens satt und wolle sich in die Stille des Landlebens nach Schweden zurückziehen und dort eine Tochter des Landes heirathen. Die mancherlei Unannehmlichkeiten, welche A. in Berlin besonders in seiner literarischen Thätigkeit mit dem Censurcollegium hatte, scheinen den Wunsch nach Ruhe wieder in ihm rege gemacht zu haben. Solche Lebensideale sind A. durch den Verkehr mit der Frau des schwedischen Hofmarschalls Munck nahegelegt worden, welche wahrscheinlich dieselbe ist, die er in seinen Gedichten unter dem Namen Psychidion verherrlicht. Vgl. Vorbem. 25. — Das Gedicht in diesem Briefe ist mit einzelnen Modificationen in die Sammlung der Gedichte A.'s unter „Wehmuth" aufgenommen worden; ein besonderes Blatt mit Versen, welches A. außerdem noch diesem Briefe beilegte, ist nicht erhalten. — Ueber Eichhorn vgl. Vorbem. zu 8. — Karl Bernhard Trinius war ein Bekannter A.'s aus Petersburg, Leibarzt bei der Herzogin Alexander von Württemberg, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg, zugleich Botaniker, Dichter und Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. Er hatte A. in

den Kreis der Herzogin eingeführt, welcher alle deutschen Elemente, besonders die Anhänger Stein's, vereinigte. Baron Jakob Alexander von Rennenkampff aus Livland, früher russischer Collegienassessor, trat in die russisch-deutsche Legion als Rittmeister ein und war seit dem 4. April 1813 General-Adjutant. Später in oldenburgischen Diensten, starb er als Oberhofmeister der Großherzogin. — Friedrich von Horn hatte früher im preußischen Heere gedient und war 1813 Major und Commandeur eines Bataillons der russisch-deutschen Legion; nach dem Feldzuge von 1815 pensionirt, starb er später in Berlin. — An Scharnhorst, der am 28. Juni 1813 in Prag gestorben war, hing A. mit großer Vorliebe und besang ihn in den beiden herrlichen Gedichten „Der Waffenschmidt der deutschen Freiheit“ und „Scharnhorst der Ehrenbote“. — Prinzessin Wilhelm, nach dem Tode der Königin Luise die erste Frau in Preußen, war nach dem Abschluß des Waffenstillstandes am 14. Juni 1813 mit ihrem Gemahl von Frankfurt a. O. nach Berlin zurückgekehrt und hatte ein Haus im Thiergarten bezogen. — Anfang Juli 1813 reiste A. nach Reichenbach ab.

(Berlin,) Montag 5. Juli 1813.

Ein dürftiger kalter Regentag, ein aprilischer und novembrischer, und so dürftig auch das Leben dieses Tages, nemlich Hin- und Herlaufen und Nichtsausrichten; doch hab' ich endlich ein Manuskript wieder aufgejagt, das ich von Dänen und Franzosen in Hamburg schon verschlungen glaubte: und das war doch eine kleine Freude. Nun habe ich meine Seele erlabt an einem der bravsten und freudigsten Menschen auf Erden, an meinem lieben Eichhorn, bei welchem ich eine Stunde gewesen bin, und jetzt sitze ich hier und träume und sinne und bete mit Furina. O wäre er ewig, dieser Traum! und diese Andacht! — Also Du meinst, ich könnte nichts an mein Herz drücken, was nicht als Traum der Liebe darin geblüht hätte? O was ihr Weiber alles meinen könnet! o wie lieb die Liebe meint! Habe Dank für die Meinung und keine Furcht in Deiner lieben Seele! wolle ewig mein Traum seyn, und ich will nur Dich träumen und so gleich einem seligen Traum wegdämmern. Liebe mich immer, und ich werde immer Dein seyn, aber ich werde

auch den Augenblick fühlen, wann eine kältere Welle um Dein Herz fließt. Du bist meine letzte Liebe und meine höchste, Du hättest meine erste seyn sollen. Warum habe ich Dich vor 8, 9 Jahren nicht gekannt? — da war ich frei und hätte die süße Flamme gleich in meinen Besitz gerissen. Doch Gott weiß das Beste, und wir wollen lieben und verträumen, und lieb und gut seyn. — Also die schwedische Bäuerin hat Dich erschreckt? ich muß fast lachen bei dem Gedanken; solche Spässe sprechen Menschen meiner Natur fast immer nur in sehr tragischen Stimmungen aus. Gewiß bin ich sehr dunkel gestimmt gewesen, als ich dies in dem Briefe an Deinen Wilhelm hinschrieb. O ich weiß zu gut, wie schaal ein Zusammenleben ohne täglich zusammenblitzende Liebe ist, als daß mir solche Philisterbequemlichkeit gutmüthiger und kühler Ehe auch nur im Traum gefallen könnte .... O daß ich Dich hätte, wie wollte ich Dich verzehren, aber auch nur Dich! Das ist der reine heilige Geist der Liebe, wenn die Erschöpfung und Ermattung, ja die Ausschöpfung der Leiber die seligste Wohllust ist: dann fallen die entbundenen Seelen gleich körperlosen Engeln erst einander in die himmlischen Arme. Süße Furina, ich sehe Dich und grüße Dich, du sitzest so ernst und guckest mit dem einen dunkeln Auge so hell unter der schwarzen Locke hervor. Ich schwärme nicht, ich rede kalte Wahrheit der Geisterwelt. O daß dieser holde Geist ewig bliebe mein, wie er ist!

Dienstag 6. Juli 1813. Mittag.

O wie ich selig bin in Liebe und Sehnsucht und Wehmuth, und wie alle seligen Geister der Vergangenheit um mich spielen und schwärmen! Meine süße kleine Furina, das bist Du, gewiß schwingst Du jetzt Deine sehnende flatternde Seele um mich, die Sonnenstrahlenflügel hat. O wie Du beglückst, und wie süße Thränen mir im Auge stehen! Wann habe ich Seligkeit gefühlt wie diese Minuten? O das Große und Schöne blühet nur aus der Liebe; sie

ist die Unsterblichkeit selbst. Laß sie unsterblich seyn, Seelchen ich flehe Dich.

Klinget, zarte Saiten
Zarter Menschenbrust!
Gegenwart und Ewigkeiten
Rollen mild durch eurer Töne Lust.

Was wir waren, hatten,
Lebt durch euch allein,
Und des höchsten Himmels Schatten
Blitzt aus uns heraus wie Himmelsschein.

Sehnsucht, Kind der Sterne,
Liebe, Himmelsbraut,
Ewig nah und ewig ferne,
Wer hat euch dies Saitenspiel gebaut?

Wer hat euch gewoben
Also zart und fein,
Daß ihr ewig hin nach oben
Klingt und strömt mit süßer Lust und Pein?

Demuth, stille, reine,
Unschuld, helles Kind,
Sagt mir, blüh'n im Erdenhaine
Solche Blumen, d'raus ihr Kränze wind't?

Doch — o darf ich's nennen,
Was sich nimmer stillt?
Jene Flammen, die mich brennen?
Jener Strom, der licht aus Sternen quillt?

Doch du laß es klingen,
Zarte Menschenbrust!
Geister spannen alle Schwingen,
Und die trunkne Seele stirbt in Lust.

Eben da ich diese Worte, die eben geboren sind, für meine süße Seele abschreibe, schlägt eine Nachtigall ein paar helle Töne, und eine Lerche singt wunderschön. Die Vögel wohnen mir gegenüber und hängen im engen Käficht. O ich wollte, es wäre meine Furina, die aus ihnen schlüge, und

ihr brünstiges Herz, das ihnen die Seele zündet! Mir fallen ein paar Worte meines lieben Trinius auf's Herz aus einem Briefe, den Rennenkampff mitgenommen und Horn mir gestern gebracht hat: „Treue Seele, sammelt doch Blumen, wie ich thue, die tragen kein Blut in ihrem Herzen und fühlen nimmer Mordgedanken.“ O es wäre süß, eine Blume zu seyn oder ein singendes Vöglein in den Zweigen. Doch nein! geh' hin und thu' Deine Arbeit. Du aber, Sehnsucht, bleibe und träume deine Götterträume mitten im irdischen Blut und Staube; bleibe, himmlische Wehmuth, Gespielin der Engel, und bade mir die Brust mit deinen Göttergefühlen und mit himmlischen Thränen. Bleibe Du mir, Furina, und sei mir Liebe, Sehnsucht und Wehmuth, sei mir Alles, Alles.

Mittwoch 7. Juli Nachmittag.

Gestern spät ging mir's sonderbar. Ein Brief lag auf meinem Tische mit schwarzem Siegel. Ich drehte ihn um, glaubte Deine Handschrift zu sehen und erschrack. Er war leider nicht von Dir, er war von der Prinzessin Wilhelm; doch freue Dich, denn ich freute mich, daß eine wirklich hochherzige Frau schreibt wie mein Liebling. Das setzte mich in Träume und zwar in wehmüthige, und Dein ganzes süßes Wesen ging vor mir auf von dem Keim bis zur Blüthe. Ich bin überhaupt wehmüthig gestimmt gewesen mehrere Tage und auch diesen Nachmittag, diese Stunde, obgleich der fantasielose Nachmittag eines hellen Sommertags und kahle Steine und Dächer nichts Hohes wecken. Scharnhorsts Tod hat mich tief betrübt, — es war der beste teutsche Mann, — aber das konnte mich nicht selig wehmüthig machen. Das bist Du, Du, Furina, bist es allein und jener ewig sterbende und erwachende Tod liebender Seelen, den wir in Wehmuth sterben. Oder locken mich die edlen Geister, die vorausgegangen sind, zu sich? Dann sei es: ich werde zu keinen Memmen gesellt werden, und Ein liebes Herz wird um mich weinen und mir irgendwo ein Grabmal des Gedächtnisses

weihen. Dann sage aller Welt, wie Du mich geliebt hast, meine Furina. Die Verse auf dem beiliegenden Blättchen sind eben geborne Kinder dieser Wehmuth.

Abends halb 12.

Gute Nacht, Liebling. Ich habe einen seligen Abend gehabt durch Dich, oder vielmehr mit Dir. Der Mond sah mich durch die grünen Bäume 2 Stunden so lieb an, und mein Kindlein klatschte seine Sonnenflügel um mich. O wie es ist! Ich war aber im Thiergarten bei Schleiermachers und sprach und lachte und scherzte wie die andern, aber ich sah und fühlte nur Eine, — und es war ein so freundlicher Mond und kein weinerlicher. Adje, Gute Nacht.

Donnerstag 8. Juli Morgens.

Der Brief muß auf die Post, und ich muß reisen. Lebe wohl, meine süßeste Feine, und denke zuweilen an mich. O wie lange werde ich vielleicht nichts von Dir hören! Du sollst es wohl, sobald ich kann; geschieht es aber nicht, so denke, die Wege seien gesperrt und nicht mein Herz, und Du denkst recht. Gott mit Dir und mit uns und mit allem, was Deinem Herzen lieb ist. Lebe wohl, Süßeste, und sei tausendmal gegrüßt und geküßt, und grüße meinen schönen Baum.

Dein E. Alter.

E. M. Arndt's Briefe.

Zweiter Abschnitt.

Reichenbach — Leipzig.

Juli 1813 bis Januar 1814.

16.

Zwischen dem vorigen und diesem Briefe Arndt's an Johanna liegt ein Zeitraum von über zwei Monaten. Da A. die Reichenbacher Verhältnisse bei Johanna theilweise als bekannt voraussetzt, so scheinen eine Anzahl Briefe, oder wenigstens ein Brief von A. aus dieser Zeit verloren gegangen zu sein. A.'s Stellung während seines Aufenthalts in Reichenbach befriedigte ihn nicht; der Erfolg der Waffen der Verbündeten, ja auch die Zusammenkunft von vielen hohen und mächtigen Herrschern und Herren zum Congresse daselbst ließen für die Thätigkeit A.'s nicht viel Raum. Stein war ihm zwar in der alten Weise zugethan; allein A. blieb zur Unthätigkeit verdammt, die ihm nur dadurch erträglich wurde, daß er während des Aufenthalts in Reichenbach in dem Grafen Karl von Geßler, früheren preußischen Gesandten in Dresden und damaligen Feldhauptmann des schlesischen Landsturms, einem alten Freunde Stein's, eine gleichfühlende Seele fand. Geßler lud A., der bisher bei einem Nachtwächter an der Stadtmauer eine mehr als bescheidene Wohnung inne gehabt hatte, zu sich auf sein Gut Neuendorf ein, wo sich beide bei wissenschaftlichen, besonders astronomischen Studien und politischen Gesprächen innig aneinander anschlossen. Nachdem A. während seines Aufenthalts in Reichenbach den Soldatenkatechismus hatte drucken lassen, fand er wieder mehr Muße zu dichterischen Schöpfungen, sodaß eine große Zahl seiner 1813 entstandenen patriotischen Gedichte in die Periode des Aufenthalts bei dem Grafen Geßler fällt. — Das in dem Briefe mitgetheilte Gedicht ist mit einigen Aenderungen in der Sammlung der Gedichte A.'s unter „Klinglieder" Nr. 7 aufgenommen und kehrt in neuer Redaction im folgenden Briefe wieder. — Die Nachricht, daß in Königsberg ein Alexanderfest (wahrscheinlich am Namenstage des Kaisers, 30. Aug. a. St.,

11. Sept. n. Stils) gefeiert worden ist, führt A. die ganzen lieben Erinnerungen an jene Stadt wieder vor die Augen.

(Reichenbach,) den 24. September 1813.

Es war ein schöner Nachmittag. Mich lockte die Sonne, und ich ging bergab tief ins Feld längs einem Bache hin. Man muß wohl der Sonne genießen, die noch hell und warm ist, denn schon schreiten diese Tage im Kalender über den Sommer hinaus, und es kommen die dunkeln Tage; Gott wolle nur, daß die Tage unsers Glückes hell bleiben! Ich hatte ein paar schöne Stunden, denn meine liebste Gesellin war mit mir, aber nicht jeden Tag gleich lieb und lebendig: weil sie denn heute so lieb und freundlich mit mir war, so habe ich ihr ein paar süße Blümlein gepflückt, die sich seitweges an einem Sprudel des Baches hervorthaten; sie lächelten so hell und mild mit ihren himmelblauen Augen, daß ich an andere helle und milde Lichter dachte und meine Seele überfloß. Nimm die kleinen süßen Schmeichler denn und drücke sie an Herz und Lippen und gelobe, recht lieb zu seyn und mich recht lieb zu haben. Ich träumte viel und ging mit den Sternen und mit der süßen Gesellin heim. Grüße meine kleine Furina und bitte sie fröhlich zu seyn. Adje! Gut Nacht!

Den 25. September 1813, spät.

Mein Leben, mein süßes Herzchen, ja mein süßestes Seelchen, ist so einförmig, wie ein Einsiedler es nur leben kann, zumal da mein lieber Graf immer noch in der Weite ist. Ich lebe mit Büchern und mit Erinnerungen, auch wohl mit Hoffnungen, wenn nicht grade Arbeiten mich bei Einem festhalten. Was soll ich Dir also erzählen, mein Liebling, als den ewigen Leyerklang, den Du weißt? aber wird er Dich nicht endlich ermüden? O die Frage ist dumm, strafe mich! er ermüdet Dich nicht, denn Du hast mich gut, ich weiß es wohl. Ich hatte heute einen schönen Abend. Die Poeten wissen viel von Schwanengesängen, die sie bei ihrem Tode anstimmen; wirklich ich hatte alle Schwäne in meiner

Brust, und sie sangen und klangen mit einer unbeschreiblichen Wehmuth, daß ich hätte den Augenblick sterben mögen im Gefühl der Nichtigkeit aller irdischen Dinge und auch im Gefühl der Süßigkeit des Vergehens. Ich weiß nicht, woher dies kam; weißt Du es, Liebste, so melde mir es einst, oder klinge mir es mit andern Flügeln zu. Ich bin wohl ein glückseliger Mensch, daß ich diesen Schmerz zuweilen habe; es ist ein Himmel der Reinigung darin und ein Leben, das nächst dem der Unsterblichen wohl das unsterblichste ist: zuletzt immer eine Auflösung in Liebe zu allen Wesen. Ich verwandle sie mir alle zu Kindern, auch Dich mit, Du bist ja ein Kind, und so muß ich sie wohl lieb haben. Diese Gefühle haben bei mir ihren Grundton in meinen Knabenjahren und beginnen mit einigen leichten Lichtstreifen der Erinnerung, mit etwas, was mich als Kind erfreut oder erstaunt hat, und werden bald zu einem Wogenmeer von Flammen, worin ich untergehen und verbrennen mögte. Dieser Schmerz hat die reinste und uneigennützigste menschliche Liebe; das ist in meinen Träumen dieser Stimmung mein größter Jammer, daß wir nicht alle unschuldig und selig sind wie die Kindlein, die noch nach den Sternen des Himmels langen. — Auch unter meiner Linde habe ich später eine Stunde gesessen und nach meinem kleinen Fliegenstübchen hinübergeguckt. Ich habe doch den Mond in meiner jetzigen Wohnung nie so gesehen wie dort, obgleich ich ihn und die Sterne (mein Wirth ist Astronom) durch Fernröhre hier begucken kann. Als ich heimkam, ward ich zufällig durch die Zeitungen, die von Berlin gekommen waren, an ein liebes Haus, einen lieben Garten und liebsten Baum und viel anderes Liebes erinnert; ich las von einem Alexanderfest, in einem Garten am Schloßteiche zu Königsberg begangen; wo war es, Seele? war es, wo ein paar süße Füße oft treten und süßere Gedanken oft schwärmen? melde mir's! Mir fiel es auf die Seele, daß es da war, und wie viel Anderes fiel mir mit auf die Seele. Gott gebe Dir Schwanengesänge wie mir heute! Doch nicht zum Tode. Schlafe süß, träume süß, liebe süßer!

Den 26. September 1813. Abends.

Hu, wie kalt und windig war es heut; auch ich war heut wie ein Vogel, dessen Knochen mit Wind und Licht gefüllt sind, so leicht, so leicht, und doch mit einigen wehevollen Saitensträngen von gestern. Ich war so gesund, daß ich meinen Leib gar nicht fühlte und nur sprang draußen. Denke Dir da meine Gedanken. Ich nahm mir vor, wenigstens 150 Jahre alt zu werden, und mir däuchte, es wäre nicht schwer, und in der That glaube ich nicht, daß es unmöglich ist, wenn Gott will und man sich darnach anlegt; das arcanum, glaub' ich, wüßt' ich. Aber wozu, dacht' ich bald und schlug alles weg, wozu, wenn keiner dir bliebe, die du in deiner Jugend geliebt hast? also stirb zu rechter Zeit, aber das halte, daß du keinen Tag deines Lebens ganz grau bist: das ist das rechte hohe Alter. Auch klang mein Schwanengesang zu hell durch. Hier hast Du ihn, Trautchen. Möge so etwas um Deine Träume tönen!

Woher, du süßes, anmuthvolles Wähnen
Aus der Gefühle fluthendem Gedränge,
Die in mir brausen wie der Wellen Menge
Im Ocean von Träumen und von Thränen?

Woher dies heiße wunderbare Sehnen
Voll Todeswehmuth und voll Todesklänge?
Sind es des müden Lebens Grabgesänge,
Wie Dichter fabeln von Apollons Schwänen?

O in der Töne Wohllust so verklingen!
In süßen Thränen Wellen gleich verrieseln!
In süßern Träumen Geistern gleich verschweben!

O Schwäne, welche mir im Busen singen!
Ihr schmölzet wohl die Brust von harten Kieseln
Und machtet Grönlands Eis vor Liebe beben.

Schlafe wohl, Holdselige, schlafe wohl, weißer Schwan Apollons, und wiege und singe Dich auf den Fluthen süßer Gefühle ein!

Den 27. September 1813.

Noch kömmt ein rothes Blümlein mit, heißt Lychnis oder Laterne, und bittet um Liebe, weil es so feurig und roth ist. Als es heute im hellen Sonnenschein auf der Wiese vor mir stand, fragte ich: könnte Furina wohl solche Augen haben? und mußte sogleich der Frage lächeln. Darum kömmt das Blümlein, auch daß Du weißt, wie wir die Zeichen um Dich fragen, kleiner Liebling.

Die Zeit verschleift sich, und noch immer kein fester Punkt für mich, und noch immer kein Wörtchen von Furina. Ich Narr habe mir das Glück selbst versperrt; aber wer weiß, wo er bleibt und wie lange? Oft bin ich recht ungeduldig, aber muß mich wohl finden. Wenn nur das Große gut geht, was liegt am Kleinen? oder vielmehr, dann geht es mir Kleinem auch gut. — Lebe wohl, mein Engelein, und behalte die süßen Empfindungen für den unstäten Pilger des Lebens, die Du in Deinem Herzen trugest, als ich über die Brücke fuhr, auch als wir auf einer andern hölzernen Brücke standen. Gott mit Dir und mit mir! behalte lieb Deinen E. Amthor.

17.

Das Märchen von den beiden Apfelbäumen, welches Arndt während seiner Mußezeit in Reichenbach dichterisch gestalten wollte und später auch gestaltete, wie sein Brief vom 6. October besagt, ist von ihm in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommen worden. — Ueber das Sonett vgl. Vorbem. zu 16.

Reichenbach, 1. Oktober 1813.

Ein paar nichtige und mittelmäßige Tage, die letzten, theils durch Augenkrankheit meines lieben zurückgekommenen Grafen, theils durch Bedientenschlingelstreiche. Heute habe ich wieder gelebt, und mit Dir gelebt, meine Holdeste, wie sehr! wie sehr! o daß Du es gefühlt hättest und es jetzt fühltest! Daß Du mich gesehen hättest im Sonnenschein

hingestreckt auf grünem Grase (die Tage sind bald hin, wo man sich so hinstreckt) und mit einem Gottespferdchen (Libelle) spielen, das seine goldenen Flügel um mich schwang und, drei=, viermal weggejagt, immer wieder kam und sich auf mein Knie setzte. Ich bildete mir ein, das warst Du, und spielte mit den süßen Gedanken und lächelte über mich, aber fast durch Thränen der Wehmuth. O wie ist nur Ein Leben und Ein Gefühl, weswegen es werth ist zu leben! Bitte Gott, mein Kindlein, daß es mir ewig bleibe und auch Dir. Zugleich kam heute ein Jugendmährchen wieder, das mich seit einigen Tagen nicht verlassen will; es beginnt: „es waren einmal zwei Bäume, und der eine Baum trug rosen=rothe und der andere Baum trug schneeweiße Äpfel"; ich werde es wohl einmal in Reime bringen müssen. Hier schreibe ich auch mein Letztes, was ich meiner kleinen Furina roh schickte, ausgearbeitet:

Woher, du süßes Schmachten, frommes Sehnen,
Die sich mit Inbrunst auf zum Himmel drängen,
Die mir die heiße Brust wie Ströme sprengen
Im Ocean von Träumen und von Thränen?

Woher, du tiefes wunderbares Sehnen
Mit Todesliebe und mit Todesklängen,
Gleich jenen wonnereichen Grabgesängen,
Womit der süße Tod erklingt in Schwänen?

O in der Töne Wohllust so verklingen!
In süßen Thränen Wellen gleich verrieseln!
In süßern Träumen Geistern gleich verschweben!

O Schwäne, welche mir im Busen singen,
Ihr schmölzet wohl die Brust von harten Kieseln,
Eu'r Sterben gäbe wohl dem Todten Leben.

Topp! das Mährchen wird gereimt. Ich werde es meinem Gottespferdchen mit den goldenen Flügeln beilegen bei dem Briefe, wann er geht. O Jugend, ewige Jugend und Liebe, und ein fröhliches und unschuldiges Leben, und dann, wann es geschieden seyn soll, ein Tod wie der Blitz! O daß man

in Flammen durch die Flammen zum Himmel fahren könnte! Schlafe süß, mein Seelchen!

---

2. Oktober 1813.

Mein kranker Graf, dem ich etwas vorgelesen hatte, ist zu Bette, und ich sitze hier in tiefer Stille allein und denke an das, was meine Seele liebt. Auch heute Abend habe ich eine Stunde im Regengestöber auf meinem einsamen Spaziergange mit ihr gesprochen und geschwärmt. O wenn ich so jung bleibe und so muthig und glücklich, wie ich mich nun oft fühle, so mögte ich wie ein heller Sonnenadler mit klingenden und glänzenden Fittigen zu Sternen einmal auffliegen können. Es regt sich in meiner Liebe so viel Gutes und Schönes von edlen Thaten und Werken und von einem freien und klaren Leben, daß meine schweren Arme und Beine oft Flügel werden und mich forttragen wollen. Bete, mein Liebling, daß dies Gefühl ein ewiges werde, daß ich die Unsterblichkeit und ihre Wonne und Winde hier schon auf Erden fühle. Du warst heute und gestern wunderlieb mit mir. O daß Du es sehen könntest, wie ich Dich herze und an mich drücke! wie still Du Dich an mich schmiegst, Dein Köpfchen auf meine Kniee legst, Dein Händchen zu meinem Kinn aufhebst und die schönen dunkeln Augen mit dem Himmel voll Liebe zu mir aufleuchten lässest. Du glaubst nicht, was diese süßen Träume, ja Wirklichkeiten, für Seligkeit geben, und welch ein süßes, stilles und spielendes Kind Du dann bist! ich hoffe, Du werdest in der That immer so um mich seyn, denn mit lieben Kindern kann ich wohl spielen, und Du wärest doch das liebste Kind und bliebest es. O süßer Anfang dieses Monats, bleibe so und sei die frohe Vorbedeutung für alle große und kleine Wünsche der Menschheit und unserer Herzen! Du aber, Lieblingin, schlafe süß und flattre ewig zu mir, wann Dein Herz voll ist, ja auch wann es leer ist, nur nicht leer von mir.

---

3. Oktober Abends 11 Uhr.

Ich könnte die Götter und Geister vor Gericht laden und fragen: warum bin ich so glücklich? Wieder ein seliger Tag, auch das Wetter hatte Gott schön gemacht, und ich habe jede Stunde und Minute geschlürft, die mein Kranker mir ließ, der ein unglaublich lieber, kluger, tapferer und kindlicher Mann ist (da habe ich wieder einen recht wackern Freund gewonnen; aber meinen rechten Reichthum weiß nur Eine Seele recht, und die soll Furina grüßen); mein Liebling war wieder mit mir, und recht mit der vollen liebenden Seele. Heute Nachmittag nahm ich ein Marienwürmchen auf, setzte es auf meine Hand wie jüngst die Libelle und sagte lächelnd: das soll Furina bedeuten; ich will sehen, ob das Dingelchen beständig ist oder gleich wegfliegt, — und siehe, es flog gleich dannen; da lächelte ich noch mehr und sagte: es setzte sich ja nicht auf Deine Hand, sondern Du setztest es darauf — also. — Als ich von diesem wunderschönen Traumspaziergang heimkam, fand ich Briefe von Stein und andere, die mir Freude machten. Gottlob, es sind wohl nicht mehr viele Tage, wo ich meiner Furina schreiben kann: nun her, Liebste, geschwind her mit allen Deinen süßen Gaben und Worten und Träumen, und erzähle mir auch viel, viel Liebes. — Meine Apfelgeschichte habe ich gestern angefangen, heute gar nicht dazu kommen können, und jetzt bin ich zu bewegt und habe auch noch zu viele Briefe zu schreiben. Schlafe süß, sei glückselig, wie ich heut.

---

4. Oktober Vormittags.

Die Ballade ist fertig geworden; ich wollte sie Dir, süßes Seelchen, abschreiben; aber mir ist heut früh der Teufel mit officiellen Briefen und Papieren über den Hals gekommen: ich habe keine Zeit und will nur dieses Brieflein schließen und auf die Post geben, aber die nächste Post erhältst Du sie gewiß. Nun wünsche ich nur, daß dieses Papier einige so liebe Erinnerungen und Gefühle in Furinas

Brust erwecke, als ich selige Tage gehabt habe. Gott behüte Dich, kleiner Liebling! Behalte mich lieb.

Dein E. Amthor.

18.

Am 4. October endlich wird Arndt aus seiner unfreiwilligen Ruhe in Reichenbach aufgestört, nachdem der Vormarsch der Verbündeten beschlossen worden war. Er erhält von dem Freiherrn von Stein den Auftrag, dem Hauptquartier zu folgen; aber erst nach der Schlacht bei Leipzig reist er Stein nach. — Ueber die Apfelballade vgl. Vorbem. zu 17.

Reichenbach, 5. Oktober 1813.

Gottlob, es läßt sich so an, daß ich mit Gottes Hülfe in den nächsten Tagen von hier, wie man bei uns sagt, abburren und in eine lebendigere Thätigkeit kommen werde. Vielleicht bald in Dresden, und dann auch wieder liebe Briefe und süße Stimmen aus der Ferne und nicht immer den wie halb sterbenden Schwanengesang der Sehnsucht; aber meine Freunde in Dresden, — denn ich habe Körners liebgewonnen — wie werde ich sie wiedersehen? Der einzige brave Sohn todt, bei Gadebusch in Mecklenburg meuchlisch von den schändlichen Franzosen erschossen. Heute war ein trüber Tag mit Staubregen und Nebel; doch bin ich in der Abendzeit darin ein paar Stunden herumgestrichen und habe viel mit einem süßen Bilde gesprochen, auch nachher träumend noch zuletzt ein halbes Stündchen unter einer großen Linde gesessen, nicht ohne eine Art Wehmuth bei dem Gedanken, daß ich einmal dannen, wohl nie wieder hier sitze. Und doch hat dieser Ort mir wenig gegeben, als was die lieben Werke Gottes uns so umsonst geben; denn was sein bestes Werk seyn soll, das ist in Schlesien schlecht gerathen: ein mürbes, weichliches, halb zierliches, halb krämerliches Volk. Ich lasse hier nur Einen Menschen zurück, der mir lieb ist, meinen Grafen Geßler, den ich aber wahrscheinlich

auch bald wieder in Dresden sehe, wo er ein Haus hat, und wo er will, daß ich bei ihm wohnen soll. Ich mag aber selbst wohl nicht lange da bleiben, sondern mich dannen vielleicht bald nach Leipzig wenden. — Doch was erzähle ich meiner Furina solche Kleinigkeiten? Lieber ein Wort von dem Licht des Lebens und von der Kraft und Heiterkeit, die fast wie prophetischer und poetischer Born in meiner Brust brennt und sprudelt, so daß ich mir zuweilen vorkomme, ich wäre was Rechtes: doch ein glücklicher Mensch ist ja immer was Rechtes; lieber ein Wort von unserer Unsterblichkeit; o Furina, laß das immer eine Unsterblichkeit bleiben! Wenn Du wüßtest, welche spanische Schlösser ich für Dich und mit Dir baue, und wie der Geist sich wie sonnige Luft mit seinen zarten Spinngeweben in die Zukunft hineinwiegt, Du würdest wohl lächeln über mich großes Kind, zuweilen wohl auch weinen. Mir will es oft fast selbst so gehen. Glückselig, daß der Mensch blind ist für Glück und Unglück, und daß er zwei gewisse Dinge hat, seine Liebe und Gott. Schlafe süß, mein Engelein, schlafe süß! Ich will noch meine Äpfelballade schreiben, damit ich diesmal nicht zum Lügner werde. Adje! Gut Nacht!

Den 6. Oktober 1813. Abends.

Das war ein anmuthiger Tag heute, ein stiller und goldschimmernder Tag, wie nur die besten Herbsttage und Frühlingstage sind. Der ganze Himmel schien nur zarte schwimmende Luft zu seyn und alles Licht der Sonne golden ausgegossen, daß sie die Welt mit Schimmer vergolde: so herrlich war es, daß Licht und Luft fast sichtbar in Wolken zu schweben schienen. Ich mußte heraus und durch Thal und Gebüsch schweifen und mit dem zartesten, was Gott gemacht hat, so mitschwimmen und flattern und weben, und ich mag wohl sagen, mein Geist war diesen seligen Nachmittag in Geist und Licht und Liebe getaucht, und meine Arme zuckten oft, als wenn sie Flügel trügen und auffliegen wollten. O habe Dank, süße dädalische Künstlerin,

flügelschaffende Liebe! aber deine Flügel sind nicht wächserne, sie halten die Sonne aus; denn die Meisterin ist die Sonnenverwandte. Habe Dank, Furina, mein süßestes Sonnenkind! — Und Du bist auch mit mir gewesen, mein kleines holdseliges Kind, und hast mit mir geschwärmt und geträumt und im Sonnenschein hinter grünen Büschen auf duftigem Quendel gelegen und in die Ferne der blau dämmernden Berge und der noch blauer dämmernden Hoffnungen geschaut. O es wäre wohl das Süßeste gewesen, hätte ich Dich wirklich auf meinem Schooß gehabt, Dein Köpfchen an meine Brust gelehnt, Deine seelenvollen Äuglein in Liebe zu mir aufleuchtend, Deine süßesten Rosenlippen sanft zu mir aufschwellend, und mit welchem Honig der Liebe! Ich habe viel Liebes gefühlt und gedacht, und die Geister der Lebendigen und Todten sind zu mir gekommen und haben mir Flammen in die Brust gehaucht und Stolz der Tugend ins Herz. O die Liebe ist von des lieben Gottes Sternenkindern doch die allerfrommste und allermildeste. Sei Du auch recht fromm und mild, meine holdselige kleine Furina, bete in Inbrunst zu Gott und zu den Geistern und Träumen, und sie werden Dich nicht verlassen. — Hier ist die Ballade. Ich wollte, sie wäre so einfältiglich erzählt, daß sie Dir gefiele. — Jetzt kann ich alle Tage von hier auffliegen, darum mußt Du Dich nicht wundern, wenn Du in längerer Zeit nichts von mir hörst. Schlafe wohl; der Mond scheint so hell durch's Fenster, sei Deine Seele so klar und durchsichtig als das reine und klare Himmelsbild! Schlafe wohl, Liebling, und vergiß mich nicht. Der Mond soll Dich grüßen; er wird es wohl einmal bestellen: wenn nicht heut, ein ander Mal.

---

7. Oktober 1813.

Ein unlustiger Tag im Zimmer, ein frischer draußen, d. h. ein windiger Tag. Ich mag solche Tage gern, wann sie heiter sind; aber ich muß mit ihnen leben. Ich kam erst gegen Abend in ihn hinein und wanderte, und in meiner Seele wehete eine Unendlichkeit von Gefühlen und Gedanken

auf. Da brachte mich der Wind auf mancherlei Ding, das noch in mir wehet und woget, obgleich manche Stunden vergangen sind seit jenen. Ich dachte bei mir fast wehmüthig: wird es dir nicht endlich auch gehen wie den Vielen, daß du über der kleinen Liebe des Lebens das große Leben verlierst? Daß du dich endlich in philistrigen Freuden findest, daß kein wohlthätiger Wind den hüllenden Staub von dir abweht, daß kein idealischer Sonnenschimmer auf deine stockende Dumpfheit fällt? oder wird die lebendige Kraft, die dich treibt, nicht ein Sturmwind werden und die Heitre, woraus allein Tugend und Seligkeit blühet, nicht in wilden Ungewittern verwehen? Ich bin fast ernst geworden, Furina, bedenkend den Ernst des Schicksals und das wechselnde Leben. O wie vieles habe ich mir vorgenommen, was ich noch thun will, wann ich lebe! und wie weniges wird davon vielleicht ausgeführt! und wie ungenügend muß auch mein Schatten vielleicht zu den grauen Aschenwiesen der Unterwelt hinab! — O es ist ein schweres Ding um ein großes tugendliches Leben, das schwerste in einem schwatzenden und klügelnden Zeitalter wie das, worin wir leben. Habe mich lieb, Furina, und bete für mich. Adje!

Dein E. Amthor.

19.

Am 22. October war Arndt in Görlitz, wohin er Aufträge Stein's an den dortigen Generalgouverneur Grafen Reisach überbringen sollte. Auf seiner Weiterreise berührt A. Dresden nicht, in welchem die Franzosen von den Russen belagert wurden. In der Nähe von Mühlberg trifft er die Familie Körner aus Dresden, die sich von dort vor der Belagerung geflüchtet hatte. Ende October kommt A. in Leipzig an.

Görlitz, 22. Oktober 1813.

In der Flucht des fliegenden und unstäten Lebens, mein süßer Liebling, habe ich mich kaum besinnen können, wo ich

war, und was ich war. Was hat mein girrendes Turteltäubchen indessen gemacht? auf welchem einsamen Ast hat es gesessen und geseufzt? Denn geseufzt hat es wohl ein bischen.

Mein Herz schwimmt in Wonne, wir haben in diesen Tagen einen Sieg gewonnen, der das Vaterland befreien wird. Wir sind frei, unsere Kinder sind Freie; laß uns beten, Furina, sei recht fromm und lieb, mein süßes Kind.

Fühlst Du, wie ich Dich lieb habe? o daß Du es ganz fühltest, wie es ist, wenn ich recht selig bin! Ich habe ein liebendes Herz, wie sollte ich Dich nicht lieben, süßes, blumiges Wesen? In meiner Brust wogen oft wunderbare Dinge, von denen ich nicht weiß, wo sie hinaus wollen: Gefühle, Gedanken, ja oft Bilder von Thaten und Werken, für mein Maaß zu groß, ja wohl überhaupt für irdisches Maaß. Ich habe es beschlossen, dem Vaterlande und teutscher Tugend ein heiliges Opfer zu seyn; das übrige verwalte der allmächtige Gott, in dessen Hand es ist, auch irdisch zu beglücken. Es scheint mir meistens so leicht, auf dem unsterblichen Strom von Poesie und Liebe wie ein lenziger Blumenflocken so fortzuschwimmen bis in die heilige dunkle Nacht der Verwandlung; wird es so bleiben? es könnte wohl: aber die Götter müssen mir gnädig bleiben. O daß ich mild und freundlich bliebe und fromm und unschuldig! Das kann ich aber nur durch ein frisches Haben. Welches wird das seyn, süße Lieblichkeit? O bete auch für mein Glück. Es ist ein heiliges und hohes Ding um einen teutschen Mann.

Ich werde wohl bald in Dresden seyn und Dir bald wieder schreiben, Trautchen. Sobald Du hörst, daß Dresden von unsern Truppen besetzt ist, schreibst Du mir viel, viel unter dem Namen: Herrn von Düben in Dresden. p. Adr. des Herrn Buchhändlers Hartknoch.

Lebe wohl, glaube, daß ich Dich liebe, und sehr; und habe mich auch sehr lieb.

Dein E. Amthor oder von Düben.

20.

Im Verlage des Buchhändlers Rein in Leipzig erschienen mehrere Schriften Arndt's, so besonders 1813 „Der Rhein Teutschlands Strom aber nicht Teutschlands Gränze" und 1814 eine Ausgabe des „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", des „Katechismus für deutsche Soldaten", ferner „Was bedeutet Landsturm und Landwehr" und „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion". — So trieb A. während seines Aufenthalts in Leipzig fleißig „buchliche Künste und pamphletirte dabei recht fleißig". Besonders seine Schrift über den Rheinstrom fand Stein's, Körner's, Geßler's und selbst Hardenberg's Beifall. — Im Verein mit seinem berliner Freunde Reil betheiligte sich A. auch lebhaft an der Fürsorge für die Verwundeten aus der Völkerschlacht.

Leipzig, 3. November 1813.

Eben, mein süßes Täubchen, komme ich aus dem Freien zu Hause und habe den Dunst abgeschüttelt, den die zu viele Arbeit und noch mehr das zerreißende und entzweiende Vielerlei der Arbeit mir um Kopf und Herz gesammelt hat. Das kennt ihr Weiber nicht und wollet es nicht erkennen, aber doch solltet ihr uns Männer zuweilen bedauren, wenn ihr uns spröd und gemüthlos nennt und euch von den abgelebten, die oft nur für Wochen abgelebt sind, zu den frischeren wendet. Ich habe mich unter Eichen ergangen und über Feld, das der Schnee bedeckte, welcher auch die Erinnerungen an so viel Elend und so viele Greuel bedeckte. Das waren ein paar glückliche Stunden, ein idealisches Leben der Träume, und Gedanken an meine frische Zukunft umspielten meine Stirn mit goldenen Flügeln, und ich war jung und glücklich. Auch an das ward ich erinnert, was allein des Lebens und der Mühen Preis seyn kann, an die, welche mich in der Weite liebt. Aber die kahlen Eichen mahnten an so viel Anderes, an die Blätter und Blüthen des Baums, der mein Baum ist, und an Furina, die oft in Träumen unter ihm gesessen hat. Sprich, welkt es auch schon in ihrem Herzen? dunkeln liebe Erinnerungen sich schon? o blüht und duftet es noch? Du wirst mir nichts vorlügen, denn was hülfe es Dir?

O mein Liebling! wie uns das Leben treibt! wir sind endlich nur das Blatt auf dem Strom und müssen landen, wohin seine Welle reißt. In mir — deß kann ich mich freuen — altet es freilich noch nicht, aber doch bin ich in eine furchtbare Gewalt gegeben, sie heißet Arbeit und Pflicht. Ich fühle, ich bin meiner Zukunft weniger Herr, als ich oft glaubte, ich werde thun müssen und hin müssen, wo die Pflicht mir die weiteste Bahn zeigt, und wohin das Ernsteste in der Brust winket. Wird dies so ausfallen, daß ich auch spielen darf? so mögte ich mich oft fragen, nehme aber bang wieder die Frage zurück. Ich bin einmal von den Menschen, die viel thun müssen, die ihre Freude verdienen müssen, — oder ist das überhaupt die Aufgabe des Mannes? Oft däucht es mir. Nun das mögen die Ewigen droben alles verwalten; bete Du, wenn Du mich liebst, daß ich mir immer auch Blumen und Träume um die Brust legen darf.

Wie ich mich sehne, liebes Seelchen, nach so vielen Wochen einmal Worte von Dir zu lesen. Jetzt erwarte ich sie alle Tage; denn Briefe und Adressen von hier wirst Du von mir schon erhalten haben. Schreibe lieb, lieb, süßes Kind.

Hier stirbt sich's gleich den Fliegen. Ich glaube, mein Ziel ist noch nicht da. Gott mit Dir.

Dein E. Amthor.

Adr. E. Amthor, Leipzig. Adr. Herrn
W. Reins Buchhandlung.

21.

Leipzig, 8. November 1813.

Ich bin mehrere Tage hier, mein süßestes Kindlein, habe aber vor einem Vielerlei und Widerlei von Getümmel, Arbeit, Verdruß und Überdruß wahrlich gar nicht zur Besinnung kommen können und bin eigentlich noch nicht zur Besinnung. Es ist billig, daß wir, wann so viele wackere und tapfere Männer und Jünglinge für die größte Sache sterben, die

seit 2000 Jahren verfochten ist, auch unser Theil von Mühseligkeit empfinden. Auch gereut mich mein Zustand keinen Augenblick, sondern ich wandle mitten unter den Trümmern und Leichen, woran die Zeit so reich ist, meine Bahn frisch und muthig fort, und Gott giebt mir einige Kraft und Verstand, und manches gelingt mir. Ob ich Dein gedenke, mein kleines, süßes, romantisches Piepvögelein der Mitternacht? O ja wohl, obgleich die Wildheit des Lebens und der Arbeit einen oft aus dem dichtenden und seligen Feenlande der Fantasie in die kahle Dürftigkeit der Wirklichkeit hinaustreibt, wo nur Dornen und Disteln wachsen. Doch da müssen wir an das denken, was der Herr zu Vater Adam sprach, als Mutter Eva eine Schelmin gewesen war, und uns bescheiden. O meine süße Furina, wenn ich Abends spät heimkomme, oder wann ich einsam sitze und mir der Kopf dampft, wie oft sehne ich mich dann nach einem lieben Herzen, woran ich mich erlaben, nach einem treuen Schooß, worauf ich das müde Haupt senken könnte; auch die Worte mögten oft eine Quelle haben, worein sie überströmen könnten. O Du, dann denke ich Dein, dann bin ich bei Dir; aber ferne wohnt, die meine Seele liebt.

Mein Holdestes, nun schreibe mir sogleich recht viel und recht liebes, und erzähle mir alles, alles. Ach! nach so langer Zeit die ersten süßen Worte wieder zu sehen — wie wird es mich freuen! Meine Adr. ist: Herrn E. Amthor oder E. von Düben (womit Du wechselst) Leipzig. Adr.: W. Reins Buchhandlung.

Lebe wohl, Seelchen, lebe wohl, und habe sehr lieb

Deinen E. Amthor.

22.

Leipzig, 16. November 1813.

Mein süßes kleines Seelchen, ich muß Dir ein paar Worte schreiben, weil ich muß, weil ich fühle, daß Du traurig würdest, wenn Du lange nichts von mir vernähmest; aber

ich thäte vielleicht besser, Dir nicht zu schreiben, weil ich auch zu gar nichts tauge. Ich habe mir so entsetzlich viele Arbeit aufgeladen und aufladen lassen, daß ich die nächsten drei Wochen noch wie ein Karrengaul ziehen muß; nachher, denke ich, sollen wieder genialische Tage kommen und auch selige Stunden, wo die Geister und Träume spielen dürfen. Ich wollte, Du sähest mich armen Teufel, wie ich gefesselt bin und von 5—6 Uhr des Morgens bis in die Nacht sitze und mich mühe. Da vergeht dann freilich der Saft des Lebens, das Nothwendige, was geschehen muß, läßt die zarten Geister nicht aufflattern, und der Adamische Segen oder Fluch behält sein volles Recht. Ich kann das nicht ändern, weil ich den strengen Begriff von Pflicht habe, wenn ich mir etwas vorgesetzt habe, es rasch durchzuführen, damit das Mühselige mir nicht zu lange das Leben störe und verderbe. Oft kömmt es mir selbst vor, als thue ich Unrecht; aber wenn ich den Muth fühle, zu arbeiten und was Tüchtiges zu fördern, so kömmt mir das oft auch vor als Lebenslust: und ich denke, es ist gleichviel, wie man lebt, und wie man es treibt, wenn das volle und lebendige Gefühl von Kraft und Leben nur da ist. Das ist doch immer der Gewinn tüchtiger Arbeit, wenn sie nicht bloße Eselsackträgerei ist, daß das Bild des Lebens und seiner mancherlei Gestaltungen in immer neuer und reinerer Klarheit vor uns tritt; es ist auch eine Poesie, und eine recht süße, wenn man sich auf den Dreifuß setzt und aus den Dingen und Menschen die Gegenwart erklärt und die Zukunft weissagt. Ich habe es darin in manchen Punkten weiter gebracht, als mir lieb ist, und mögte meine kassandrische Weisheit oft mit einer wohlthätigen Finsterniß bedecken können. Zuweilen ergreift mich ein wunderbares Grauen, wie es wäre, wenn diese Prophetengabe sich gegen mich selbst wendete. Das kömmt mir vor, als müßte es ein Zeichen vom Tode seyn; wenigstens sollte man dann sterben.

Du sagst, mein Liebling, man ist todt, wenn man nicht liebt, in dem liebenden Herzen ist die einzige Weissagung und das einzige Leben. Du hast Recht; und wenn ich diese Flamme nicht mehr fühlen kann, so mag ich nur sterben.

Aber das Schicksal der Männer? Ihr könnt es kaum ahnden und wollt es daher nicht verstehen. Wir müssen alles nicht bloß tagelang, sondern auch wochenlang auf Ein Ziel richten, wir müssen alles Andere, damit dieses Eine werde, zur Seite schieben oder solange mit Dunkelheit verhüllen; ach! wir dürfen so selten als unschuldige und glückselige Kinder spielen. — Nimm diese Klage; wann dieser große Krieg ausgestritten ist und ich dann noch lebe, wird es anders. Bis dahin. O ich habe Dich lieb, süße kleine Furina. Behalte Du mich auch ein wenig lieb, ja recht ein bischen viel. Dein E. Amthor.

O bald einen großen, dicken Brief von Dir. Darauf geschrieben wird: H. E. Amthor Leipzig. Adr: H. Wilhelm Reins Buchhandlung.

23.

Leipzig, 14. December 1813.

Eben war ich recht froh und andächtig, mein Seelchen; ich hatte mich hingesetzt und wollte Dir recht viel, viel schreiben und, wie ich meinte, auch Liebes; es war so still um mich und so dunkel, und alles schlief noch. Siehe, da kam ein Postillion mit einem langen breiten Staffetenbriefe, und nun habe ich anderthalb Stunden schicken, schreiben, besorgen müssen, und das Licht und der Lärm ist auf die Straße gekommen und etwas Lärm auch in meine Seele. Dein Brief, der erste nach so langer Zeit, war fast zu kurz und auch zu leidvoll und hat mich Mühseligen und vom Vielerlei der Arbeit und der Gedanken Zerdroschenen und Zerarbeiteten in eine fast dumpfe und trauervolle Stimmung versetzt. Wo ist dein Glück, mag man sagen, als in Träumen? und was frommt uns alle unsere Bildung und Fantasie und was wir erlebt und erliebt haben, wenn es nicht ein festes gewisses Herz, wenigstens ein dem Leide gewachsenes Herz machen kann? Wäre es nicht besser, der irdische Mensch hängte alle seine Wünsche und Hoffnungen an die Sterne,

woher er kam? oder an irgend einen Stern, den er sein nennt, wie ich jenen Baum? Denn die Erde bringt doch nie Erfüllung der Sehnsucht, und selbst die Liebe, wenn sie hat, was sie solange hat haben wollen, hat sie es? O ich will Dich nicht traurig machen, meine kleine Freundliche! aber ich spreche ja auch mein Leid. Darin aber hast Du Unrecht, daß Du, was Dich quält, nicht vertrauensvoll in meine Brust senken willst. O es liegt da sicher, was es auch sei. Denn zuverlässig meinen Freunden bin ich bis in den Tod, wie vielmehr dem, was ich lieb habe wie Dich. O wenn ich doch bald von Dir wieder etwas läse, wenn auch nur ein paar Worte, aber frischere, aber lebendigere.

Wie es mir geht? Ich bin gesund, — das ist viel — aber auch mir sind manche Bitterkeiten zugeflossen, nicht äußerliche sondern innerliche. So viele brave Freunde verloren, wenn gleich in dem heiligsten Kampfe, doch immer trauervoll verloren, so viele andere liebe Menschen durch die letzten Jammerjahre zerknickt und veraltet, so daß sie nie wieder in alter irdischer Schöne und Kraft aufblühen werden, so viele andere mit Gefühlen beladen, die sie nicht tragen können. Dazu kömmt, daß ich mir zu viele Arbeit aufgeladen habe, die ich durchsetzen muß, die aber zuweilen als Arbeit drückt. Ich empfinde jetzt im Gewühl und selbst in der Freude des Öffentlichen oft eine Sehnsucht nach Stille, daß ich vergehen mögte. Doch will ich mein Werk thun und den Göttern überlassen, ob sie es haben wollen, daß ich mich einmal wieder auf einem güldnen Zweig der Poesie wiegen soll. Es stirbt sich hier viel; Dank für Deine Warnung, Du Liebste! ich werde wohl so durchschlüpfen, wenigstens kömmt es mir innerlich so vor.

Sei Du nur recht lieb und schreibe mir recht bald. Es kömmt wohl bald wieder die Zeit, wo ich unstät werde und keinen festen Ort habe: da geht es mir schlimm, ich kann Dir wohl zuweilen ein Wörtchen zuklingen, aber wie bekomme ich von Dir? Ich habe sehr viel gearbeitet und werde Dir und Wilhelm bald wieder einen dicken Pack senden. Wenn mir's vorkömmt, als wenn das nichts schafft, oder

wenn die Herren oben mir das Handwerk legen, so weiß ich, was ich muß und will.

Von meinem Buben hatte ich dieser Tage einen Brief, der mir Freude machte und alte Zeiten, als ich 10—14 Jahre alt war, vor meiner Seele aufrollte. O die Liebe und das Leben des Menschen ist nur Eines und immer nur Eines; doch will der Mensch auf Erden so gern um sich versammeln, er will um sich haben, er will auch genießen, was er nicht darf. O der Traum meiner Hütten, die ich oft baue, und des glänzenden singenden Vögleins darin! Es däucht mir oft Sünde darum, da die arme Menge nur Noth und Brod schreit; aber ich Armer selbst, habe ich's denn, weil ich's träume?

Fahr' wohl, Furinichen, und spiele, wenn Du kannst, auch mit mir, mit mir, wie Du willst. Denke, es ist alles Traum, auch das Leben nur, ja eines Schatten Traum, mache Dir die Luft recht dünn, damit Du leichter fliegen kannst.

Dein E. Amthor.

24.

Bei den Erinnerungen an die Vergangenheit gedenkt Arndt auch des Karnevals in den südlichen Ländern, der in Venedig bereits am zweiten Weihnachtsfeiertag beginnt, und den A. vielleicht während seiner Reisen 1798 dort mit durchlebt hat.

Leipzig, den 22. December 1813.

Der heilige Christtag ist nahe, mein Geburtstag ist nahe, der 26. Dezember (denn den zweiten Weihnachtstag bin ich geboren die 6te Stunde Abends, wenn in der südlichen Welt der Karneval beginnt), der Tag ist auch nicht weit, als ich voriges Jahr in Königsberg ankam: es war ein Freitag, der 22. Januar, und den folgenden Abend sah ich die kleine schwarze Furina zuerst, den Sonnabend um 7 Uhr Abends, sie stand und wusch ihre Händchen und sprach und

lächelte mir freundlich zu, und die beiden kleinen Flatterer hüpften um mich herum. Ich bin heute sehr glücklich, mein trautes Seelchen, und deswegen schreibe ich es Dir und schreib' ich Dir. Ich weiß nicht, warum ich das bin, aber ich bin's und lasse mir's wohl gefallen; es ist auch wohl daher, daß ich ein paar ledige Tage gehabt habe und mich von der verdumpfenden Arbeit ein wenig habe verschnaufen können; denn ich bin fast untergelegen, so viel hatte ich mir aufgesattelt.

Ich will meinem kleinen freundlichen Furinchen dann zuvörderst sagen, daß ich sie lieb, lieb, lieb und erzlieb habe, ja erzliebst, und immer erzliebst haben werde, und will das holde Kindlein bitten, daß sie mir nicht so kopfhängisch und maulhängisch und maulhänkerlisch ist, wie es in ihrem letzten Briefe aussieht, denn sonst muß ich ja auch trauervoll, ja sauervoll werden, und das will sie doch nicht. Doch weg mit dem leeren Spaß! er paßt nicht für meine Stimmung noch für die Heiligkeit meiner Gefühle. Ja, mein Süßestes, auch mir fehlt es nicht an Traurigkeit und Wehmuth; oft ist sie so heftig, oft brausen die Erinnerungen der Vergangenheit und die Gedanken und Hoffnungen der Zukunft so wild gegen einander, daß mir fast ist, als müßte ich darüber zu Scheitern gehen. Das ist das Loos der Menschen, die ein bischen Seele haben; doch wollen wir uns unser bischen gefallen lassen.

Wie soll ich Dich trösten, mein kleines Liebstes? Ich kann es nur durch das Gefühl und den Glauben der Liebe; und die sollst Du von mir haben und behalten. Wie gern trüge ich Dich wie mein süßes Kleinod auf meinen Armen und legte das kranke Herzchen an mein Herz und sähe in den Himmel Deiner Augen und betete Glück und Frieden auf Dich! Das kann aber nun nicht seyn, und der liebe Gott allein weiß, ob es je seyn wird. Ich muß Dich denn ermahnen zur Freundlichkeit und Geduld und Frömmigkeit und Liebe und zu jeder Tugend, die eine Frau, eine Mutter und eine Hausfrau eines wackern Mannes schmückt. Thu' das Deinige richtig, sei lieb, bete und liebe, und hast Du was Höchstes, so stelle es in die goldne Weite der Sterne

hinauf oder in die geflügelte Weite der Sehnsucht und Hoffnung. Ein leidiger Trost, magst Du sagen. O es ist doch einer, Liebling, Millionen Menschen, welchen Gott fühlende Herzen gab, ich, Du, und so viele, die vor uns lebten, haben sich mit diesem Trost trösten müssen. Vielleicht einst, müssen wir sagen und sehnen, und die Meisten holt das Gewiß des Grabes eher ein, als jenes vielleicht kömmt. Doch träume, schwärme und liebe! Denn ohne Liebe leben ist der Seelen Tod.

O mein Liebstes, wie fühle ich jetzt, was Du mir seyn könntest und auch, was Du mir bist. Solange ich in diesem wilden, staubvollen und arbeitvollen Leben schweife, wo die zarteren Blumen der Menschenbrust kaum blühen dürfen, reißt das Getümmel mich mit den andern fort, und jeder, der es ehrlich meint, thut die Arbeit, die er thun muß. Aber wenn es mal wieder still wird, da will jeder auch wieder in seiner Luft leben. O Furina, wenn ich da nur zuweilen um Dich seyn dürfte, nur wöchentlich einmal oder zweimal Dich sehen und von Dir gesehen werden dürfte, nur zuweilen ein Lächeln von Deinem Aug', ein Wörtchen von Deinem süßen Munde, etwas Liebes aus Deiner Hand gereicht. O nicht mehr wollte ich, gar nichts mehr, das schon würde mich auf glänzenden Wolken seliger Träume durch's Leben hinwiegen. Alles andere wollte, könnte ich freudig entbehren und mich trösten, wie sich so viele trösten müssen. Ich weiß wohl die Tüchtigkeit und Gediegenheit des realen Lebens an andern zu schätzen und es auch selbst zu genießen, aber ich bedarf einer anderen Luft, als die meisten Menschen, wenn mir wohl seyn soll. Ein bischen Ideales, ein bischen leichten Äther muß ich athmen, wenn das Blei des Lebens mir nicht fühlbar werden soll. O in Einer Luft, in Einer Anwehung des Geistes und der Seele könnte ich wohl in schneeweißen Haaren noch spielen wie ein Knabe und mich mit Frühlingsvögelein auf goldenen Zweigen der Dichtkunst wiegen. Ein rechter Mann kann nicht ohne das Mitgefühl und Mitverständniß der Frauen leben, und welcher Frauen! O grüße und küsse die, welche meine Seele liebt, und laß sie mir Frühlingsluft zuwehen! Ich könnte das zarteste

Leben mit Dir und um Dich führen, Furina, daß die Engel im Himmel sich freueten.

Lebe nun wohl, mein trautestes und piep piep piependes Sangvögelein! Der Himmel zucke Dir viele süße Blitzstrahlen der Freude und Liebe durch die Seele und beschere Dir ein fröhliches Fest und ein fröhliches Neues Jahr! Viele schöne Träume, Lust an Deinen Kindlein, Lust an Deinen Freunden, frohe Gedanken auch von den Entfernten und für die Entfernten, bisweilen auch einen Klang für einen wild durch's Leben hinbrausenden, doch treuen Freund!

Lebe wohl, Furina, sei lieb, lieb und behalte lieb

Deinen alten E. Amthor.

Grüße den Baum und umhalse ihn, und wann der Regen vom Dache klatscht, und wann's finster ist, dann erinnere Dich zuweilen dessen, in dessen Brust manche wundersame und dunkle Geister hausen.

25.

Die schöne Frau, von welcher Arndt einen Geburtstagsbrief erhielt, war die Baronin Munck, mit welcher er seit seinem Aufenthalt in Schweden 1809 in Verbindung gestanden hat. Vgl. Vorbem. zu 15. — Der Freund, welchen Johanna verloren hatte, ehe A. nach Königsberg kam, läßt sich nicht feststellen; nur vermuthungsweise sei bemerkt, daß vielleicht an einen Bruder Wilhelm Motherby's zu denken ist, der sich selbst das Leben nahm. — Robertello ist Johanna's Sohn Robert.

Leipzig, den 26. December 1813.

Es ist mein Geburtstag heute. Er hat mit allerlei Schmerzen angefangen: erst durch einen Brief von Deinem Wilhelm, den ich gestern Abend spät erhielt, dann durch eine Nacht von Schmerzen und fürchterlichem Zahnweh, das mich von 1 Uhr bis halb 4 Uhr früh folterte; darauf, als ich kaum aufgestanden war, durch ein Gezerr von unerwarteten

und unwillkommenen Menschen und Geschäften. Gegen 10 Uhr ward es freundlicher: ein paar kleine hübsche Knaben kamen mit dem weihnachtlichen Ober- und Untergewehr, grüßten mich freundlich und brachten mir einen grünen Kranz, der zu schmeichelnd und doch lieb war; dann kamen Briefe von meiner liebsten Schwester, die beide Erfreuliches und Unerfreuliches meldeten, aber doch erfreulich waren; darauf ein Brief von jener Frau, deren schönes Bild ich Dir einmal wies, die um Rath und Trost bittet in einer Sache, wo ich weder rathen noch helfen kann; endlich hüpfte ein kleines braunes fünfjähriges Kind herein, die Tochter meiner schönen Wirthin, und spielte mit meinem Kranze, den sie sich aufsetzte und den sie durchaus haben wollte: als ich ihr sagte, das gehe nicht an, ward sie böse und lief weg. Das Kind ist mir lieb, weil es Dir sehr ähnlich ist; es könnte viel aus ihm werden, aber ich sehe vorher, daß man es leipzigisch verzieren und vertändeln wird. Gestern Abend um 9 Uhr kam sie zu mir und bestand mit eiserner Hartnäckigkeit darauf, ich solle ihr einen Brief schreiben: ich that es; darauf begehrte sie eben so hartnäckig, daß er mit jenem gelben Lack, womit noch nie ein anderer Brief besiegelt ist als die Briefe an Dich, versiegelt werden sollte und mit dem Taubenpetschaft gestempelt: ich that es, weil ich mußte, und wunderte mich über sie und mich und über allerlei, was dunkel im Menschen spielt und mit dem Menschen spielt.

Der Brief von unserm Wilhelm hat mich wohl ein wenig betrübt, aber neu und auffallend war er mir nicht. Ich kenne das menschliche Herz und wie wir Männer empfinden und leiden, ja wie wir Menschen überhaupt leiden, zu gut, als daß ich mich nicht ganz in seine Lage setzen und ihn herzlich bedauren sollte, den Guten und Treuen, wie ich ihn oft bedauert habe. Ich weiß wohl, was in jeder Liebe zu Frauen in uns egoistisch ist und seyn muß, und werde ihn nicht weniger lieben, wenn er mich auch haßte. Er hat nun einmal eine solche Frau gewollt oder hat sie haben sollen; denn das Schicksal und die Ehen werden im Himmel geschlossen. Mehr oder weniger erleben — soviel ich die Welt kenne und mein eigenes Schicksal oder mein bischen

Lebenserfahrung befrage — alle Männer Ähnliches als er, welche nicht die Dummheit oder Kälte sich vermählen. Die seelenreichen und geistreichen Weiber bedürfen immer noch eines Vertrauten, dem sie manches mittheilen können: diese Mittheilung ist bei Frauen immer Liebe und kann nichts anders seyn; bloß die Grade machen den Unterschied. Darum singt der Poet mit Recht: „Die Eh' ist für uns arme Sünder ein Marterstand.“ Denn noch habe ich keine Ehe gesehen, auch die glücklichste, wo nemlich Geist in den Menschen war, wo dies nicht war, und wo der Mann nicht oft einsam trauren mußte.

Als ich im verflossenen Winter nach Königsberg kam, fand ich Dein Herz leer, es hatte vor wenigen Wochen den besten und redlichsten Freund verloren. Trauer macht immer empfänglich für alles Gemüthliche; wie viele Verbindungen, die nur der Tod zerreißt, werden an Krankenbetten — denke selbst an Deines Robertello Krankheit — geschlossen! Du neigtest Dich mit voller Seele zu mir, der als ein unstäter Flüchtling des Lebens erschien, und das anmuthige und selige Spiel einer so reichen Natur ergriff auch mich. Jene tiefe Fantasie, die Gott Dir gegeben hat, und worin — was ich Dir zuerst andeutend, dann klarer oft gesagt habe — so viele Abgründe der Wonne und des Wehes sind, konnte ihre Wirkung auf einen fantastischen Menschen, wie ich bin, nicht verfehlen. Denn Fantasie und Liebe, und Liebe und Fantasie, und immer nichts Anderes, das ist Furinas Leben. Wann dieser Strom jemals stocket, dann stirbt sie. Die Gefahren, die uns droheten, auch mögliches Unglück, — ich habe sie Dir nie verschwiegen und Dich immer auf das Rechte und Klare in den menschlichen Verhältnissen und auf die Pflicht hingewiesen. Genuß habe ich nicht begehrt und begehre ich nicht als in Träumen und Spielen dieser Fantasie. Ich habe frühe und viel entbehren gelernt mehr aus Stolz, aus einer gewissen Sorge, das Männliche und Frische zu erhalten, als aus Ängstlichkeit vor der Sünde; und jetzt kann ich loben, was mir vormals 10 Jahre der blutigsten Kämpfe kostete. Auf Stolz und Arbeit war ich hingewiesen; seitdem die dumpfen Leiden-

schaften der ersten Jugend abgeflossen waren, habe ich wie ein Mann gearbeitet und werde es thun. Auch der Sünde habe ich meinen Zins bezahlt, — wer ist ohne Sünde? — doch nie bin ich ihr Knecht geworden. Mein Herz ist rein und jung und unschuldig, und ich glaube, es soll es bleiben; mit vielem kann auch ich spielen, aber nie mit dem Heiligen, und selbst was ein glücklicher Leichtsinn mir erlauben mögte, erlaubt mir die Stellung nicht, worin ich mich als Teutscher Mensch gesetzt habe: ich muß meiden, was Anstoß geben könnte, ich darf Vieles nicht thun oder nur scheinen, thun zu können, was andern erlaubt ist, damit meine Thaten nicht viel schlechter erscheinen als meine Worte. Das Vaterland hat mich, die Sorge für mein Volk und für unsere Kinder, und wird mich haben bis an's Ende; ich fühle es, an Arbeit wird mir es nie fehlen, so drängt ein Entwurf den andern und eine Hoffnung die andere, und so wird es seyn, bis die kühle Erde viele Sorgen und auch viele Liebe kühlt.

Mir ist ein eigenes Schicksal zu Theil geworden. Mir ist es zugefallen, bei manchen Menschen ungrade Verhältnisse des Lebens zurecht rücken zu müssen; wie wenn ich selbst zuletzt so verrückt würde, daß ich mich nicht wieder einrücken könnte? Ich hoffe es nicht und bete zu Gott, daß er nur solches Unglück von mir wende. Ich liebe Dich, meine kleine blühende und glühende Seele, ich liebe Dich sehr, sehr; ich habe es Dir noch in meinem vorigen Briefe geschrieben, wie sehr. Aber nichts Unwürdiges würde ich von Dir begehren noch an Dir dulden, auch mich äußerlich in kein Verhältniß zu Dir stellen, das mich und Dich und Deine Freunde entehrte. Dein Wilhelm hat Recht, wenn er für das Äußerliche auch das Äußerliche strenge verlangt; die Welt fordert das mit Recht von dem Manne, der ein unbescholtener Bürger seyn und die Würde bewahren soll;

denn unbarmherzig ist die Welt, sie rollt
wie eine kalte Kugel fort, zermalmt
zu Staub, was eckigt aus den Fugen springt.

Ich liebe Dich sehr, aber ich will nichts als diese Liebe und ihre geistige Blüthe, weil ich nichts Anderes wollen darf.

O daß ich nur einen halben Tag bei Euch seyn und Euch meine Seele hinlegen könnte! uns würde allen besser werden, denn auch im tiefsten Schmerz müssen Menschen das Menschliche verstehen. Ich erwarte ruhig, was Motherby beschließen wird, und werde ihm gehorsam seyn; aber er befehle nicht, Dich nicht zu lieben, da werd' ich Rebell. Ein schrecklicher Verlust wird es seyn, nicht zuweilen in Worten Deine süße Seele aufgeschlossen vor mir zu sehen, aber Deine Liebe werd' ich immer halten und mitnehmen in die dunkle Nacht der Geister, woher so viele Freuden und Schmerzen und Verwirrungen flattern.

Gieb diesen Brief dem lieben Freunde, und er entscheide. Ich fühle mich zu hoch, als daß ich beklommen und verlegen seyn sollte; ich weiß, was ich in Dir habe und liebe, aber ich fühle mit Kummer auch, was meinen redlichen Freund' betrübt. Gieb ihm diesen Brief, er mag ihn zugleich mit dem seinigen lesen. Gott mit Dir, süßes Herz!

Dein E. M. Amthor.

26.

Leipzig, den 30. December 1813.

Nicht zu meinem Geburtstage, mein süßestes kleines Kind, nein heute früh erst kam Dein ersehnter Brief mit dem Angebinde. (Seine Glocke hatte einige Minuten vorher in meinem Herzen recht hell angeschlagen; so viel Geist und Liebe hattest Du mit in das Kästchen und die zu lieben Sachen gethan.) O Furina! Furina!

* Ich wollte Dir schreiben, mein süßes Kindlein; so ist es spät geworden. Ich mußte hinaus ins Freie unter die Eichen und die Sonne hinter den Wiesen untersinken sehen, und da bin ich anderthalb Stunden herumgewandelt wie im Traum und habe nur Träume gesehen. Dann haben mich Menschen und Geschäfte gefaßt. Und so ist aus 3 Uhr Nachmittag, wo ich oben bei dem Abbruch (*) aufhörte, 10 Uhr Abend geworden. Ja, mein süßes Kind, Deine Geister,

Deine spielenden und blühenden Geisterchen waren mit eingeschlossen in dem Kästchen; denn als ich sehnsüchtig bei mir dachte: „wird das liebe Andenken von Furina dich auch hier noch finden? und wann wirst du es erhalten?“ siehe, da klopfte es an die Thür, und ein Kästchenträger mit dem Briefe trat freundlich herein. Was hast Du mir alles hineingepackt, Du liebes holdseliges Kind? und mit welchem Sinn! o ich fühle es wohl, und Du sollst recht lieb und liebst bedankt seyn, und immer will ich Dir danken, wie ich etwas berühre: es soll auch meine zitternde Seele berühren, und die leichten Wellen dieser Zitterung werden schon zu meiner Furina hinströmen. Das Messerchen, o fürchte nichts! Es ist ein eignes Ding mit dem Eisen, aber doch zerschneidet es nur, was sich zerschneiden lassen will. Dies war heute mein Weihnachtsfest und ist es noch; ich habe mich innerlich so bewegt und erschüttert, daß mir der Kopf recht ernstlich weh thut; aber das Herz ist so mächtig, daß er heute dienen muß.

Also für den 26., zu meinem Geburtstage, sollte es da seyn, und es kömmt erst den vierten Tag? O Du Liebstes! also jenen Abend hast Du meinen Gruß fühlen wollen, durch Deine Sterne, durch Deinen Orion, der auch mir so lieb ist, hast Du ihn empfangen wollen? O wohl war ich jenen Abend und Nachmittag viel mit Dir (Du wirst meinen Brief wohl empfangen von jenem Tage, wo ich Dir und Deinem Wilhelm schrieb) und schwebte hoch mit Dir über das Leben und sein Gedränge hinaus. Nicht ohne Trauer war jener Nachmittag und Abend, — auch dieser ist es nicht — aber wer wollte jene Trauer nicht tausendmal lieber als das gewöhnliche matte Glück, wobei man nichts thut und rothwangig und fett wird? Du wirst wohl lesen, was ich an jenem 26. an Euch beide geschrieben habe; ich hoffe, es wird Euch beiden besser werden. Ich habe meine Liebe und mein Leben, wenn nicht grade die gewöhnliche Dürftigkeit der Arbeit plagt, zu dem Stolz empor gehoben, daß sie nur wie Sterne leuchten und wie Blumen blühen und wie Nachtigallen im Frühlinge schlagen sollen und das Übrige alles hinstellen auf den, der die Zeiten und Herzen regiert.

Fasse Du auch diesen Stolz, Furina, und klatsche siegreich durch die Lüfte mit den Taubenflügeln des Geistes. Das kann man uns wohl erlauben; ja das darf kein Gott uns nehmen. O wie einen holden Stern aus der Ferne, so will ich Dich ewig anbeten, wenn es gleich süßer wäre, daß der Stern zuweilen auch näher herabwandeln könnte. Ich habe Wilhelm auf seine Klagen wahr und treu geschrieben; ich hoffe, der Liebe, Gute wird sich besinnen und bedenken, wie weit man besitzen darf. Will ich ihm denn etwas nehmen? will ich ihn unglücklich machen? wahrlich nicht ich. Der Brunnen der Liebe ist unendlich wie alle Schöpfung und strömt reicher und heiterer zu, jemehr er abgiebt; jeder nehme bescheiden das Seine und liebe das Seine so hoch, daß kein Zweiter und Dritter es ihm entwenden kann.

Liebe Seele, vertraue Du meiner Liebe, sei fromm, froh und geduldig: glaube, hoffe, liebe. Es geht nichts über die Klarheit und Heiterkeit, und sie, das Ebenbild der göttlichen Heiligkeit, sollte der Mensch in seiner tiefsten Trauer und Sehnsucht zu bewahren suchen, — es wirft sich dann ein Engelschatten über alles Leid und über das vergängliche Leben: ja es wird ein unvergängliches.

Liebes Kindlein, krank werde ich hier nicht. Da sei Du ruhig: ich habe hier unten noch zu viel zu thun. In wenigen Tagen fahre ich von hier ab, und Gott weiß, wie bald ich Dir wieder etwas melden kann. Der Weg wird immer ferner, und mit den Posten geht es ganz erschrecklich langsam und unordentlich. Wie aber, wenn unser Wilhelm verbietet, Dir zu schreiben? O dann schreibe Dir selbst Briefe von mir! Dann soll meine ferne Sehnsucht schon durch den Orion und die Bäume und Blumen und Blätter, und durch die Winde und Wellen mit Dir reden; es soll Dir doch seyn, als empfingest Du Briefe von mir. O er wird es nicht thun.

Schlafe süß, trautes Herzchen, und spiele mit goldnen Träumen! O welche liebliche Geisterchen werden mit mir spielen! Welche Geheimnisse hat die Götterwelt! vergiß das nie, noch wie die heilige und gewaltige heißt, die ihre Thore entriegelt.

Dein E. Amthor.

27.

Leipzig, den 4. Januar 1814.

Morgen geht es hinnen, süßes Kindlein, und ich rufe Dir ein herzliches Lebewohl zu, ein um so herzigeres und wehmüthigeres, da ich Dir nicht schreiben werde, ehe ich Briefe von Euch bekomme, die mich belehren, was Ihr machet, und was Ihr wollet. Ich jage schnell von hier nach Frankfurt, und was dann weiter und wohin weiter, — das wird sich dort zeigen. Am liebsten nach dem Westfälischen Rhein, wenn es nach meinem Willen steht und geht. Süßeste kleine Furina, größere Fernen dehnen sich zwischen uns aus, vielleicht spricht auch Dein Wilhelm ein Wort, das uns verbietet, einander zu schreiben, — was soll ich Dir hier sagen? Dich ermahnen, Dir selbst und allen Deinen heiligsten Pflichten treu zu bleiben und in Klarheit und Wahrheit vor den Augen Deines Schöpfers zu wandeln. Das Meiste überwindet sich, wenn der Mensch sich selbst immer erfaßt und nicht in der Weite sucht, was in ihm ist. Auch Deine Liebe, Deine Sehnsucht ist zunächst in Dir, ja sie ist allein in Dir, und nur ein fremder Hauch bewegt die Brunnen des Lebens, die in Dir selbst unversieglich strudeln und sprudeln; wie, wenn Du diesen Hauch in Dir selbst so lebendig erhalten könntest, als wehete er unmittelbar aus Dir selbst? Wir sind ja nur Scheine der Geister, Täuschungen der Sinne; der Geist, die Seele selbst, das ist die Liebe, und das ist das Geliebte. Selbst, was wir Süßestes irdisch lieben, ja selbst, was wir irdisch genießen, — es ist nur eine liebliche Täuschung, von Anbeginn geordnet, damit Erde und Himmel zusammengehen; es ist nur der Geist, den wir lieben, der Geist, den die trunknen Sinne schlürfen, der Geist, der Schein und Schatten der göttlichen Welt. Wir müssen leider überall mit Wehmuth erkennen und bekennen, daß wir hier auf Erden für den Genuß nicht sind; denn wo dauert etwas, als was man nicht hoch über die Erde hinausstellt? Es scheint, daß alles Irdische hier nur ist, damit der Geist zur Blüthe gereitzt und enthüllt werde, damit der Mensch sich seines innersten Lebens und Sehnens bewußt werde. So laß uns denn muthig zu den Sternen blicken und ihnen unsre Liebe und

Sehnsucht vertrauen; laß uns bescheiden nehmen, was der Himmel giebt, nicht begehren, was wenigen verliehen wird, und in Träumen und Wähnen umhalsen, was das Unvergängliche heißen kann; alles Leben aber und seine Verhältnisse wollen wir mit Geduld und Freudigkeit erfüllen und dadurch beweisen, daß wir des Höchsten würdig sind.

Lebe wohl, Du blumiges und abgrundliches Kind, lebe wohl und lichte Dir Herz und Augen durch den Himmel und durch die himmlischen Güter, erfasse Dir die hellsten Geister, und Dein Geist wird mit ihnen Flügel gewinnen. Giebt es ein Glück und einen Frieden, wodurch reiche Seelen erquickt werden, ich wünsche und bete sie Dir, daß ihr milder Glanz Dein ganzes Daseyn erheitere und Dir alles Verworrene und Dumpfe auflöse und gestalte. Das wünsche ich auch für unsern guten und braven Freund; und Ihr wünscht es für mich. O wenn ich erst einen Brief von Euch hätte unter der alten Aufschrift hierher, der mir das meldete!

Lebe wohl, holdseliges Kindlein, und fasse den Augenblick, aber in dem Augenblick immer die Ewigkeit; denn wie mögte der Mensch sonst sein Leid, ja wie mögte er sein eigenes Herz ertragen?

Dein E. Amthor.

E. M. Arndt's Briefe.

Dritter Abschnitt.

Frankfurt a. M.

März bis Juli 1814.

28.

Bald nach Neujahr 1814 war Arndt von Leipzig nach Frankfurt a. M. gereist, um im Auftrage Stein's in demselben Sinne wie in Königsberg, Dresden, Berlin und Leipzig weiter zu wirken. Dies konnte er in ungehinderter Weise, da nunmehr die deutsche Centralverwaltung seiner schriftstellerischen Thätigkeit keine Schranken auferlegte. Einzelne Aufträge Stein's veranlassen A. zu Reisen nach Aachen, Coblenz, Mainz und Worms, um die Stimmung der Bevölkerung und der Höfe, besonders der von Darmstadt und Karlsruhe kennen zu lernen. Inmitten seiner Arbeiten läßt er zwei Monate vergehen, ehe er wieder an Johanna schreibt. Ein in die Gesammtausgabe der Gedichte nicht aufgenommenes Lied eröffnet die neue Reihe der Briefe. Der Ton des ersten derselben ist im Gegensatz zu den vorangegangenen ein etwas mehr zurückhaltender; und wieder liegen fast zwei Monate zwischen diesem und dem nachfolgenden, sodaß Johanna über das lange Schweigen zürnt. — Ueber die folgende Situation vgl. Biographie S. 15 fg.

2. März 1814.

Frühlingsgefühl.

Laß klingen die Saiten,
Laß springen den Muth,
Und schwimm' auf der Zeiten
Beweglicher Fluth,
Laß brausen die Triebe,
Laß flammen die Liebe
Gleich funkelnden Sternen
In seliger Gluth.

Laß herrschen und walten
Die Geister der Lust,
In tausend Gestalten
Laß spielen die Brust,
In Träumen und Wahnen,
Die Himmlisches mahnen,
Verlache der Thoren
Vergoldeten Duft.

Was hilft in dem Staube
Die Schwermuth dem Mann?
Er fliegt gleich dem Laube
Hinab und hinan.
Bald unten, bald oben,
Gesenkt und gehoben,
Ein wehendes Blättchen
Der Stürme Gespan.

Drum tanze und spiele,
Vergängliches Bild,
Was süßem Gefühle
Von Honig entquillt,
Mit lüsternen Lippen
Im Fluge zu nippen,
Versäume nicht, wenn es
Der Grämling auch schilt.

Drum träume und wähne,
Verfliegender Hauch,
Die lechzende Thräne
Im liebenden Aug',
Der Busen voll Himmel
Mit Wonnengewimmel
Heißt flüchtiger Tage
Gescheuter Gebrauch.

Denn unter dem Rasen
Ist's dunkel und stumm:
Die Winde, sie blasen
Mit Sausen darum,
Die Nachtigall singet,
Der Reigen erklinget, —
Du siehest und hörst nicht
Und kehrst dich nicht um.

Frankfurt a. M., 5. März 1814.

Wild treibt mich das Leben hin und her von Ort zu Ort und von Arbeit zu Arbeit; und es ist beides Aussicht und Hoffnung da, daß es auch künftig so seyn wird. Denn auch, wann wir Frieden bekommen, wann wird Ruhe seyn für mich? Vielleicht ist es gut, daß es so ist. Oft freilich empört sich das auch genußsüchtige Herz und will seinen Theil vom Leben haben; aber wenn ich die Sterne ansehe, und wenn es ja einmal still genug wird in meiner Brust, daß auch da etwas Gestirntes aufgehen mag, so wird es alles anders, und ich fühle meinen Beruf und auch die Freude dieses Berufes, und so lasse ich die Locken grauen und die Zeit wandeln und ergebe mich der hehren und großen Nothwendigkeit, weil ich muß. Überhaupt fühle ich, je weiter das Leben mit mir geht, die grüne Wurzel der Jugend und Frömmigkeit wieder ausschlagen und in allem, was mir begegnet, mich wunderbar getröstet durch jenes Unsichtbare und Gewaltige, was in mir und über mir wetterleuchtet; und dabei fühle ich, daß diese göttliche Flamme des inneren Lebens, die oft so hell zündet, aus keiner bußfertigen Ansicht und grämlichen Kleinherzigkeit entspringt, sondern gottlob frisch und muthig noch schaue ich ins Gewimmel der Kräfte und des Lebens. Mögte meiner süßen kleinen Freundin, meinem Furinchen, wenn sie in die Sterne der seligen Sehnsucht blickt und das klingende Saitenspiel der Vergangenheit und Zukunft erregt, auch oft dieser himmlische Athem der

eigenen Brust aufwehen, und möge er ihr milde Tröstung und Labung und einen stillen, heiteren und frommen Sinn zuwehen! Dies wünsche ich, wie ich das Kindlein liebe. Der Lenz kommt, bald werden die Gräser sprossen und die Blumen blühen und die Linden grünen und die Schwäne durch das blaue Element hinrudern. Dann, holde Seele, denke auch des entfernten Freundes und jener Vergangenheit, die immer eine Gegenwart ist; dann spiele mit jenen Bildern und Träumen, ohne welche das ganze Leben ein mattes Nichts ist.

Gott behüte Dich und alles, was Dir lieb, lieb ist! grüße meine beiden kleinen Unschuldigen von mir, erzähle ihnen zuweilen ein Wörtchen von mir und laß sie fröhlich spielen. Dein E. M. A.

29.

Coblenz, den 27. Mai 1814.

Eben komme ich von Aachen und Kölln hieher und finde Deine Worte, liebstes Herz, von Leipzig geschrieben, worauf ich Dir kurz antworte, weil ich lang nicht kann. Ich werde hier etwa noch 5—6 Tage seyn, dann in Mainz oder Frankfurt.

Du klagst und zürnst; thu' es mit dem Schicksal, nicht mit mir. Ich meine es redlich, ich habe es immer so gemeint, aber, wie ich Dir zuerst schrieb, ich will nicht in die Hölle fahren. Denke von mir, was Du willst; wie Du schreibst, würdest Du auch meinen Worten nicht glauben; aber Worte sind immer schlechte Erklärer, und man sollte nie schreiben oder sprechen über das, was sich von selbst versteht oder gar nicht versteht.

Was jener that oder thut, darf ich weder rügen noch loben; es ist nicht meine Schuld, vielleicht auch Deine nicht, daß es so ist: aber Männer bluten ab, was Weiber abweinen. Das klingt feig; aber ich bin oft feig gehalten für das Gute: warum nicht auch von Dir? Ich bin mein Herr nicht mehr, seitdem ich besser geworden bin als die Menge.

Mich halten eiserne Gesetze, die ich mir selbst gesetzt. Doch bete Du, die mich so lieb hat, daß ich auch künftig noch mit Blumen und Kindern spielen kann.

Gottlob, ich kann's noch oft auch im wüstesten Gedränge und Gewirre der Dinge und der Menschen. Mit Gott versöhnt der Mensch sich leicht, doch schwer der Bürger mit den Bürgern.

Du willst keine Wünsche. So bleibe denn dies Blatt auch trocken davon, wie mein Herz in diesem Augenblicke zitternd ist.

Dein E. Amthor.
Adr.: Körner in Frankfurt.

30.

In Rödelheim lebte Johanna in dem Hause des gräflich Solms'schen Regierungsraths Hoffmann. Dessen Tochter Marie Christine war seit 1811 die zweite Gemahlin des Grafen Vollrath Friedrich Karl Ludwig von Solms-Rödelheim, eines geistreichen und dichterisch begabten Mannes, der damals einen Kreis ebenso beanlagter Männer um sich versammelt hatte, unter denen auch Arndt sich befand. Diese Rödelheimer Vereinigung kam später in den Verdacht einer geheimen politischen Verbindung. — Schenkendorf hatte seit Anfang 1814 durch Stein und Schön eine Stellung als Agent der Centralverwaltung bei dem Großherzog von Baden erhalten und war in Karlsruhe und in Frankfurt thätig.

Mainz, 1. Juni 1814.

Hier stecke ich in heißer Arbeit, meine kleine liebende Seele. Sobald ich irgend kann (ich hoffe, binnen 3—5 Tagen), sehe ich Dich in Rödelheim. Es ist mir lieb, daß Du bei so herzigen, lieben Menschen bist.

Schenkendorf muß in Karlsruhe seyn. Die Leute mußt Du bereden, daß sie mit Dir die Rheinfahrt machen.

Lebe wohl und sei lieb und grüße die brave Hoffmann und ihr Töchterchen.

Dein E. M. A.

An Johanna Motherby
in Rödelheim.

31.

Frankfurt a. M., Mittwoch den 8. Juni, Abends.

Hier, mein süßer kleiner Liebling, sitze ich, von allen Deinen lieblichen und dunkeln Geistern wechselnd umgaukelt, und schaue hoch von meinem vierstockigen Parnassus in die weite, gefühllose Welt und in den sternlosen Äther hinaus und strecke Arme und alle Fühlfäden meines Herzens hinaus zu Dir, zu Dir. O daß ich nun säße bei Dir in Deinem trauten und stillen Kämmerchen und Deine süße liebende Seele belauschen und in dem einzigen Licht Deiner Augen das stumme Entzücken schlürfen könnte! Ich bin froh, und doch liegt vieles wie ein dunkles Verhängniß auf meiner gepreßten Seele, und auch das, wie Du mich in vielem miskennst; ich bin heute Abend sehr schwermüthig und könnte weinen wie ein kleines Kind; aber wo ist das Herz, das meine Thränen hier empfänge! o daß ich meinen müden und wirren Kopf nur 2 Stunden auf Deine lieben Knie legen und mich in die schönere Welt hinübertrauren und hinüberlieben könnte!

Schlafe wohl, und sei nicht unlieber als unser Schicksal. Gebe Gott, daß ich Dir in Rödelheim morgen die Eiche schenken kann, die mein Aug' heut schon gewählt hat! Schlafe süß!

Donnerstag früh.

Es ist alles still um mich bis auf einen Russen, der unter meinem Fenster die Kleider ausklopft und die tonlose Stille der noch schnarchenden großen Stadt stört. Ich bin

nach einem langen Traum von Brand und Feuer erwacht; es war in meinem väterlichen Hause, und ich habe mit dem lieben Vater lange nicht so viel gelebt und gesprochen; ich rettete meine Bücher, Sachen und Kleider (worunter sich eine zahllose Schaar Stiefeln befand: was bedeutet das?) glücklich und sah nachher, wie das eben noch mit Ziegeln gedeckte Haus mit einem strohenen Nothdache belegt war; könnte man doch alle Brandschäden so leicht wieder heilen! — In meiner Seele ist es stiller als still, und ich mag sagen, recht trüb und traurig, ohne daß ich bestimmt weiß woher; doch kann es nur von Dir seyn, mein Liebstes, denn wie eine lange Lebensreihe hat sich so viel Leid und Freude zumal um mich hingestellt, daß ich's kaum tragen kann. Ja Du bist lieb, lieb, und dies Unbekannte und Ungenannte und Unerkenntliche und Unnennbare sagt mir, was ich an Dir habe und an Dir haben könnte. Nun fühl' ich's wohl und hab' es noch nicht so gefühlt, was es heißt, daß ich Dich lassen muß, und daß ich, grade ich, nicht so viel mit Dir seyn darf wie andere Menschen, in deren Brust Deine Sterne mattere Strahlen schießen. O es ist Sünde, Dich zu lieben, doch größere Sünde, Dich nicht zu lieben. Gott segne und tröste Dich und lege Dir glänzende Blumendecken der Huld und Wonne auf Deine blitzenden, auch in Thränen himmlisch blitzenden Äuglein! Bald bin ich bei den Freunden draußen; dann mehr.

Vormittag 8 Uhr.

Ich komme heut Nachmittag 4 Uhr bis 5 nach Rödelheim, Abschied von Dir zu nehmen und Dir den Baum zu schenken — und Morgen wahrscheinlich nach Mainz; doch das mündlich.

Dein E. M. A.

Frau Johanna Motherby.
Rödelheim.

32.

Dieser Brief scheint unter dem Einflusse von Unterredungen geschrieben worden zu sein, welche auf die Tendenzen der Krüdener und Jung-Stilling's hinweisen. Die Krüdener lebte seit 1809 in Karlsruhe und Basel; in ihren Kreis wurde Schenkendorf durch seine Frau hineingezogen, und beide führten wieder Johanna Motherby, als sie bei ihnen zu Besuch war, in diese Gesellschaftssphäre. Arndt sah die Krüdener 1814 und war wenig entzückt von ihr. Vgl. Biographie S. 16. — Die am Schluß angegebene Adresse A.'s „Nr. 50 Allee" ist die Straßennummer der Körner'schen Buchhandlung (jetzt Goetheplatz), durch welche A. seine Briefe bezog.

Frankfurt a. M., 9. Juni 1814. Mitternacht.

Der Baum blüht und grünt in meinem Herzen, und das Kreuz steht und vertieft sich als ein Kreuz des Heils oder Wehs: laß' so unser Leben und Schicksal stehen und sich furchen und, wenn es seyn muß, für's Grab. Ich weiß und fühle, wer Du bist; Du weißt es nicht genug: jetzt werde ich Dir's sagen können. Ich fühle die innere Nothwendigkeit wohl so tief als Du; die äußere wälzen auch die besten Weiber auf die Männer, schelten die Starken, verlassen die Schwachen, verführen die Schlauen und werden von ihnen verführt. Gott behüte mich vor Mitleid, mache mich lustig für den Haß und erhalte mich weich für die Liebe! Das bete für mich. Morgen geht es nach Mainz, den Samstag sehe ich Dich in Rödelheim. Sei so lieb, als ich Dich lieb weiß; ich will Dir hinfort auch sagen, wie lieb Du bist. Blühe, süßer Blumengarten voll Nachtviolen, Nachtigallen und Sterne, und wickele alle holdesten Engelein und Geisterchen in Deine Blätter.

Zu Hause, Nr. 50. Allee.

E. M. A.

An Frau Johanna Motherby
in Rödelheim.

33.

12. Juni 1814, Frankfurt a. M.

Es ist elf Uhr, und ich sitze hier mit zitterndem Herzen und zitternden Fingern, als hätte ich das Nervenfieber; doch bin ich glücklich in dieser Krankheit und will ihrer nimmer ledig werden, wenn Du es auch sagst, daß ich es will. Wenn Geister sprechen können, so weißt Du es, und sprechen sie bei Dir nicht, Du liebe Seele, so ist eine Täuschung, was Du Liebe nennst. Du bist heut sehr unglücklich gewesen und hast mich sehr unglücklich gemacht, sodaß das Blut mir noch kochend im Herzen siedet; aber doch habe Dank, Du himmlisches und englisches Kind, wenn es auch zum Zerreißen ist. Hergewankt bin ich mit den andern wie ein Trunkenbold und habe eben so trunkenboldisch meine Geschäfte verrichtet; dann legte ich mich ermattet aufs Bett und träumte mit offenen Augen einen so güldenen Traum, als nur einer aus meinem vierten Jahre im Grünen beim Untergang der sinkenden Sonne vor meiner Erinnerung schwebt. Habe auch dafür Dank, wiewohl Du mir ihn nicht hast bescheren wollen.

O wohl bist Du ein wunderliebliches, aber auch gefährliches Kind, um welches man beides, aus dem Leben ausscheiden oder auch sich wild in seine Strudel stürzen kann. Doch besser schrieb ich Dir dies nicht, weil Du meinen Worten so wenig glaubst. Schlafe süß, und wenn Dir beim Erwachen eine Thräne im Auge steht, so denke, daß meine Augen nicht trocken sind nun, und daß sie um Dich oft naß geworden sind und naß seyn werden. O es ist nicht lieb, daß Du den, von welchem Du sagst, er sei Deiner Seele der Liebste, mit Dingen martern kannst, die nimmer zusammen gehen, als bei dem, der Dich ganz hat oder der es weniger redlich mit Dir meint. Adje! gut' Nacht!

Montag früh, 13. Juni.

Matt und wirsch schlepp' ich mich aus dem Bette nach verworrnen Träumen und wenig Schlaf und grüße Dich; und eine Sehnsucht brennt mir nach etwas Unbekanntem, das

mir vorkömmt, als wär' es der Tod. Lebe wohl, geliebtestes Kind, und sei lieb und glücklich.

M. A.

An J. Motherby.

34.

Als Arndt sich auf einer Reise von Frankfurt nach Mainz befand, traf er unterwegs den Minister Stein, welcher gerade aus Paris zurückkehrte. Diese Begegnung hat, wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht, Mitte Juni stattgefunden, wonach A.'s Angabe in den „Wanderungen" S. 198 (Mitte August) zu berichtigen ist. — Auf der Rückreise von Mainz nach Frankfurt konnte A. den Melibocus im Odenwalde sehen; nach dieser Richtung ungefähr liegt auch Darmstadt, wo Johanna damals war. A.'s Reisebegleiter war Jahn, welcher in der Kanzlei des Generalcommissariats in Frankfurt unter Rühle von Lilienstern seit Anfang des Jahres 1814 beschäftigt war. — Der Bassenheimer Palast war ein größeres Haus in der Töngesgasse, das Absteigequartier der Grafen von Bassenheim, in welchem damals 1814 wahrscheinlich Bureaus der Centralverwaltung untergebracht waren. — A. wohnte in Frankfurt zuerst in der Brönner'schen Buchhandlung im Goldstein auf dem großen Kornmarkte; seit dem 16. Juni aber bei dem Buchhändler Eichenberg, dessen Wohnung und Geschäftslocal sich am Trier'schen Platze befand. Eichenberg war ein wackerer patriotischer Deutscher; seine Witwe stand mit A. lange Jahre noch in freundschaftlichem Verkehr. Stein wohnte in Frankfurt in dem Local des Bürgervereins auf der Großen Eschenheimer Gasse, bezog aber später eine Sommerwohnung in einem hübschen Garten am Wege nach Bornheim (Jasoyscher Garten? Vgl. Vorbem. zu 45).

Frankfurt, den 16. Juni 1814.

Es ist meines Bübleins Jahrstag heut und der Jahrstag vieler Freude und Unfreude; sein Vorabend ward glückselig durch Dein liebes Briefchen aus Darmstadt, das mein krankes Herz sehr erquickt hat. Habe Dank dafür, Holdseligste.

Meine Reise am Montag machte ich mit wüstem Kopf und wundem Herzen und hörte kaum die Worte meines wackeren Begleiters. Unterwegs trafen wir meinen Herrn von Stein, der mich mit großer Freundlichkeit und Freude aufnahm und mich gleich wieder mit ihm nach Frankfurt umkehren hieß. Das that ich zwar nicht, mußte mich aber in Mainz gewaltig tummeln, um gegen den Dienstag früh fertig zu seyn. So in gemeinen Geschäften und Sorgen verging der Nachmittag, doch der Traum des Herzens blieb mit allen seinen Wundernebeln und ward gegen Abend ein liebliches Gaukelspiel von Fantasien. Doch brannten mir die feurigen Kohlen der gewaltigen und geliebten Flamme zum Ersticken in der Brust; und sie brennen auch, da ich dies schreibe. Wie ich den Melibocus angeschaut und den Weg und die Wolken begleitet habe, worauf und worunter ein Leben hinschweben sollte, das hast Du wohl gefühlt. Das weiß ich wohl, als ich um 8 und 9 Uhr auf dem Erker des Bassenheimer Palastes in die Welt hinausblickte und hinaussehnte, daß Deine glühende und blühende Seele zu mir flog und mich brünstig begrüßte und umfing, so wie sie mich Einsamen auf meiner Heimfahrt den Dienstag geleitete. Dieser Dienstag und der gestrige Tag sind mir in Getümmeln und Geschäften fast mühselig geworden. Jetzt aber hoffe ich, mich ein wenig in Ordnung und Ruhe zu erholen, habe auch diese Nacht zum ersten Mal nach 3 Wochen wieder ziemlich geschlafen.

Ich wohne nun bei Eichenbergs in dem hellen und freundlichen Eckstübchen, das nach dem Trierschen Platz hinaussieht. Dahin lüfte die Flügel Deiner Seele, Du Allerliebste, und girre und flüstre mir mit Tauben- und Nachtigallenstimmen zu, wie Du mich lieb hast.

Gott mit Dir! Glaube an mich, liebe mich, schreib' mir gleich, gleich.

Dein E. M. A.

35.

Frankfurt a. M., 17. Juni 1814, spät Abends.

Hier an der Scheide des Tages begrüße ich Dich, meine liebliche und liebende Seele, mit einer Wehmuth, der ich keinen Namen zu geben weiß. Ich habe diese beiden Tage, nämlich gestern und heut, so hingeschwankt zwischen Sorgen, Arbeiten, Verdrüssen, Freunden und Feinden, und jenen Gedanken und Gefühlen, die nur Du kennst, die Du mir aber nicht zutraust; was allein eine Scheidewand aufführen könnte zwischen Dir und mir. Der gestrige Tag zerriß mich ganz; gegen Abend ging ich nach Rödelheim, ward aber in der Stadt selbst noch von jemand festgenommen und behielt nur die Zeit, hinzugehen, die gute Hoffmann zu sehen, und so wieder zurück. Ich war nicht wohl und dämmerte mit aller Sehnsucht und liebenden Erinnerung nur so ins Leben hinein. Meine Seele war dunkel, der Himmel auch hing schwarz über mir, und ich bedachte die Schicksale der Menschen und auch mein Schicksal, wie die meisten Menschen ihr Glück und ihren Beruf verfehlen, wie so wenigen wird, was sie lieben und wünschen, und wie nur aus den Sternen die ewig sichere Erfüllung funkelt. Ich kam matt und bis zu Thränen zerknirscht heim und legte mich hin und schlief nicht. O Eines hätte mich trösten können; aber das zu besitzen in tröstender Nähe, wird mir nimmer gewährt: ich darf es nur aus der Ferne ersehnen, und nur in der Ferne und aus der Ferne wird es mich lieb haben; denn wie auch mein Wesen es zieht, es giebt ihm keine Genüge. Das fühl' ich, und das ist ein Schmerz und ein Unglück.

Jetzt bin ich auch müd und lebensmatt und fühle ein dumpfes Kopfweh: nicht das kleinste Weh. Gott mit Dir, Holdseligste! Schlafe süß, Engelein.

Den 18. früh.

Ich stehe auf, die Welt ist lebendig, in meinen Gliedern ist Blei, das Gefühl einer Schwere, als sollte ich krank werden: ich bin wohl krank. Doch flattern alle funkelnden und blühenden Geister von Dir um meine Seele, und mein

Herz wünscht Dir mit Thränen, die aus seiner Tiefe quellen, den schönsten Morgensegen jedes Glücks und sagt Dir mit der Wahrheit, die dem Betenden geziemt, daß seit dem Februar 1813 Du der große Puls meines Innern gewesen bist. Doch fühl' ich immer tiefer, daß ich Dich nicht beglücken kann, und daß meine Liebe Dich nicht glückselig macht. Gott sei mit Dir und gebe Dir heiterere und lichtere Geister, als die von mir ausgehen können!

E. A.

36.

Frankfurt a. M., 18. Juni 1814.

Ich bin wie ein andrer Mensch, der steht und geht, aber krank von innen und außen, ohne daß ich weiß, was mir fehlt; und so nimm es nicht schlimm auf, Du liebe Süße, wenn ich Dir etwa verworren schreibe. Es ist wohl nur die zu viele Arbeit, der Verdruß über und in den Verdrüssen der Freunde, und die Krankheit in der Brust, die ich gern trage, dann die fast gewisse Qual, daß ich nicht beglücken kann, was ich gern beglücken mögte. Doch hat Dein liebes Briefchen mir viele, ja unendliche Freude gemacht, und ich bitte sehr, daß Du mir viel schreibst; Du erlebst ja täglich neue Freude in Dir und in andern: ich muß jetzt sitzen und schwitzen oder die Steine treten. Doch wann es nicht schlechter mit meinen bleiernen Füßen wird, so will ich mich heut oder morgen herausreißen.

Wann und ob ich nun kommen kann nach Heidelberg, weiß ich nicht: das hängt von Arbeiten, von Befehlen meines Herrn und von seinem Aufenhalt hier ab; er ist sehr streng, und das ist recht an einem Meister.

Das Öffentliche, oder was alle angeht, treibt sich wie immer; wer mag sagen, daß es sich gut treibt? Auch das ist ein gewaltiger Schmerz.

Gott behüte Dich, süßeste Seele, und gebe Dir lichteste Sterne und Erlösung von jedem Schmerz.

Dein E. A.

37.

Ueber Eichhorn vgl. Vorbem. zu 8. Derselbe war damals in Frankfurt a. M. als Mitglied der Centralverwaltung thätig und kehrte im Herbst 1814 nach Berlin zurück. — Karl Justus von Gruner war seit Mai 1814 Generalgouverneur des Großherzogthums Berg; Arndt hatte seine nähere Bekanntschaft schon 1813 in Breslau und Prag gemacht. Unter dem Grafen ist Graf Solms gemeint, vgl. Vorbem. zu 30.

Frankfurt a. M., 19. Juni 1814.

Hier sitze ich und schreibe Dir, süßes Herzchen, mit heißem Herzen die Geschichte dieses Tages; es ist die Mitternacht, und kein Laut ertönt als der Regen, der vom Dache träufelt, und die Feder, die über das Papier schnurrt. Vor meinen Augen liegt ein grünes Eichenblatt, das mit diesen Worten zu Dir kommen soll, und das sie nicht ohne Wehmuth anblicken; es ist von jener Stelle gepflückt, wo Du jenen schönen Nachmittag neben mir unter unserer Eiche lagest. Mir verging der Vormittag dieses Sonntags wie jetzt gewöhnlich, d. h. in der Jagd von allerlei Menschen; den Mittag aß ich nebst Eichhorn bei Gruner, der jetzt hier ist und morgen nach Heidelberg fährt; um 4 Uhr strich ich aus dem Thore und schlängelte mich unter Bäumen längs einem blühenden Rain durch Felder und Wiesen den gradesten Weg hin zu jener lieben Eiche. Nach einigem Umhergucken entdeckte und erkannte ich sie an der braunen Rinde unsers Kreuzes und flog athemlos darauf zu und lagerte mich an der geliebten Stelle, meinen Rock zum Kopfkissen machend. Doch mußte ich bald aufspringen, einen andern Schlüssel als jenen ersten Macher aus der Tasche hervorsuchen und das Kreuz tiefer und tiefer eingraben durch die ganze Rinde bis auf das Holz des Baums. Als ich nun endlich die beiden Augen des Kreuzes oben gebohrt hatte, da war es mir, als seien es die Augen der Einziglieben gewesen, und sie haben gefunkelt; und ich mußte die beiden Löcher küssen und wieder küssen mit seliger Inbrunst, und meine Augen füllten sich mit Thränen, und Herz und Augen füllen sich mir mit Thränen, da ich dies schreibe. Und ich warf mich wieder

auf mein Lager und pflückte das grüne Eichenblatt und legte es in den Hut, daß ich es meiner Liebe sendete; und ich war fast traurig, und der Himmel hing mit dunkeln Regenwolken über mir. Das hab' ich aber vergessen, daß, als ich zu der Eiche kam, zwei junge Vögel vor mir hinflatterten, die noch nicht flügge waren. Und ich lag wohl anderthalb Stunden und träumte und schauete und sehnte mich nach Deinen Geistern, die da kommen sollten. Und sie kamen, aber sie waren nicht lustig. Und mir ward das Herz schwer, und der vergangene Sonntag mit all seinem Leid nahete; aber die Heiterkeit des Hauptes kam mir wieder nach mehreren Tagen, und ich sah uns, wie wir sind, und unser Schicksal, was es ist, und nun begriff ich, wie wir in der Täuschung schweben, und daß ich der Mann nicht bin, der Dich festhalten und beglücken kann. Und ich sah wohl, wie weit die süße Liebe und die heiße Leidenschaft uns verführt hat, daß ich bisher nicht habe sehen wollen durch alle Deine Worte, und was Dein Lob mir in den Gestalten anderer geliebter Männer vorgezeichnet hat, wie nur etwas Fantastisches in mir Dich, geliebte Seele, angezogen hat und anzieht, und wie Du von Männern sonst ganz andere Eigenschaften forderst, als die in mir sind: nemlich Witz und Beleuchtung und Gewandheit, und was sonst die Frauen länger erfreut als einige Monate. Denn der vorige Sonntag hat mir den Nebel weggerissen, womit ich mir auch manche frühere Zeichen und Äußerungen von Dir verhüllt habe, und ich sehe nun klar, daß Du ein Bild von dem Bilde liebst, das in Deiner Seele leuchtet, einen Anflug jenes wahren. Und ich habe mir mit Thränen gestanden: die Zeit wird kommen, und sie ist nicht fern, wo sie jenes wahrere Bild finden wird, und es war, als sagte die ganze Natur ja dazu, und ich verstummte in mir vor Gram. So ging ich schweigend weiter, aus dem herrlichen Himmel schönster Hoffnungen fallend, doch wird der Himmel der Liebe mir immer offen bleiben. O wie ich die Ungenüge meiner Liebe gefühlt habe, die Dich nie befriedigen kann, sondern Dein Wesen nur unklar und haderisch macht! O es ist grausam bitter, das Herrliche unerreichbar und als bald verloren zu betrachten, wann ein Glück-

licherer und Besserer kommt und es faßt! — Das Übrige war Nichts: die gute Hoffmann gesehen, die grüßt und der Du schreiben mußt, mit dem Grafen nichts geplaudert, dann in die Stadt, den Abend in Geschäften mit Fremden, nun hier. — O sei glücklich! Du wirst mich doch nicht vergessen, wenn Du mich auch bald nicht mehr so lieb hast, als heute noch. Ich bin gewiß gut und lieb, aber nicht für Dein Wesen so — das hast Du mich fühlen gelehrt, das machen Deine kommenden Geister. Schlafe süß, süß! O mögtest Du alles vergessen und unsere Liebe selbst gleich einem kleinen Kinde nur als den Traum eines vergangenen Daseyns festhalten, damit Du ungetrübt in ein mehr heiteres neues Leben einziehen könnest! Meine Eitelkeit verstummt vor der Wahrheit und stirbt in der Liebe.

---

20. Juni, spät.

Und ich habe einen zerrissenen Tag gehabt voll Arbeit und ohne Schmerz der Seele, und Geschäfte und Menschen haben mich hin und her gezerrt bis gegen die Nacht, und nun bin ich allein, und o sehr allein; denn alle Geister und Fantasien hängen die Flügel. O es ist ein herbes Schicksal der armen Sterblichen, daß sie früher oder später jene tückische Gewalt erkennen müssen, die keine irdische Gabe rein läßt, und die selbst die köstlichste und göttlichste aller Gaben, die Liebe, als ein irdisch vergängliches und unhaltbares Gut zeigt. Ach! daß wir bei allem endlich immer auf uns selbst hingewiesen und auf unsre eigne Ohnmacht zurückgeworfen werden! Daß alle Götter der Jugend und Freude und Liebe uns in gewissen Augenblicken verlassen, damit wir inne werden, was wir sind, oder vielmehr, was wir nicht sind! So naht denn das Unvermeidliche, ja es ist schon da, und ich grauender Kopf wäre ein Thor, wenn ich mit den Göttern hadern, oder wenn ich mich täuschen könnte, daß bleiben könnte, was wirklich nicht mehr ist. O Du seliges, ja himmlisches Kindlein, es werden Lichter durch Deine Seele blitzen, wodurch ich Dir in Manchem immer der Liebste bleiben

werde; aber Du hast mir den Zauber vom Auge gerissen, der Mensch bin ich nicht, wodurch Dein Leben heiter und glücklich seyn kann. Jene verborgen süßen Hoffnungen künftiger Möglichkeiten, die oft wie lichte Sterne durch meine Seele blitzten, sie haben ihren Punkt verloren, und alles Irdische ist damit überirdisch geworden: die Liebe ist gleichsam auf Erden begraben, damit sie im Himmel blühe. Doch sollst Du bleiben, süßer Traum, als der letzte Schimmer schwindender Jugend, und ewig will ich Dich mit frischen Blumen bekränzen und mit frischen Thränen benetzen. O Du, daß ich Dich nennen könnte und rufen mit allen Namen der süßesten Liebe! liebliches blühendes Kind, wohl mag ich Deinetwegen bejammern, daß Dir solches widerfahren ist; meinetwegen bejammere ich es nicht. Dich werd' ich ewig sehnen und lieben, das glaube; und wann ein waidlicheres und reicheres Herz Dich beseligt, dann glaube auch, daß ich ohne Neid mit lächelnden Thränen der Freude Dein Glück denken kann. Gott mit Dir! Der größte, beste segne und behüte Dich! Dein E. A.

38.

Frankfurt a. M., 21. Juni 1814.

Hier einen Brief, mein holdseligstes Kindlein, der mir gestern Abend gebracht ward. Auch von unserm Motherby hatte ich gestern einen recht lieben Brief, worin er mir auch meldet, daß Du auf Reisen gegangen; ich werde ihm auch schreiben, daß ich Dich hier bei der Hinüberreise zu Schenkendorfs ein paar Tage gesprochen habe. Mein alter Herr macht mir heiße Arbeit, solange er hier ist, und ich kann nicht aus der Stelle, ja nicht einmal nach Rödelheim. Und mein Herz sehnt sich so, zu schweifen durch Thal und Gebirg; und es wäre wohl heilsam, da mir doch nicht vergönnt ist, an der Brust zu ruhen, worin allein Ruhe und Heilung ist für mich. Du, meine süße Anmuth, kennst das Herz, das ich meine. Mögen alle Götter und Geister es segnen

und erquicken! grüße es und sage ihm, daß mir ewig die hellsten Sterne daraus blitzen werden. O mein unsterblicher Gram und meine unsterbliche Liebe!

Dein E. A.

39.

Ueber Johanna's Aufenthalt in Heidelberg und Arndt's Reise dahin vgl. Biographie S. 17. — Die Zeit des St. Johannes ist die Zeit der trüben Erinnerungstage A.'s; vgl. Vorbem. zu 8 und 10.

Donnerstag, 23. Juni 1814. Mittag.

Dein kleines süßes Briefchen, mein kleines Engelein, habe ich mit zitternder Seele gelesen, und mein ganzes Herz schwimmt in Thränen. O daß ich Dir die Geister senden könnte, die Dir Ruhe zusäuselten und Dir die Ströme der Liebe glühend in die Brust gössen, von welchen ich so sterbenskrank bin! Es würde Dir sogleich besser werden, wenn auch in dem Jammer. O wenn mein Inneres Flügel hat, die zu Dir reichen, Du würdest wenigstens zu süßer Wehmuth genesen in dem Augenblick, da diese Worte sich auf's Papier legen. Ich gehe, ich stehe, ich esse, ich trinke, ich schlafe wie alle die andern, ich thue auch meine Geschäfte und Arbeiten ordentlich und muß sie wohl thun, aber ich bin sehr krank; doch ist mir dies die liebste Krankheit, die ich in meinem Leben hatte. O daß ich nun mit Dir unter der Weide oder der Eiche säße, und würde flugs heiterer seyn mitsammen. Gott mit Dir!

Mitternacht.

Du willst kommen und mich pflegen, wenn ich krank werde? O ich weiß es, ich weiß es. Ich bin krank genug, und ich weiß wohl, was es ist: deswegen ist mir die Krankheit so lieb. Ich erinnere mich nicht, daß es mir bis zu

diesem Grade weich und sterbenssüß um's Herz gewesen ist, und doch so weh. Die Leute fragen mich oft, warum ich so still bin, warum ich so und so und nicht wie gewöhnlich aussehe, und anderes mehr; und dann freut es mich halb, daß sie es sehen und doch wieder nicht sehen, und ich denke, es geht doch nichts über die Tiefe des Lebens noch über den Gott, der alle Wellen des Herzens von Grund aufwühlt. Ja, mein Liebling, ich könnte mich wohl krank hinlegen, denn mein Kopf ist zuweilen etwas wirr, und meine Kniee und Arme sind wie voll Blei, aber in der Brust wogt ein Feuerstrom, und wenn ich diesen Brand fühle, so dünke ich mich der allergesündeste zu seyn. Du liebes freundliches Seelchen, den ganzen Nachmittag und Abend bin ich mit dem süßen Gedanken herumgegangen, daß ich wirklich krank läge und Du an meinem Bette säßest, oder über meiner Brust hingest, oder meinen Kopf in Deinen Händchen hieltest und mich pflegtest, und mir ist dabei so wunderlich zu Muthe geworden, und das liebste Bild war endlich, daß Du dem Sterbenden die Augen zudrücktest, ihn mit Thränen bekränztest und dann ihm täglich frische Blumen auf das Grab legtest, daß die Leute sich sagten: dieses trauernde Kind hat den sehr lieb gehabt, der dort unter der Erde liegt. In der That, ich könnte mich wohl hinlegen und krank werden, wenn ich Zeit hätte; aber nun hab' ich keine Zeit und muß es durcharbeiten und werd' es durcharbeiten; denn, die meine Seele liebt, kann mich nicht pflegen noch warten, und unter andern Händen will ich nicht krank seyn. O glaube mir, ich bin innen und außen oft recht krank gewesen und habe es verbissen und verschmerzt, weil keine liebenden Augen nahe waren, die mich beleuchtet, keine liebenden Hände, die mir geschmeichelt hätten. Wenn ich aber wirklich krank werde, — was ich nicht glaube — daß ich auf's Bett muß, dann sollen die Freunde Dir es schreiben, und Du sollst kommen und mich mit dem Athem Deiner Liebe und Huld umwehen.

Dieser Athem weht wirklich immer um mich und durchweht mich mit zerschmelzender Gewalt; ich fühle ganz, wie unendlich lieb Du mich hast, und wie Du so ganz in mir

lebst und bist, wie nie ein anderer Mensch gewesen ist noch seyn wird. Desto grauenvoller aber und weher ist mir der Gedanke: dieses holde Wesen kannst du doch nicht beglücken, wie du solltest, noch erfüllen mit jenem Sonnenschein von Lust und Genüge, der aus der reinen Brust voll Liebe in die geliebte Brust überströmen müßte; desto schrecklicher steht die Möglichkeit vor mir, daß Du einst, was jetzt um und in Dir ist, ja was Du selbst bist, als ein täuschendes Gebild der Fantasie bejammern könntest. O vergieb mir, vergieb mir, meine liebliche Johanna, diese Worte! Du hast die Zweifel in meine Seele geworfen, und ich komme mir oft vor als ein Behexer, nicht als ein Beglücker; und wieder frage ich oft: ist es möglich? Denn daß ich drinnen dunkel bin und wunderlich nächtlich, weiß ich wohl, aber daß ich draußen in heitere Weltspiegel schaue und heitere Spiegel aus mir heraus sende, däucht mir auch wieder wahrscheinlich, weil ich die meisten Menschen gewöhnlich in ruhige und heitere Stimmungen versetze. Aber warum kann ich das denn auch nicht bei der Einziglieben? Das macht mir bange, und Du Liebstes selbst hast mich durch Tadel dessen, was die meisten andern Menschen an mir loben, bang und irr gemacht; und ich muß mich wohl fragen: wenn das nun so ist, wie sollte es künftig werden? Denn daß ich nicht anders werden kann, als ich bin, das fühle ich wohl. Aber o Du, wohin auch unser Verhängniß steuert, und wo alles dieses Gewaltige und Namenlose auch endet, das glaube, daß ich weiß, anbetend und Gott dankend weiß, welche unerschöpfliche Goldmine der Liebe und Treue sich mir in Dir aufgethan hat, darin hinabzusteigen und daraus zu graben bis in Ewigkeit. O dies kann kein Gott mir wieder nehmen, und dies will ich halten und darin vergehen.

Schlimmes und unliebes Kind, wie traurig Du auch bist, das sage nicht, daß ich Dich hier nicht haben will, weil ich Dich nicht haben will. Ich kann Dich hier nicht brauchen; denn diese Wochen ziehe ich in einem Joche, wo Du jämmerlich zusehen würdest, wenn Du mich so nahe wüßtest und doch nicht um Dich! ich bin so besetzt, daß ich nicht hin oder her kann. Sobald ich kann, werde ich kommen; gewiß: lieber freilich käme ich hin,

wo es einsamer wäre, denn auch in Heidelberg wird das Volk mich umstellen und umlagern wie die Post. Die Hoffmann, die ich heut Abend ein halbes Stündchen gesehen habe und deren Schwester aus Stockholm gestern auch angekommen ist, spannt meinem Herzen gewiß keine Segel auf. Für Dich flög' ich durch eine Welt, wo ich dürfte, und wann ich dürfte, aber —

Schlafe wohl, liebster Liebling, und zweifle nie an meiner Liebe, wie ich nie an der Deinigen gezweifelt habe; o Du misdeutest, worin wohl die heiligste Liebe liegt. Gott lulle Dich sanft ein und gebe Dir himmlische Träume und ein sonnenscheiniges Erwachen, wenn auch in Thränen. Es ist die Zeit des St. Johannes, und seit manchen Jahren muß die Zeit immer eine Zeit der Trauer und Wehmuth werden; also daß ich mich nicht wundern sollte: wehmüthiger aber und doch süßer als jetzt habe ich diese Tage nie verlebt.

Den 24. früh.

Es ist alles so still um mich und in mir, wiewohl ich nur wenige Stunden geschlafen habe, wie ein Traum des Lebens, wenn man unter einem Baum auf dem Rücken liegt und die Vögel um sich zwitschern hört und den Himmel durch die Zweige blicken sieht. O ich sehe jetzt auch in einen Himmel und zwar in einen Himmel voll Liebe.

Süßestes, Liebstes, schreib' doch der guten Hoffmann nächstens ein paar Worte. Du erfreuest sie und mich damit. Es ist ein gar freundliches und menschliches Wesen, und sie hat Dich so lieb.

Gott mit Dir! er gebe Dir alle die Freude und allen den Frieden, den ich Dir nicht geben, den ich nur für Dich beten kann. Leb' wohl, Seelchen.

Dein E. A.

40.

Die eitlen Frauen sind Frau Hoffmann und ihre Schwester in Rödelheim; vgl. Biographie S. 17 und Vorbem. zu 30. — Der Wunsch Arndt's, sich in eine Bauernhütte zurückzuziehen, kehrt öfter wieder; vgl. Vorbem. zu 15.

Frankfurt, den 25. Juni, spät.

Gestern und heut waren durch zu viele Arbeit matte und müde Tage, kaum die Luft und das selige Licht des Himmels habe ich einathmen können, so bin ich an das Papier gefesselt gewesen. Doch habe ich heute Abend mein krankes Herz unter grünen Bäumen in liebender Wehmuth ein wenig herumgeführt, und durch die dunkle Nacht der Schatten und des Abends hat, wiewohl in Thränen, ein Stern geblitzt, den meine Liebe kennt. So stumm kam ich zu den eitlen Frauen, — denn auch die Schwester aus Stockholm ist hier angekommen — und habe mir die Ohren mit Leerheiten und Zierlichkeiten vollstopfen lassen, und noch klingt das öde Geschnatter um mich. O wenn ich doch erst wieder irgendwo in der Einsamkeit säße, wo nur der Wald mich sieht und die Blumen und die Bächlein und die Vögel des Himmels! je mehr ich die Nichtigkeit und die Eitelkeit der Menschen und aller irdischen Dinge sehe und lerne, desto lebhafter wird oft der Wunsch, in einer Bauerhütte und in Bauerkleidern den Rest meiner Tage zu verleben. Ein süßer Gram würde mir dahin doch folgen, wenn auch die blanken Freunde mich dann verließen und vergäßen. Lebe wohl, liebstes Herz, das meine Seele liebt! Schlafe süß! träume süß!

Den 26. Juni, spät.

Dein liebes Briefchen erhielt ich heut Mittag und hab' es mit tausend Freuden gelesen und geküßt, und wieder gelesen und geküßt, und ich fühle wohl, wie sehr ich das Liebste liebe, und in meiner Krankheit und in meinem Schmerz ist das eine süße Wonne; denn weder gesund noch

frisch bin ich, obgleich ich in den Sielen der Arbeit und des gewöhnlichen Lebens ämsig und, ich darf wohl sagen, ordentlich einher gehe: aber was Gesundheit und Frische heißt, weiß ich zu gut, da ich im Genuß des Lebens immer gern mit vollen Würfeln gespielt habe. Ich weiß bis heute nicht, was dies ist, aber es ist eine Unsicherheit wegen meiner selbst in Hinsicht Deiner eingetreten, die ich nicht begreife, und es erscheint mir das unselige Gespenst immer, das mir sagt, sie wird finden, der ihr lieber ist als Du, und folgen wird sie ihrer Natur nach immer dem, was ihr am besten gefällt, und Du armer schwebst dann wieder mit Deinen Träumen in Deinen einsamen Wolken, die Du so viele Jahre umarmt hast, während die andern sich wohl seyn lassen, Kinder zeugen und Kinder zeugen lassen, und Freud und Leid und die Wechsel des Lebens hinnehmen, wie es Gott verhängt, wie das Gras wächst und die Blume vom Baum fällt. O Du liebstes, liebstes Kindlein, vergieb, vergieb! Betrüben will ich Dich nicht; aber hast Du nicht selbst mir so gesprochen? hast Du die bösen Zweifel nicht in meine Brust geworfen? hast Du nicht über meine Geistesarmuth und Kümmerlichkeit geklagt? und wohin soll ich, wenn ich nicht ein eitler Narr seyn will, den Ausgang deuten? O die Gewißheit! und — doch, Du Engelein, weine nicht und schelte mich nicht, fühle, wie ich Dich liebe, wie ich Dich auf den Händen und im Herzen tragen wollte, wenn Du immer um mich seyn dürftest, wie ich Dir gebieten wollte im Ernst und dienen in der Liebe und um die Liebe, — das fühle und habe mich gut. — Das weiß ich selbst, daß es ein erschrecklich einförmiges und stilles Ding seyn würde, mit mir als Weib zu leben, und ich fürchte, Du würdest es nicht aushalten, denn diese Unglücksdämmerung ist aus Dir hervorgeschimmert. O Liebling, schlafe süß und träume von Seligkeit; mein Herz sehnt sich nach einem wallenden Kopfkissen, worauf es brechen mögte.

Den 27. früh.

Die Sonne sieht so hell in's Fenster und grüßt mich, und ich sehne mich so heiß nach meinem Liebsten. O daß ich Dich immer hätte, auch in der Einförmigkeit meines Seyns, wovon ich Dir gestern schrieb, würdest Du mich lieb haben. O Du freundlichstes Kindlein, wie gern will ich ja hoffen, daß Du mich lieb behalten wirst, daß Du mich so gern lieb behalten willst.

Wenn Du auch wegreisest von Heidelberg, will ich Dir schon nachkommen, wenn es nur nicht zu weit ist. Solange der alte Herr hier bleibt, bin ich angeschmiedet und kann mich nicht rühren; das währt noch wohl ein paar Wochen. Wäre er nach Wiesbaden gegangen, so wär' es anders.

Lebe wohl und denke mal an unsere Eiche; morgen oder übermorgen will ich die Nachtgeister dort laden. Gott mit Dir, Du liebliches Engelein.

Dein E. Amthor.

41.

Frankfurt, 27. Juni 1814. Spät.

Hier sitz' ich, und der Regen klatscht von den Dächern, und einsam steht meine grüne Eiche, und einsam schläft mein grünes Kind. Ich hatte mir so süß geträumt, in den Wald zu gehen und mit den Geistern der Nacht zu sprechen und mit allem, was nächtlich die Geister ladet, und der schlimmste Regen bannt mich hier fest. O Du, in so vielem bin ich fest gebannt, und die Stricke lassen sich nicht reißen. Werden wir je unzertrennlich zusammenfliegen dürfen, als in der andern Welt? Lebe süß, schlafe süß! sehen und sprechen will ich Dich gewiß, gewiß, ehe Du nach Deinem Norden ziehest; aber glaube mehr an mich, das heißt an das, was Dich in mir liebt: es ist ein Jammer, daß Du mich mit Schlechten und Leichtfertigen vergleichen und, die sich keines Dinges schämen, über mich erheben kannst; Du kennst mich nicht.

Den 28. Juni.

Nicht besser. Ein schwerer Tag, wo mir der Athem ausgegangen ist, und nun der Abend wieder ein düstrer und in Platzregen klatschender, und mich treibt es hinaus, auch bin ich hinaus gewesen. O meine arme Sehnsucht, und meine selige Sehnsucht! und doch wie dunkel alles jenseits! und wie immer mahnend das Gefühl, Du seiest nur mein liebes Kind, mein lieber Spielgenosse im Lenz und im Lenzestraum, und nichts weiter. O Liebling, es blüht oft im bittersten und innigsten Schmerz eine solche Glückseligkeit aus meiner Brust und blüht um diese Mitternacht, daß ich wohl auf der Stelle als ein Glückseliger sterben oder ein elendiges Jahrhundert in der Fantasie davon leben könnte. O bei mir nur drei Stunden, und nur Dein Händchen gefaßt und in Deine Äuglein geguckt, und mit dem Morgenstern flöge das Vögelein weiter, doch fäng' es im Fliegen.

42.

Frankfurt, Montag 11. Juli 1814.

Welch einen Tag habe ich erlebt, mein süßestes Kindlein! wie hat mich die verschlafene und zu spät erwachte halbe Stunde gequält, und wie quält sie mich noch! O im Schmerz und Jammer erkennt die Liebe am süßesten, wie sehr sie liebt. Ja, bei dem ewigen Gott, der uns erschaffen hat und jedem sterblichen Wesen sein Scherflein Freude zumisset, wenn es möglich ist, jeden Tag, jede Stunde, ja jede Minute und Sekunde wird mir meine kleine Johanna lieber. Selbst jetzt, wo die Geister matter gehen und meine Glieder sich nach Ruhe sehnen, o wie ich Dich sehe und habe und halte! und doch, wenn ich mein kaltes einsames Bett ansehe, wird mir trüb um das Herz und um die Augen, und mein Herz klopft in schnelleren Pulsen. O Du bist den ganzen Tag bei mir und um mich gewesen, und mehr in Traurigkeit als in Wonne, denn ich gedachte bei mir, wie traurig Du hattest

hinnen fahren müssen, ohne mich zu finden, und wie schrecklich die Hitze, mein holdes Kindlein . . . .

[Die untere Hälfte des Briefes, etwa ein halbes Blatt, fehlt.]

. . . . hinaus und unter unserer grünen Eiche schlafen und träumen, aber bald kamen Blitze und Regen, und noch jetzt wetterleuchtet und tröpfelt es, sodaß die grüne Reise eingestellt ist. Es scheint, meine Nachtwanderungen sollen nur glücken, wenn ich mit Dir in den Wald gehe zur Nacht.

Schlafe süß, meine Huldin, mein Ganzes, Alles, und verjage alle Gedanken, daß ich Dich nicht allein und über alles sehne und liebe. O ich erkenne Dein Wesen mehr und mehr, und wenn der gütige Himmel zwei vollkommen Selige machen wollte, so müßte er den Ernst und die Johanna unauflöslich zusammenfügen. Schlafe wohl! schlafe wohl! O nun mein Haupt auf Deiner linken Brust, und so entschlummert! —

Den 12. Vormittags.

Ich bin stiller als gestern, aber doch traurig, sehr, sehr, und wünsche meinem süßesten Seelchen, das warm wie ein heißes Küchlein unter meinem Herzen buddelt, aus der Ferne einen schönen Tag und frohe Gesichte und Gedanken . . . .

[Die hier anschließende Fortsetzung fehlt gleichfalls; sie stand auf der Rückseite des vorerwähnten fehlenden halben Blattes.]

43.

Frankfurt, 13. Juli 1814. Mitternacht.

„Ich küsse Dich tausendmaltausend, wie ich küssen kann.“ So klingt der süße Schluß Deines Briefchens in meiner Seele wieder, meine kleine Freundlichkeit, und ich darf Dir jetzt dieselben Worte sagen; denn Du bist mir die Naheste. Ich sitze hier wunderbar genug. Zwei Lichter links auf dem

Tische, vor mir ein Topf voll Lilien, Rosen, Nelken und anderer Blumen, rechts feindselige Arbeiten, in dem Winkel zwei Säbel und ein herrliches damascirtes Schwerdt, das heut als Geschenk aus Solingen gekommen ist, und auf dem Fenster unfern ihnen ein schöner Dolch, auch eine Freundesgabe. Das ist viel tragischer Stoff, und die Liebe ist das Tragischeste. Du liebes liebstes Kindlein! ich mag wohl alles dieses in verschiedenen Beziehungen anschauen und beide lächeln und weinen; denn so steht das Leben grade vor uns. Wenn ich die Sehnsucht bedenke nach Dir, wenn ich in meinem Herzen es beinahe fühle, als wärest Du, süßeste Zwergin, in die Fallthüre der Brust eingegangen, wovon ich einst fantasirt habe, und wenn alle die überschwänglichen bräutlichen Spiele wieder vor meine Seele kommen, die ich in dem Traum und in der Wirklichkeit gespielt habe, so mag ich wohl fast sagen, es ist des irdischen Lebens genug, und ich habe es nimmer verdient, daß ich noch länger so glücklich oder noch glücklicher sei; denn ich fühle, daß ich mit Dir noch glückseliger seyn könnte. Das macht mir bange, banger aber macht mich der Gedanke, daß diese bräutlichen Gefühle je aufhören könnten. Ist das möglich, so wird der Himmel uns nicht näher verbinden: jetzt glaube ich, es ist möglich, wie ich meinen Liebling kenne. Bete für uns und schlafe mit süßesten Gefühlen ein! Himmlische Erweckerin jeder Kraft und Schönheit und Jugend in mir, bete auch, daß mein Leben in Wonne nicht überfließt. Gute Nacht! und für das süße Briefchen tausend Küsse der innigsten Seele! O nun nur ein Stündchen mit Dir zu verplaudern, nur ein leichtes geflügeltes Stündchen!

Den 14. Vormittags.

Ich habe viel schreiben und zurecht machen müssen, mein Liebstes, und alle meine Sinne standen doch so ganz anders: in Berg und Wald wäre ich lieber umgestrichen, hätte die Bäume umhalst und die Gräser und Blumen geküßt und den hellen offenen Himmel angeblickt. O Du warest bei

mir und bist bei mir, und ich habe nicht anders fühlen, denken und athmen können, als Dich.

Liebstes Kindlein, melde mir doch eine sichere Adresse. Ich schreibe Dir nun nicht eher, als ich die weiß, weil es mich verdrießt, daß Unberufene diese Worte lesen.

Lebe fröhlich, sei lieb, behalte lieb

E. Amthor.

44.

Der Wirkliche Geheime Staatsrath Friedrich August von Stägemann, damals im Dienste Hardenberg's, den er auch nach Paris begleitete, kann gerade zu jener Zeit in Frankfurt mit einem Auftrage für Stein verweilt haben, obgleich sichere Nachrichten darüber nicht vorhanden sind. — Ob der im Briefe mit S. bezeichnete Begleiter Arndt's auf seinem Spaziergange längs des Mains Schenkendorf oder Stägemann gewesen ist, ist nicht zu entscheiden.

Frankfurt a. M., 15. Juli 1814. Mitternacht.

Tausendmal ist es gelesen das süße Briefchen und wieder gelesen, und geküßt und wieder geküßt, und nun steckt es in der Tasche meiner linken Hüfte und hat die beiden letzten Brüder abgelöst, die in's große Archiv gegangen sind, woraus sie doch oft hervorgeholt werden. Ich habe einen heißen Tag gehabt, und doch bin ich glückselig gewesen, denn der Liebling war immer dabei, und ich habe fast in jedem Glase, was der kleine klumpfüßige Stegmann mir heut Mittag bei Stein einschenkte, still in mir jauchzend seine Gesundheit getrunken. Und heut Abend, wie war er bei mir, als ich mich an S.'s Hand längs dem Main so fortschleppte bis zum grünen Brunnen, einer lieblichen Baumgruppe am Strom! Und so ist er nun bei mir und wird es immer seyn, und ach! — darf ich wohl klagen — warum nicht leiblich? und dann wird mir's wie der Kreatur, die auch die irdische Wonne und Weide begehrt, und oft auch kömmt der patriarchalische

Gedanke der wimmelnden Kinder und viele andere Nebengedanken, die nicht lieb sind und die mir vor der Zukunft bange machen.

Morgen, Süßeste, werde ich Dir wohl von den Blumen pflücken, die Du weißt und die Dir so lieb sind: gewiß, wenn es deren noch hat. Es sind morgen acht Tage, als ich spät zu Dir eintrat mit keuchendem Athem, und alle lieblichsten Geister der Liebe aus Deinen Augen mir entgegenfunkelten und mit Deinen Armen mich umfingen. O die Sehnsucht! und die Sehnsucht, die nicht aufhören soll und die auch nicht aufhören würde, wenn uns durch Ein Fenster immer der Morgen grüßte. Wenn es morgen nicht donnert und wettert, so sehe ich Dich im grünen, grünen Walde und unter den Sternen des Himmels.

Lebe wohl, schlafe süß! O mögte Dir in Freud und Leid das Gefühl bleiben, das meine Brust jetzt durchzittert! so bist Du doch glückselig.

Den 16. Juli, Mittags.

Ich habe arbeiten müssen von 7 Uhr an, daß mir der Schweiß die Stirn und den Rücken hinabtrieft, aber doch hat die Seele meiner Seele mich mit den süßen Flügeln der Liebe gar mild und freudenreich umwehet, und ihr holdes Bild lächelt mit allen Strahlen himmlischen Glanzes durch meine schweigende Wehmuth.

O meine süße Lieblingin, jeden Tag, ja jede Stunde tritt das schöne und himmlische Bild Deines Daseyns, tritt Dein ganzes verklärtes Wesen reiner und heller vor meine Seele und legt mir gegen Dich heiligere und ernstere Pflichten auf, als ich bisher gegen Dich hatte. Ich bitte Dich, erinnere mich an diesen Brief, wenn ich Dich wiedersehe, und befiehl mir dann, ich soll Dir alles ausdeuten und auslegen, was ich die Stunden dieses Vormittags über Dich und mich und über unser Verhältniß gedacht und beschlossen habe. Die Trefflichkeit Deiner Natur steht so vor mir, daß ich sie anbeten muß, eine ernste und heilige Pflicht tritt

hinzu und ermahnt, und ich werde mit Dir viel sprechen müssen über Dich und über die Menschen und über Deine Verhängnisse und Verhältnisse, und Du wirst mich noch lieber haben, weil Du begreifen wirst, daß ich mich aus Liebe ebenfalls opfern kann.

Gott mit Dir, frommes, liebendes Kind! sei heiter, sei geduldig, spiele mit Blumen und mit Träumen, denke auch mein, und wie ich Dich ehre und liebe und wie ich Dich ewig lieben werde; aber sei mir gegen die schlechten nicht zu freundlich.

O heute vor 8 Tagen, wie anders?

Dein E. Amthor.

45.

Der Jasoy'sche Privatgarten in Frankfurt, aus welchem Arndt an Johanna Blumen schickte, war einer der schönsten der Stadt. Vielleicht hatte dort der Minister Stein seine Sommerwohnung, vgl. Vorbem. zu 34; doch war der Garten überhaupt auch einzelnen Privatpersonen zugänglich.

Frankfurt, Sonntag den 17. Juli, Nachmittag.

O Du unliebes, unliebes kleines Kind, Geister hast Du mir heute Vormittag und heute früh wohl genug gesandt, denn ich fühle sie in mir wie ein strudelndes Feuermeer, und sie berühren auch jetzt meine Brust mit heißen Flügeln; aber das Briefchen ist nicht gekommen, das ich so sehnsüchtig und ach! so gewiß erwartete. Wie kannst Du doch so seyn? und ich habe Dich soviel gebeten, und Du hast mir so lieb versprochen, recht oft, oft zu schreiben. Sei doch lieb und thu' es auch, jetzt da noch keine weite Ferne zwischen uns liegt; o die kömmt nur zu bald wieder! und wer weiß, wie weit, wie weit, und wohin mein Schicksal und mein armes krankes und doch seliges Herz mich endlich reißen wird. Ich weiß kaum, wie ich die süßverderbliche Gluth des zu ungestümen Busens dämpfen und wie ich Ruhe finden soll; denn die

Holde, die sie allein und für immer geben könnte, ist mir doch versagt und vielleicht für alle irdische Zeit versagt.

Hier hast Du Blumen, gewöhnliche Blumen, aber nimm sie doch als liebe Zeichen freundlich an. Ich ging gestern Abend in Jasoys Garten jene schöne purpurbraune suchen, die einst in der Division des schönsten Busens lauschte, und deren Geruch mit wonnigen Erinnerungen noch jetzt vor allen meinen Sinnen schwebt und durch meine wärmste Seele weht; aber ich fand keine mehr, sie waren alle verblüht. An allen Sträuchen halfen die Töchter und Söhne des Hauses suchen; aber auch nicht Eine ward gefunden. Traurig ging ich hinnen und ward bei dem Gedanken an meine Liebe und an so viel anderes Liebes bis zu Thränen düster und wehmüthig und wandelte so ein halbes Stündchen abwärts von den andern Männern in der Einsamkeit in dem Garten herum. Da habe ich diese gelesen, die zu Dir kommen, Herzallerliebste, und ich habe viel und mit heißer Sehnsucht an Dich gedacht, und sie haben alle an meinem Herzen gelegen. Darum lege auch Du sie an Dein Herz und spiele damit, bis sie verblüht sind,

Mein Heimgang von Rödelheim war traurig; es regnete, und auch die liebe traute Waldnacht mit den Geistern und mit Dir, süßeste Liebe, war dahin. O vor 8 Tagen zwischen 11 und 12 Uhr machte ich anders geflügelte Schritte, und es wartete mein, die meine Seele liebt, und sie flog mir freundlich wie ein Engelein in die Arme. O Zeit, Zeit!
Schreib' mir gleich, gleich, so wie Du diesen Brief empfängst, und wenn Du weiter nichts schreibst als „ich habe Dich gut", und wohin ich dann meine nächsten Briefe richten soll, damit sie sicher zu Dir gelangen, es ist genug.

Wann ich Dich sehen und umhalsen und wieder ganz selig seyn werde, weiß ich noch nicht. Stein läßt sich nichts merken, wann er fort will, und so lange er hier ist, kann ich nicht wohl aus der Stelle.

Es ist ein trüber Tag, und ich begrab' ihn unter Arbeit, so weit Deine immer klatschenden und klingelnden und lächelnden Geisterchen, die um mich spielen, es erlauben. O laß

sie immer, immer so kommen, und Du sollst die Allerliebste bleiben, die Einzigliebe.

Dein E. Amthor.

46.

Die Kuchler in Rödelheim, bei welcher Arndt den Grafen Solms, dessen Frau und Frau Hoffmann trifft, ist nicht weiter zu identificiren. Frau Eichenberg (vgl. Vorbem. zu 34) ist die Frau seines Hauswirths. Tettenborn, der bekannte russische Avantgardenführer, war ein Freund A.'s aus Königsberg her; beide trafen sich nun in Frankfurt wieder. — Ueber Rennenkampff vgl. Vorbem. zu 15.

Frankfurt, den 19. Juli 1814, 1 Uhr Nachts, Morgens.

Eben kam ich heim: ich wäre noch draußen unter dem gestirnten Himmel oder unter grünen Bäumen im Walde, wenn mir der Kopf nicht ein wenig wirre wäre, und wenn ich nicht Zahnschmerzen fürchtete.

Ich konnte es heut Nachmittag zu Hause nicht aushalten: meine Brust brannte mir wie lichtes Feuer, und ich mußte hinaus in die Weite, daß ich sie mir lüftete. Ich flog also aus dem Thore hinaus durch Feld und Wiesen, und bald lag ich unter der Eiche im Walde an der bewußten Stelle, und ich warf meinen Rock ab und legte mich drauf, aber mir fehlte immer etwas, was damals mit auf dem Rock lag, und traurig sah ich in den Himmel hinein, und nicht fröhlich küßte ich die mit dem Schlüssel gemachten Augen. Was ich weiter gedacht und gefühlt habe, kann ich Dir nicht beschreiben, liebstes Herz; hier kömmt ein Eichblatt eines Strauchs, den Dein süßer Leib gewiß gedrückt hat: das mag es erzählen.

Von dem Walde nach Rödelheim, bei der Kuchler die Hoffmann und den Grafen und seine Frau getroffen, dann mit der guten Hoffmann zu Hause, um 10 Uhr dannen. Auf dem Rückwege habe ich geschlendert und viel, o unendlich

viel mit meiner Liebe gesprochen, und in mir viel Schönes von ihr gesprochen und für sie gefochten wie für keinen andern Menschen. Wenn Du es alles gehört hättest, — empfunden hast Du es wohl — Du würdest zugleich lächeln und weinen, doch mehr weinen vor Freude als vor Leid.

Gott sei alles anheimgestellt, der uns so wunderbar zusammengebracht hat. Bete und sei lieb und schlafe süß! O mein Kopfkissen sieht mich eben gar zu dumm an. Warum nicht? O Deine himmlischen Augen! wohin soll ich vor den süßen Lichtern?

---

19. Juli, Nachmittag.

„Und sie ist recht unlieb", rief ich laut aus, indem ich die Seife für meinen Bart im Becken schlug, und mein Herz brannte mir im Leibe; siehe da langte die Eichenberg den lange ersehnten Brief durch die Thüre herein, und ich war außer mir vor Entzücken, und ich habe ihn mit Worten und mit Küssen verschlungen und ihn wieder und immer wieder gelesen. Es war halb 12 Uhr, als er kam, und nicht unglücklich hatte ich durch Tettenborn und Rennencamp und andere, die mir ein paar Stunden gestohlen hatten, die Sehnsucht und Ungeduld des Wartens verloren, obwohl Du mit Deiner furchtbaren Lieblichkeit wie Blitze immer durch das Gespräch zucktest.

Und mein Engelein ist krank gewesen und so weh. O es geht ihr wie mir; ich bin von Einer Sehnsucht und von Einer Flamme aufgefüllt und weiß nicht, wie lange ich es tragen soll. Doch kann ein irdischer Mensch es tragen, so mag dieser Zustand ewig bleiben, denn es ist doch der glückseligste. Und Zahnweh hast Du gehabt? Kriege es doch nicht wieder, holdester Liebling: auch ich hatte gestern einen Anflug davon und heute ein ziemliches Portiönchen, nun ist es aber weg und mag auch wegbleiben.

Ich soll Dir schreiben, was ich Dir alles sagen will über Dich und mich und das Leben. Das kann ich hier nicht, Allersüßestes; Dich aber soll es nicht bange machen, denn es ist nichts als Liebe und Liebes: darum grüble nur

über nichts und sei unverzagt. Ich liebe Dich so, glaube ich, wie man Engel liebt, daß ich mich ganz vergesse und alles, was ich bin und habe, Deinem Glücke abschlachten könnte.

Stein geht nächstens von hier auf seine Güter. Ich arbeite nun wie ein Bär, damit ich gegen die Mitte der nächsten Woche fertig werde. Gegen den Schluß dieses Monats könnte ich also bei Euch in Baden seyn. Bestelle mir nur gleich ein Stübchen auf 14 Tage; es braucht keiner großen Zierlichkeit, nur nicht zu weit von Dir. Wir wollen doch meistens im Freien leben und recht bräutlich und die schöne Natur umher durch Erinnerungen weihen. O wenn Du mein Herz klopfen fühltest, Du würdest Dich freuen.

Lebe wohl, mein Allerliebstes, Allerliebstes, und empfange allen Segen, den mein armes Herz Dir geben kann, und alle Wonne, welche eine Seele der andern zuströmen kann. Lebe wohl und verzweifle nicht, solange diese Gestirne noch über uns leuchten und dieser Gott noch über uns waltet, — lebe wohl, habe sehr lieb

E. Amthor.

47.

Frankfurt, Mittwoch, 20. Juli, früh um 7.

So ward denn der Morgen noch herber als der Abend gewesen. Ich konnte die Nacht wegen des Kummers im Herzen und wegen der gequälten Gesellschaft und Unterhaltung, wozu ich gezwungen war, durchaus nicht einschlafen, obgleich ich wohl ein bischen Ruhe verdient hatte: so trieben meine Gedanken und mein heiß siedendes Blut mich stürmisch und wehmüthig herum. Endlich gegen drei Uhr überwältigte der Schlaf die matte Natur, und zu meinem Schrecken erweckte mich erst der Glockenschlag sechs. Ich heraus voll Eile, denke, sie werden so früh doch nicht weg seyn, laufe zum Englischen Hofe, sehe Schenkendorfs Zimmer, Stühle darin umgestürzt, dann Johannens, wo der aufräumende Bediente

mir zuruft: vor einer Viertelstunde sind sie gefahren. Ich eilend zurück, Angst und Jammer im Herzen, gehe mechanisch dem Wege nach, den Ihr gefahren seid, komme auf die Sachsenhauser Brücke, sehe Fahrende, Reitende und Gehende, und mein Herz dehnt sich den Weg aus, auf welchem nur Räder den Staub schon erregen, und mit trüben Sinnen wanke ich zurück und sitze nun hier in trauriger Öde. O es ist hart für Dich, liebste Seele, und für mich, daß es mir so ergangen; wäret Ihr eine Viertelstunde später fertig geworden, wäre ich diesmal unglücklich fauler Schläfer eine halbe Stunde früher wach geworden, ich hätte einen fröhlicheren Vormittag und die nächsten Tage fröhlicher gehabt, und Du, mein Einzigliebes, wärest heiterer gegen Süden gefahren. Dieses Unglück — denn als Unglück fühl' ich es — ist mir auch dadurch gekommen, daß ich mir bei mir eingebildet hatte, vor 7 Uhr werdet Ihr gewiß nicht fertig werden, darum war ich nach langem Wachen so sicher eingeschlafen; denn hätte ich mir 5 Uhr als Termin gedacht, so hätte mich der Gedanke im Herzen auch gebührlich geweckt. Nun liegt es mir wie ein schwerer und heißer Stein auf dem Herzen, ja es preßt mich, als hätt' ich eine Sünde begangen, und ich fühle, ich werde recht elende Tage haben, bis Worte von meiner Liebe mich trösten und die schwarzen Gedanken und quälenden Gefühle ausjagen. Es scheint einmal als ein schweres Verhängniß zu stehen, daß wir beim Scheiden immer mit nicht freundlichen Erinnerungen auseinander gerissen werden sollen. O mögtest Du, meine Süßeste, jetzt in milderen Gedanken zerfließen und den Schmerz in milderen Thränen auflösen, als ich armer Versteinter jetzt nicht kann.

9 Uhr. So sitz' ich hier trostlos, ja jammervoll, und habe den tollen und lärmenden Hahn, Hoffmann, der Geschäfte mit mir hatte, Eichenberg, der Gutenmorgengeschwätz brauchte, und einen vierten Besteller schon um mich brausen hören müssen. Ich kann wohl sagen, so unglücklich als diesen Morgen, wo mir der süßeste Abschied und die Tröstung des liebsten Kindes gleichsam durch einen bösen Dämon geraubt ist, habe ich mich lange nicht gefühlt; der liebe Gott muß

mich trösten, aber verdient hab' ich es nicht. Doch sage ich es Dir, Du Einzige, die meine Seele versteht, ich will auch diesen Schmerz nicht missen, weil er mir sagt, wie unaussprechlich ich Dich liebe. Diese schönen, nun auch verschwundenen Tage haben mir einen Schatz von Seligkeit gegeben, der auch diesen Gram verscheuchen wird, ein liebendes und flatterndes Gewimmel von Erinnerungen und Gefühlen, die mich nimmer, in Tod und Noth nicht, verlassen werden. Ich habe die himmlische Gewißheit Deiner Liebe; ich habe diese Tage und Nächte Dein reiches und holdseliges Gemüth in all seiner Schönheit vor mir enthüllt gesehen; ich weiß, daß ich geliebt werde, wie es wenigen Sterblichen auf Erden beschieden ist, und dieses Gefühls froh, könnte ich wohl des bittern Augenblicks Meister werden, wenn solcher Gram als mich jetzt zerpreßt, zu verjagen wäre, wie man Vögel aus den Nestern aufjagt.

Lebe wohl, meine süße Johanna, schelte mein letztes Unglück nicht, sondern beweine es mit mir; lebe wohl, meine süßeste Liebe, und glaube und traue, daß Du, Du allein, der Gedanke meiner Tage und Nächte seyn wirst. O ich kann Dir durch Worte nicht sagen, was ich in Dir habe und liebe. Ist es nicht durchaus unmöglich, so sehe ich Dich in Baden, sonst auf jeden Fall anderswo, ehe Du hinnen scheidest. Schreibe mir oft und viel und melde mir gleich, wohin ich meine nächsten Briefe richten soll.

Immer und ewig Dein E. Amthor.

11 Uhr. Der Himmel sieht so trüb; das ist das beste an dem Tage. O meine süße, süße Liebe!

Diese Nacht werde ich endlich wohl wirklich unter Bäumen des Waldes schlafen. O die schönen Lügen! wann muß ich sie wieder machen?

48.

Arndt befand sich noch in Frankfurt und hatte auf einem Ausfluge nach Königstein im Taunus die Vergißmeinnicht gepflückt, welche er an Johanna sendet. — Dem Wortscherz „Istige und Schistige" kann nur eine zufällige komische Wortverdrehung in der Unterhaltung beider zu Grunde liegen; eine andere Erklärung der Worte ist nicht möglich. In den „Fliegenden Erinnerungsblättchen" Nr. 135 (Gedichte, S. 663) kehrt der Ausdruck „Istigkeit" wieder.

Frankfurt, den 26. Juli 1814, Vormittag.

Endlich ein Brief von dem Liebsten. Ich empfing ihn um 9 Uhr, als mein halber Bart eben abgeschoren war, und habe ihn mit Entzücken und wieder mit Entzücken gelesen, bin auch eine Stunde damit hinausgelaufen und habe ihn wieder gelesen. Nun liegt er in meiner Hosentasche und brennt mir die Hüfte.

O das ist zu arg: Den 13. hast Du das Letzte in dem Briefe geschrieben, und diesen 26. empfange ich ihn: das macht 13 Tage. Er muß irgendwo gelegen haben. Wenn meine auch nur nicht liegen bleiben! wenn sie nur zu Dir kommen!

Hier, Du Holdseligste, schicke ich Dir, was ich im langen Warten und Harren auf Deinen Brief die letzten acht Tage geschrieben und getrieben habe; auch kömmt ein stilles blaues Blümlein mit, das mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach dem Liebsten in einem schönen Wiesengrund hinter Königstein den 22. gepflückt ist; hab' es ein wenig gut und denke mein.

Süßes Istige und Schistige, Du meinst, ich habe Dein wohl nicht gedacht? nicht so viel gedacht, als Du. O ich muß es wohl, und ich mache mir es zur Religion der Liebe und Glückseligkeit, immer an Dich zu denken und in Dir zu leben und zu weben. Das wird aber oft so übergewaltig, daß durchaus nichts Anderes in der Welt gehen will.

Dich freut, daß ich so traurig bin. Du hast Recht, Liebling meiner Seele. Auch ich bete zu Gott, daß er diese Traurigkeit nimmer von mir nehme, wenn ich darüber auch tausendmal vergehen sollte.

O alle guten Geister nehmen Dich, holde Seele, in ihren frommen Schutz! Schreibe mir sogleich, wie es Dir geht, und ob Du das Leben ertragen kannst. O ich gräme mich oft viel um Dich und wünschte Dich glücklicher, wenn ich auch unglücklich wäre. Lebe wohl, süßester Naturgeist, lebe wohl!

Dein E. Amthor.

E. M. Arndt's Briefe.

Vierter Abschnitt.

Reisezeit bis Bonn.

April 1815 bis März 1836.

E. M. Arndt's Briefe

[illegible]

[illegible]

[illegible]

49.

Zwischen dem vorigen und dem folgenden Briefe liegt ein Zeitraum von etwa dreiviertel Jahr, in welchen die erste Bekanntschaft Johanna's mit Dieffenbach fällt. Ein Brief, welchen Arndt von Greifswald an Johanna schrieb, ist verloren gegangen. — Die Reise A.'s nach der alten Heimat weckt wieder die Jugenderinnerungen, die er bereits im fünften Briefe an Johanna ausführlich berührt hat. Die alten lieben Orte, Putbus, Garz, Losentitz, sowie die Verwandten und Freunde, die Großtante Sophie Schumacher, welche A.'s Sohn, Karl Treu, erzog, Charlotte Pistorius, Charlotte von Kathen, Propst Pritzbur, General von Dyke, sind S. 72 erwähnt. In Posewald, einem zu Putbus gehörigen Gute, hatte der „Patriarch" der A.'schen Familie, Heinrich Arndt, der Bruder von A.'s Vater, gewohnt. Lonwitz ist ein Dorf östlich von Putbus auf dem Wege nach Posewald; Pulitz, nordöstlich von Bergen, ist die von A. mehrfach besungene Insel, auf welche er sich aus dem Treiben des Lebens zurückzuziehen gedachte. Die Namen „Felix" und „Linus" (ersterer in Brief 66, letzterer in Brief 51 und 53 wiederkehrend) sind Kosenamen für Johanna, wie vordem „Furina" es war. — Epstein ist ein Flecken bei Königstein im Taunus, in der Nähe Frankfurts, wohin A. und Johanna wahrscheinlich einen Ausflug gemacht hatten.

Posewald, 1 Meile von Bergen, den 9. April 1815.

Hier, wo ich so viele Freuden meiner Kindheit und Jugend genossen, habe ich lange sinnend auf einem alten Heldengrabe unter rauschenden Bäumen gelegen, wodurch der scharfe Ostwind pfiff, und Vergangenheit und Zukunft vor mir übergehen lassen. Hier wohnte einst ein Mensch unendlicher

Freundlichkeit und Kraft, mein bester Vaterbruder, der 85 Jahre in Freuden alt ward, und nun wohnt hinter ihm ein matteres Geschlecht hier. Dies und viel anderes, was das wechselnde Leben bringt, stand hell vor mir, und Thränen traten mir in die sehnenden Augen. Auch war ich auf der Herfahrt hierher von Putbus mit meinem Bruder Wilhelm und Karl Treu unterwegs gewaltig gerührt und bewegt worden. Wir fuhren durch ein Dorf eine Viertelmeile von hier, welches Lonwitz heißt. Ich war in einer gewöhnlichen Stimmung, da sah ich einen Birnbaum über uns hängen am Wege, noch eben so frisch, wie ich ihn vor 30 Jahren gesehen hatte. Es fiel mir ein, wie mir als Knaben, wann wir darunter hinfuhren, so oft nach den rothen Birnen gelüstet hatte, wie ich auch zuweilen davon gegessen hatte, und wie ein wogendes Meer brauste die ganze volle Welt der Kindheit mit ihren unschuldigen und süßen Erinnerungen auf meine Seele ein, und ich bin so in dieser Stimmung geblieben. — O mein Engelein, wie habe ich auf das Meer und auf die Inseln hinübergeblickt, und wohin bin ich geflogen und geschwommen auf den Wellen! O Du hast es wohl gefühlt. Ja, Du Liebstes, obgleich Du so lange stumm bist, und obgleich mich das zuweilen mit einer unendlichen Traurigkeit, ja auch wohl mit Angst überfällt, so muß ich doch glauben, daß der süße Felix noch der feste Felix ist. Wenn Du nicht Du wärest, so könnte mir wohl banger werden. — Ich bin seit meinem letzten Briefe von Greifswald wieder über Trantow, Buchholz und Stralsund, zum Theil unter fliegenden Geschäften, vorgestern Abend wieder nach Rügen gekommen. Ich nahm bei meinem alten tüchtigen 85-jährigen Probst Pritzbur in Garz und bei seiner ebenso tüchtigen Tochter Charlotte Pistorius das Nachtquartier und erquickte mich sehr an dem lebenkühnen Greise; wir haben den Beweis so gern, daß der Geist alle Hinfälligkeit überwinden kann. Den gestrigen Tag bis Abend brachte ich in Losentitz zu bei einem andern Greise, einem General von Dyke zu Losentitz, einem meiner liebsten Freunde und einem der herrlichsten Menschen, die mir je erschienen sind. Den Abend nach Garz zurück, wo ich Kathens fand: die Kathen in aller

Schlichtheit einer wahrhaftig stillen und frommen Seele. Es ward aber nur Politik verhandelt. — Heute früh nach Putbus gefahren. Mein Treu erwartete mich da schon, und die liebe alte Großtante war so lieb aber so thränenweich, weil der Treu mit mir reisen soll. Es thut mir auch sehr weh, denn sie ist ja seit seinem zehnten Tage seine Mutter gewesen. O Du Liebstes, wie vieles muß dem armen Menschen weh thun, wenn er fühlt, wie oft lange getrennt bleibt, was immer beisammen seyn sollte. Das Abendroth blickt so hell, und ich schaue auf das ferne Meer und denke: Wo ist sie nun? und was thut sie nun? und hier auf diesen heiligen Grabstätten meiner Jugend will mir die Gegenwart fast ein Grab werden. — Die Gesellschaft ruft mich mit Gewalt nach unten. O Linus, lebe wohl! und sei glücklich!

Bergen, den 11. April 1815.

Ich fuhr vorgestern Nacht mit meinem Bruder Burgemeister und meinem Treu hieher. Gestern wurden Geschäfte abgemacht und einige Stunden den himmlischen Gegenden um dies Städtchen gegeben; auch der Treu wollte einige Zeit haben. Ich nehme den Knaben mit mir. Es ist Zeit, daß er was Tüchtiges lernt, und auch dessen bedarf er, daß er einen Menschen um sich hat, den er vor allen andern lieb haben kann. Er ist gut und tüchtig, und ich glaube, er wird auch lernen aus Liebe. — Aber was macht mein anderes Kind? O mein süßestes Herz, mich überfallen oft die schwärzesten Gedanken und die trübsten Ahndungen, weil auch kein leiser Laut von dem Liebsten sich vernehmen läßt. Hatte er es mir doch versprochen, und so treu und liebend versprochen, und er hält sein Wort so schlecht. Und was verlange ich? Auch mit seinem Namenzuge ja alle 14 Tage will ich zufrieden seyn. Ich muß wohl glauben, daß auch mein Geschreibe ihm nichts ist, da er zu glauben scheint, daß ich ohne alle Kunde von ihm leben kann. In der That fällt mir das jetzt zuweilen ein, und ich denke, es mögte ihm

lieber seyn, wenn auch ich eine Zeit lang verstummte. Aber es treibt mich mit Gewalt oft zum Schreiben, und weil es dies thut, so denke ich dann wieder, das Treiben kömmt von ihm, und also muß er meine Worte doch gern wollen. Auch etwas Anderes treibt mich von hier; ich fühle, daß ich nicht still sitzen darf. Es geht nun bald wieder nach Berlin, von da vielleicht zum Rheinstrom. Das sollst Du alles wissen zu seiner Zeit; o wüßte ich nur etwas von Dir! Wenn Du mich lieb hast, mein Holdestes, o nur ein einziges Wort! nur ein Zeichen, daß Du noch lebst, und daß Du mich noch liebst!

Eben (7 Uhr früh) sehe ich aus dem Fenster und sehe mein liebliches Eiland Pulitz vor mir in den Fluthen. O wie oft habe ich mir diesen stillen Sitz gewünscht in früheren Tagen! Wo grünt meine Ruhe, Liebling? und wird der Liebling die Blüthe darin seyn? So frage ich nicht ohne Sorge. Zuweilen ist mir, als habe ich das letzte höchste Glück erlebt, und als müsse das Grab alles bedecken und alles zuschließen.

Putbus, den 12. früh.

Gestern Mittag kamen wir (ich und Treu) hier an und freuten uns unserer guten alten Tante, die in Thränen schwamm, daß sie den Jungen verlieren soll. Jetzt hab' ich sie etwas beruhigt, weil sie begreift, daß es zu seinem Heile nöthig ist, daß er von ihr getrennt wird. O es ist ein mislich Ding um das Begreifen! Das Herz schlägt immer wieder zurück und läßt sich mit keinem Begreifen und Beweisen abweisen. Es jammert mich, daß dieses treue Menschenherz das verlieren soll, was es auf Erden am liebsten hat; aber ich kann es nun einmal nicht ändern. Mein güldner kleiner Freund, ich werde bei diesem Gedanken auch deswegen so ungebührlich weich, weil mein eigenes Geschick mir dabei so lebendig vor das Aug' und ins Herz tritt. O auf jedem Schritt werde ich Dein erinnert, und andere Menschen erinnern mich an nichts, und alles läßt mich leer, wenn Du mich nicht füllest. Wohl füllt mich und erfreut mich kein

anderes Bild; aber es sind doch manche traurige Augenblicke, wo dem armen Menschen alles vergehen will, und dann fühle ich die Leerheit und Nichtigkeit aller irdischen Dinge, wie ich sie vor Dir nie gefühlt habe. Gestern Abend habe ich Dich ganz lebendig bei mir gehabt. Ich ging mit dem Treu bei der sinkenden Sonne im Walde und schaute sehnend über das Meer auf das jenseitige feste Land, wo der Weg auch zu Dir geht — da gewahrte ich eine Stelle ganz, wie wir den vergangenen seligen Herbst eine bei Epstein sahen, und ich dachte an glühende Augen und süßeste Küsse, und meine Seele zerschmolz in Wehmuth und Sehnsucht.

Liebling, o wenn Dich mein jammert, schreib' mir doch sogleich unter der aufgegebenen Aufschrift nach Berlin.

Ich fahre nun spornstreichs weiter von hier, heute nach Stralsund, wo ich Geschäfte habe, dann nach Zipke, Buchholz, Trantow, Greifswald — und so wieder über die Peene, und wer weiß, wie weit bald.

O glaube, daß ich nur immer nach Einem Sterne schaue, und daß nur Ein Mensch immer durch meine Seele leuchtet.

Lebe wohl, mein süßester Felix!

Dein E. Allmann.

50.

Hiebei ein Bild, Du liebste freundlichste Seele, für Deine Bilderchen. Ich weiß nicht, ob es taugt. Es ist der erste, einzige Abdruck, der in meine Hände kömmt. Was es will, weißt Du.

O behüte Dich Gott und gebe Dir bei dem nahenden Lenze geflügelte Lenzesgedanken und jene himmlischen Träume, ohne welche das ganze Leben kaum ein Schatten vom Traum ist.

Ewig Dein E. M. A.

Köln, 10. Februar 1816.

51.

Ueber Arndt's neue Reise nach der Heimat und nach Dänemark ist nur eine kurze Notiz in seinen „Erinnerungen" erhalten, sodaß die hier mitgetheilten Briefe eine neue und die einzige Quelle bilden. Leider sind in dieser Zeit in der Correspondenz A.'s große Zwischenräume und Lücken; wenigstens ist ein Brief von ihm aus Kopenhagen verloren gegangen. Die historischen Studien, welche A. während seines Aufenthaltes in Dänemark machte, waren wahrscheinlich allgemeinerer Art und eine Vorbereitung zu seinen späteren Vorlesungen an der Universität. Seine „Geschichte der Veränderung der bäuerlichen und herrschaftlichen Verhältnisse in dem vormaligen Schwedischen Pommern und Rügen" muß damals ausgearbeitet worden sein; die Vorrede des Buches ist datirt: „Putbus, den 20. November 1816".

Kopenhagen, den 25. Juli 1816.

Einen Brief, meine holdseligste Kleine, habe ich Dir von hier geschrieben und weiß nicht, ob Du ihn erhalten hast. Da man meine Briefe hier und an andern Orten vielleicht öffnet, so rechne dem zu, daß ich Dir dürr und wenig schreibe, wie es die Umstände mitbringen. Wenn nicht sichere Gelegenheit sich findet, der ich einen Brief in die Hand geben kann, werde ich Dir von hier aus gar nicht mehr schreiben. Ich sage Dir also nur, daß es mir frisch und wohl geht, und daß ich Dir und Deinen Kindlein das Gleiche wünsche. Land und Menschen sind hier freundlicher, als ich mir beide aus der Ferne gedacht habe, und auch einige alte Bekannte hab' ich gefunden. Übrigens bin ich sehr fleißig in meinen historischen Studien, und so rollt die Zeit geschwinde dahin. Um 3—4 Wochen hoffe ich wieder auf dem jenseitigen festen Lande zu seyn, und dann sollst Du bald von mir hören. Lebe wohl, güldenster Freund, und grüße den herrlichen kleinen Linus. Dein E. M. Arndt.

Der Frau Doktorin Motherby
in Königsberg in Preußen, frei bis Hamburg.

52.

Tabbenoyekroe ist ein Dorf nördlich von Prästo auf der Insel Seeland, in einer Bucht gelegen. Es war eine Station auf der Reise Arndt's von Kopenhagen nach der Insel Moen. Stege liegt an der Westküste dieser Insel; der Königinnenstuhl (Dronningestolen) ist der höchste Punkt in den Kreidefelsen an der Ostküste der Insel. Kjöge berührte A. auf der Rückreise; es liegt in der Kjöge-Bucht auf Seeland, südlich von Kopenhagen. Graf Dohna-Schlobitten, 1810—1826 preußischer Gesandter in Kopenhagen, war der Sohn des von Königsberg her mit A. bekannten Obermarschalls von Preußen, Alexander Graf Dohna, und hatte selbst vorher im Hause von A.'s Freunden Nicolovius verkehrt. — Ueber die Pläne A.'s, sich in das Landleben zurückzuziehen, vgl. Vorbem. zu 15. — Ueber einen schönen Traum, welchen er 1814 in Werder gehabt hat, berichtet A. selbst in seinen Erinnerungen: „Vergangenes und Gegenwärtiges, Zukünftiges und dem Scheine nach noch ganz Ueberweltliches zauberte sich dort in lieblichsten Wechseln von Blumenbildern, und zwar von sprechenden und weissagenden Blumenbildern ab." — Der Schluß des Briefes, der auf einem besonderen Blatt gestanden hat, fehlt.

Tabbenoyekroe auf Seeland, den 28. Juli 1816. Abends.

Hier sitze ich zehn Meilen von der Hauptstadt in einem anmuthigen Wirthshause am Gestade des Meeres und schaue unter dem leisen Saitenspiel der Wellen, das sanft an mein Herz schlägt, in die unendliche Weite durch die dunkle Ferne; und ich muß gen Osten schauen, so liegt Fenster und Meer, wenn auch anderes nicht so läge. Ich bin heute aus Kopenhagen gefahren, die Insel Mön zu sehen und mit der Rügenschen Heimath zu vergleichen; die schöneren letzten fünf Meilen habe ich doch zu Fuß gemacht und werde auch die übrigen zu Fuß machen. Und mir ist so viel eingefallen, — o mir kommt immer das Beste, wenn ich so zwischen Himmel, Erde und Meer hinschweife und das Kleine unter die Füße trete — und mein Herz ist unterwegs viel gedrängt worden zwischen süßen und bittern Gedanken und Erinnerungen. Heute vor zwei Jahren trat ich aus Frankfurt um den Mittag eine andere Fahrt an gegen den seligen Südwind

auf der Bergstraße, woher damals fliegende und liebende Himmelslüfte weheten; ich habe so viel daran denken müssen und den Wechsel so wehmüthig fühlen müssen, wie ich nun so ohne Geister fort muß, wie kein liebendes Auge mein wartend jetzt funkelt, wie ich ein paar Hainen und Felsklippen, die doch ohne alle Seele sind, entgegen wandre, wie man mich einfangen und todtschlagen könnte, ohne daß einer darum wüßte, ohne daß eine Brust sich ängstete, weil ich morgen oder übermorgen noch nicht käme. Und nun starre ich in die weite und dunkle Bläue und sehe die nicht mitfühlenden Sterne kalt ihre leuchtende Bahn hinrollen und höre die Wellen plätschern und spielen, mir aber spielen sie keine Freude vor. Und ich denke, wie es damals so anders war, und wie ich um diese elfte Abendstunde zwischen Darmstadt und Heidelberg ganz anders rollte, als hätte ein Göttersohn vier feuerschnaubende Flügelrosse gelenkt; und es waren doch nur Postpferde, aber sie zogen leuchtendes Glück. Mein güldner Freund, nun grüße ich Dich und küsse Dich und herze alle Deine blühenden Fantasien und wünsche, daß Du glückseliger bist als ich. Gott segne Dich, englisches Kind, und seine Engel sollen Dich in süße Träume einwiegen. Gute Nacht!

Stege auf Mön, den 30. Juli, früh.

Ich habe die Insel gesehen, sie ist schön und lieblich, es hat mir dort geheimelt, aber sie kommt nicht an die Schönheiten der Heimath. Wundersames ist mir hier begegnet, fast zu Wundersames. Jenen Abend und jenen Morgen, als ich auf dem Schiffe nach Kopenhagen hin schwimmend die Felsenufer dieses Eilandes sah, kamen allerlei Gedanken und Entschlüsse, fast mächtiger, als ich jetzt bin, und etwa an den blitzenden und leuchtenden Glanz der Jugendblüthe reichend, und ähnliche Gedanken und Entschlüsse sind mir wieder heute und gestern aus diesem Boden gewachsen, besonders gestern Abend, wo ich doch so matt war, als ich lange nicht gewesen bin, denn ich hatte wohl über acht

Meilen mit den Füßen gemacht. Ich weiß nicht, was es ist: wachsen einem die Geister so aus den Wurzeln der Erde bis in das Herz, bis in das Haupt empor? wachsen sie vielleicht hier so, weil dieses Land verwandte Stoffe hat mit dem Ländchen, wo ich geboren bin? So habe ich mich gefragt; und damit Du, süße Seele, lächelst über meine Kinderei, will ich Dir noch Eins erzählen. Wie ich einsam wandelte durch die Büsche längs dem hohen Felsengestade des Eilands, rauschte eine zwei Ellen lange Schlange vor mir dahin, ein wunderschöner Basilisk mit einem güldnen Kamm (deswegen heißt diese Art Königlein, Basiliskos). Ich spielte mit der gesprenkelten und zischenden Majestät, indem ich sie mit einem Stabe in Kreisen in die Luft warf und ins Gras fallen ließ. So spielte ich mich an eine Grube, welche einem Erdbeerscharlachtische glich; der Schmachtende weidete, und die Schlange entrann dem muthwilligen Spieler. Ich konnte es nicht lassen, ich habe das auf Glück gedeutet; o wenn man das immer könnte! — Im Abendglanze sah ich vom Königinnenstuhl (Dronnigstol) Rügens dämmernde Küsten im fernen Osten, ich sah andere Küsten auch in der Seele, Nacht und Wehmuth wickelten sich bald dunkel um mich. Spät um 11 Uhr war ich hier bei Herrn Stubb wieder im Quartier. Graf Dohna, der preußische Gesandte, mit Frau und Kindern war eben in demselben Hause angekommen, auch für die Inselfahrt. Ich hütete mich, sie zu sehen, — nie war ich weniger aufgelegt zum Sprechen — machte mich geschwind auf mein Zimmer und nicht lange darauf ins Bett. Nun sind sie schon wieder gefahren, und ich trete meinen Rückzug an und werde einen heißen Tag haben, denn schon brennt die Sonne.

Köge, den 31. Abends.

Gestern kam ich nur bis meinen Tabbenoyekrug, wohin mich einige Stunden Regen geleitete und dann Regen festhielt. Ich entschlief, erschöpft von drei mühevollen Wandrertagen, bald mit allen meinen Sorgen, der plätschernde Regen und vom Meer hereinsausende Wind waren meine einlullenden

Wärterinnen. Heute ward ich durch heftigen Regen dort bis gegen Mittag festgehalten, und unter Regenschauern bin ich hier mit der sinkenden Sonne angelangt, welche den wilden Tag mit freundlichen Liebesschimmern zur Ruhe gebracht hat. Ich frage mich nun, und vielleicht fragst auch Du mit andern: was denn solche mühevolle Fußreisen helfen? O sie helfen viel, sie erinnern den Menschen, was er irdisch ist und seyn kann, eine Erinnerung, die ein Mann am meisten, ja mehr denn je zuvor in dieser Zeit bedarf, wo nichts fest steht, und wo, wer ehrlich seine Ehre und seinen guten Leumund behaupten will, wohl endlich hingehen und sich gebärden und leben muß, wie ein andrer armer Bauer. Ich fühle das oft so ganz und kann mir es so gar wie ein Glück denken, wenn nur keine Gensdarme und Besucher und Einquartierungen wären. Nun etwas würde das Möglichstkleine und Entlegene da helfen. Ja wenig tröstlich ist, wenn man an das Ganze denkt, die nächste Zukunft, so sehr steuert alles dem hohlen und eitlen Nichts entgegen und will keinen Ernst lernen durch den ernsten Gott, der die Welt befreit hat. — Mich überfällt bei diesem Gedanken oft eine überschwängliche Traurigkeit, und dann kommst Du, süßestes Menschenbild, und was ich sonst Liebstes auf Erden habe, immer von selbst mit hinein, und das macht mich noch trauriger. Ja ich habe mir es schon gedacht, wie freundlich und wehmüthig Du mir zuwinken würdest, wenn der alte grauköpfige Bauer Dir Eier und Butter oder gar Äpfel zum Verkauf böte. Dann steigen die kühnen Gedanken wieder weiter und denken, wie süß es seyn würde, wenn Du ein kleines Bauergut kauftest und mich zu Deinem Verwalter und Gärtner machtest; ja wohl ein Blumengärtner könnt' ich werden für Dich. O es ist immer das Eine Gefühl, nur in Deiner Nähe, nur im liebenden Anhauch Deines Odems einmal zu leben und zu sterben. O, und die kahle, kalte Wirklichkeit, die ruft: es kann und darf nicht seyn! und doch will alles mit Donnerstimme gegenschreien: es muß! es muß! —

Kopenhagen, den 3. August.

Hier bin ich wieder zwei Tage, und ich kann nicht sagen, wie vor zwei Jahren: das waren himmlische Tage! Nein, leider nur zu gewöhnliche. Doch habe ich diese Nacht einen ungewöhnlichen Traum gehabt, eines Theils auch einen himmlischen, und den will ich Dir erzählen. O er hatte auch sein liebes, aber lieb wie jener Traum von Herbst 1814 im Werder bei Potsdam von dem Blumen- und Federbriefe, so lieb, lieb war er nicht. — Ich konnte gestern Abend nicht einschlafen wegen einer Unendlichkeit von Lichtern in allen mir gegenüber liegenden Fenstern und wegen unaufhörlichen Lärms in der Nachbarschaft, so verflossen wohl einige Stunden im Hinundherwälzen zwischen Träumen und Wachen. Endlich kam der Schlaf und ein fortgesetzter Traum, der bis an den hellen Morgen meines Erwachens gewährt hat. Zuerst Bilder der Vergangenheit, theure Gestorbene, theure Lebende, die zum Theil in Noth und Gedränge sind, alle mit ihrer vollen Figürlichkeit, mit ihren Nöthen und Leidenschaften, ich, wie ich bin, frisch darunter: dies endete sich mit einem so komischen und auch so tragischen Bacchanal, daß ich wünschte, ich könnte es, wie es gehalten ward, beschreiben; es würde eine wundersame Tragikomödie werden. Darauf kam ich zu meinem Linus, dem kleinen güldnen vom Kirschbaum, den Du kennst; nie habe ich den herrlichen Menschen in Träumen so leibhaftig gesehen in seiner vollen, frischen und liebenswürdigen Natürlichkeit. Zuerst war er unbeschreiblich hold gegen mich, darauf aber wendete sich das Blatt. Zwei Personen traten als Hauptpersonen ein, unter andern ein schwarzes Weib, frech und keck und langgestreckt von Leib und Gebär, und der Freund, mit welchem er lange verbunden ist, und die schienen einander nah zu sein und, wie mir däuchte, gar vermählt. Und mich jammerte der Freund, und auch Dich schien er zu jammern, weil er an so Unwürdiges gerathen, und Du schienst mir es zu vermitteln, daß sie wieder getrennt wurden, und schienst Dich dem Freunde mit unbeschreiblicher Huld und Innigkeit und Barmherzigkeit zu . . . .
. . . .

53.

In Putbus wohnte Arndt bei seinem Bruder Wilhelm, dessen Frau damals kränklich war, sodaß A. in der Stille des Hauses Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten und zum Dichten fand. Ueber erstere vgl. Vorbem. zu 51. — Das in nachfolgendem Briefe mitgetheilte Gedicht findet sich nicht in der Gesammtausgabe von A.'s Gedichten.

Den 28. November 1816, Putbus.

Ja Du armer Sterblicher, thu, was Du erkannt hast, laß die Strahlen Deines göttlichen Gehirns in die dunkeln Seelen Deiner unteren Geister fallen, laß sie weinen über die Vergänglichkeit der irdischen Wonnen, aber laß sie gehorchen. Frieden sollst Du haben, damit Du Frieden bringen könnest. Weine, aber thue Recht, und blühen Dir dann noch Blumen, diese werden nicht welken. O es sind der unverwelklichen so viele in der seligen Erinnerung; diese wirst Du halten in Freuden: sie sind ein Geschenk Deines Gottes, des liebenden und liebend führenden Gottes, der die Herzen wunderbar bereitet. O daß er sich in Dich senkte, süßester Linus! und Dich mild machte und stark! Buntester, duftigster Blumengarten Gottes, süßestes Kindlein! wann beginnen die himmlischen Nachtigallen in Dir ihr Brautlied zu schlagen? O es wird geschehen.

Den 18. December.

Hell scheint die Sonne noch in mein Fenster in diesen kürzesten Tagen des Jahres und scheint so lieblich schimmernd auf dem Schnee, aber in mir ist es trübe. Ich bin seit drei Wochen weder krank gewesen noch wohl, ein mittlerer Zustand, der oft schlimmer ist als die Gesundheitüberfülle oder die wirkliche Krankheit; ich habe ein Sausen und Klingen im linken Kopfe, als sey er mit Mücken und Bienen und anderm Gewürm überladen; und er mag es ja wohl seyn. Das plagt mich sehr und macht mich dumm und stumm. Sonst bin ich ruhig der Welt und meines lieben Gottes, der mich bis hieher väterlich geführt hat und mich nicht

verlassen wird. Ich weiß, ich habe einen ritterlichen Kampf gekämpft, daß ich kein Weichling noch Schuft würde, und werde ihn mit seiner Hülfe ferner kämpfen; er wird die Dumpfheit, die mich nun einige Zeit plagt, auch wohl von mir nehmen und mir seinen Frieden geben und jenes Licht und jenen lichten Muth nicht von mir nehmen, wodurch ich vieles überwunden habe. Indem ich mich im Gefühle meiner Sünden täglich vor ihm demüthige, hoffe ich vor der Welt immer aufrecht einherzugehen und jenes Getöse und Geschrei wie Gänsegeschnatter und Sperlingsgespräch an mir vorübersausen zu lassen, worum die Meisten das Schönste und Höchste ihres Lebens hingeben. So lebe ich in der Hoffnung, wie vieles mich auch kränken und betrüben kann, und wie wenig Freude hier auch im Hause ist, wo ich wohne; denn die kleine Frau, die wirklich von Natur ein holdseliges und friedseliges Wesen ist, kränkelt fort, und also muß es alles ziemlich trüb und still seyn. Doch will ich Dir nicht bergen, Du süße und vielgeliebte Seele, ja Du mein Blumenseelchen und Sternenseelchen, daß ich sehr selige Augenblicke habe, wo ich mir ein Meister meines Lebens und meiner selbst dünke, und wo die besseren Geister in mir zu siegen scheinen. Der Ruhe und Muße habe ich nun genug, und Täuschung kann nicht wohl seyn, was immer auf das lebendigste und freundlichste wiederkehrt, wenn es auch zuweilen verdunkelt ist. Ich hoffe, endlich durch jenen höchsten Geist, der in meiner stürmischen und flammenden Jugend so mächtig war und mich stark und rein erhielt, jenes erhabene Gesetz als mein Gesetz zu fassen, was den sündlichen Menschen allein trösten kann über seine Gebrechen und über die Mängel und Übel der Welt: er wird mich ja lichten und aufrichten, wenn ich es redlich meine. Und Du, süße verklärte Gestalt, Du, die mich so lieb hat und gewiß täglich wünscht und betet für mein ewiges Heil, o mögtest Du einmal in Freuden weinen über das, was uns zu einander führte, mögte es auch Dir ein sanfterer und heiterer Weg zum Himmel werden in Sehnen und Thränen! Denn wozu sind alle Schmerzen und Wonnen eines überirdischen Aufflugs in unsre Brust gesenkt, wenn es nicht ist, daß die süße irdische

Liebe uns zu der süßesten himmlischen führen soll? O Du, die alle Blüthen und Scheine einer überirdischen Welt hat, wie kaum ein anderes irdisches Weib, warum sollten sie Dir den himmlischen Frieden und die himmlische Wonne nicht gebähren? Süßester kleiner Freund, o laß uns beten für einander und so unsre Liebe heiligen. — O ich denke nun, wie lange ich kein Wörtchen von Dir lese, und es ist mir, als bist Du sehr traurig; doch scheint die Sonne so hell auf mein Papier, als wollte sie sagen Nein.

Den 20. Abends.

Ich steige mit den Füßen eben aus einem Senfbade, das ich für meinen Mückenschwarm oder vielmehr gegen meinen Mückenschwarm gemacht habe. O mein goldner Freund! mir schmerzt es an vielen Stellen. Warum steht das Schicksal so? warum kann und darf ich nicht beglücken? Oft ist mir, als sollte ich nie mehr eine Feder ansetzen für Dich, als ob die Worte Dich nur quälen. Du hast mir ja gesagt: wann ich nicht mehr schreibe, so ist es vorbei, und Du hast in Monaten nichts von Dir hören lassen. O ich habe geweint, als heut früh diese Reime entstanden, und deswegen sollen sie hier stehen.

Singst du dein Brautlied, holde Nachtigall,
Das Schmerzenlied voll Sehnsucht und voll Liebe?
O süßer Schmerz, o süßer Schmerzenschall!
Wenn immergrün doch Thal und Hain dir bliebe!

O Lenzesglück, steht also dein Geschick?
Muß so das Schöne hier sein Loos erlosen?
Der Sommer kommt im Sonnenflammenblick:
Kurz ist die Zeit der Lilien und Rosen.

Dann schweigt auf falber Flur so Lust als Schmerz,
Kaum hört man noch ein Bienchen einsam summen;
Es muß mit seiner schweren Last das Herz,
Das volle Herz der Liebe selbst verstummen.

Du holde Frühlingsbraut, o Nachtigall,
Was willst hier unten denn um Liebe weinen?
Auf! trage allen deinen süßen Schall,
All deine Sehnsucht zu den Sternenscheinen:

Zu jenen goldnen Gärten flieg' empor,
Wohin die Lerchen ihre Lieder schwingen
Und hinterm Lenz und seinem Blumenflor
Ja überm Schnee des Busens Wonne klingen.

Dir ward für diese Erde deine Brust
Für ihre rauhe Luft zu zart besaitet:
Den Sternen klage deine Qual und Lust,
Wo Seligkeit zum Tanz der Sphären läutet.

Den 22. December.

Und ich bitte meinen süßesten Liebling, den güldensten kleinen Freund, daß er mich doch begrüße durch ein paar Worte, und wenn er nur seinen lieben Namen auf weißes Papier schreibt. Warum will der arme Sterbliche so thörigt rechten mit dem Schicksale und das Verhängniß gleichsam zur Schuld stämpeln? O thu' Du das doch nicht! Nein gewiß, Du thust es nicht. Wie trübe das herbe und unerbittliche Leben auch vor uns steht, warum wollen wir auch den Himmel mit allen seinen süßen Sternen uns zuschließen, als regnete er nicht ewig von Licht und Liebe und Glanz und Blumen? O Linus, welche Worte! und wie richtig sind die Worte, das auszudrücken, was ich sagen will! O Dein liebes süßes Gedächtniß, Deine flammende, blitzende und spielende Seele wird ewig in meiner Brust blühen als die höchste Erscheinung meines irdischen Lebens.

O doch nur Ein Wort, Ein kleines Wort von Dir! Das schönste Fest der Christen ist nah; sey Gott Dir gnädig, liebstes Kindlein!

Dein E. M. A.

54.

Arndt hatte, als er den nachfolgenden Brief schrieb, bereits seine künftige Braut Nanna Schleiermacher kennen und lieben gelernt; zwei Monate später, nachdem dieser Brief geschrieben ist, ward A.'s Verlobung veröffentlicht. — Der Anfang von Johanna's näherer Bekanntschaft mit Dieffenbach fällt in diese Zeit.

Greifswald, den 6. März 1817.

Mein süßester kleiner Freund.

Hier sitze ich noch im Gedränge und Gemenge von allerlei Dingen und Menschen und werde um ein paar Tage nach Stettin, von da nach Berlin reisen, dort etwa drei Wochen bleiben und dann wieder meinem Rhein und meinem Sohne zu ziehen, bei welchem ich gegen Ende des Aprils anzulangen hoffe. Mein Winter ist meistens schlecht gewesen, ich habe viel am linken Ohrsausen gelitten und bin noch nicht ganz frei davon; mein Gemüth ist auch durch Manches verdüstert, doch, hoffe ich, soll der ernste Wille mir durchhelfen und der Vorsatz, solange die Kniee sich rühren können, frisch die Bahn fortzulaufen. So hoffe, so denke ich; ob das Schicksal nicht auch mir, wie so vielen Tausenden, zu mächtig wird, was weiß ich Armer das, und was will ich gegen die unendliche Kraft setzen, vor welcher der Einzelne zerstiebt wie ein Sandkörnchen, das der Wind wegträgt?

Du liebes freundliches Kindlein, wie lange, lange keine Zeile von Dir! so lange, daß ich zweifle, Du wirst die Ewigstumme bleiben und mir nie mehr die bunten Blumenzüge Deiner lieben Hand senden. Du weißt wohl, was zwischen Dir und mir steht, aber Du solltest auch nicht vergessen, welch ein mächtiges Geräth Du in meinen Verhängnissen gewesen bist und immer seyn wirst, und wie wir eine Macht ehren sollten, die so gewaltig über uns gebot. Weil das Eine uns versagt ward, sollen und wollen wir alle süße Blumen ausraufen, die doch so lieblich blühen? sollen wir selbst die ausraufen, die sich wie eine Jakobshimmelsleiter in einer leuchtenden Kette zum Himmel aufwinden und uns so

zu jener einzig gewissen und unverwelklichen Liebe emporheben wollen? O Du Liebes! thu' das nicht, brich eine Gemeinschaft nicht ungläubig ab, die für uns beide so wohlthätig seyn muß; erkläre nicht selbst Erinnerungen für Lügen, die uns ewig die anmuthigsten sein müssen. Siehe, ich fahre wieder über weites Land, nicht ohne mancherlei Sorgen, wie sie den sorglichen Sterblichen anfallen, laß mir doch in Berlin nur ein paar Wörtchen zukommen, was Du machst, was Deine Kindlein machen. Ich bleibe etwa bis zum Osterfeste da, und meine Aufschrift ist: E. M. A., Berlin, in der Realschulbuchhandlung abzugeben.

Lebe sehr wohl, mehr als dieses verwässerte und entnervte Wetter es bringt.

Dein E. M. A.

55.

Berlin, den 18. September 1817.

Dir, meine süße Freundin, melde ich hiedurch, daß ich mir heut meine Frau antrauen lasse, morgen abreise, an einigen Orten unterwegs einige Tage verweile und im Anfange des Oktobers in Bonn anzulangen hoffe, wo hinfort mein Wohnen seyn wird.

Es geht mir wohl, d. h. ich bin gesund; sonst habe ich in den letzten beiden Jahren und noch ganz jüngst Widerwärtigkeiten und Verluste erlitten, die zu ertragen Kraft und Muth erfordert wird. Nun, Gott, der's giebt, wird es ja auch tragen helfen. Meinen Sohn habe ich sehr wacker wiedergefunden, er ist groß, schön und ringfertig geworden und sehr ernsthaft, auch fleißig, und kann mit Gottes Hülfe einmal ein tüchtiger Mann werden.

Gebe Gott Dir viele Freude, Du liebes gutes Kind! auch viele Freude an Deinen Kindern, welche nebst Motherby Du herzlich von mir grüßest. O mögte ich durch Züge Deiner Hand bald vernehmen, daß es Dir wohl geht!

Lebe wohl. Dein E. M. Arndt.

56.

Max von Schenkendorf, der treue Freund Arndt's und Johanna's, war am 11. December 1817 gestorben. — Karl Friedrich Emil Graf zu Dohna, 1812 Major in der russisch-deutschen Legion, war damals Oberst und Commandeur des 8. Ulanen-Regiments in Bonn und wurde 1820 als Commandeur der 14. Cavallerie-Brigade nach Düsseldorf versetzt; er starb 1859 als Generalfeldmarschall. A. hat ihn sicher in der königsberger Zeit schon kennen gelernt. — Ueber Hoffmanns und Eichenbergs vgl. Vorbem. zu 30 und 34. — Von seinen königsberger Bekannten erwähnt A. hier den alten Kriegsrath Scheffner, den Freund von Kant und Hippel, der in Motherby's Haus wohnte, ferner die beiden Nicolovius, der eine Buchhändler und Bancokassirer, der andere Vice-Präsident der Regierung in Königsberg, und Doctor Jachmann, Besitzer der Trutenau'schen Papierfabrik, ein Freund Wilhelm Motherby's.

Bonn, den 2. Januar 1818.

Dir, meine süße kleine Johanna, ein fröhliches Neujahr und viel Friede und Freude von dem, der alles Friedens und aller Freuden einzige und reinste Quelle ist!

Ich habe diese Tage sehr viel an Dich denken müssen, mein süßes kleines Blumenkind, und ich habe auf das herzlichste für Dich gebetet und gewünscht, sowohl für Dein Ewiges als für Dein Zeitliches, und es hat sich eine reiche Wehmuth drein gemischt, worin das Bild unsers lieben Max mitschwamm, der zu früh zu dem Himmlischen hinübergegangen ist.

Ich kann es nicht lassen, an Dich zu denken, wenn ich an das Enge dieser Welt denke, und wie arm und doch gefährlich sie Herzen ist, die wie das Deinige mit allen Blumen und Sternen immer um etwas Festes ranken und leuchten wollen. O wolle Gott Dir seinen Frieden geben und viele Freude an Deinen Kindlein, die und Motherby Du herzlich von mir grüßest! wolle er Dich erleuchten über das, was hier nur seyn kann und seyn darf, und Dich erquicken in allen Deinen Schmerzen!

Wir leben hier sehr still und einsam: wir haben fast

Dohnas allein, liebe gute Menschen, und ich außerdem noch einige gute Bürger der Stadt. Jetzt ist mein Karl Treu aus Düsseldorf (16 Jahre alt) acht Tage bei mir gewesen und heute weggewandert; er ist mir über den Kopf gewachsen, still, gehorsam, schön und stark: ich kann einmal Freude an ihm erleben

Lebe wohl, süßes Kindlein, das ich ewig in meiner Brust tragen muß als eines der lieblichsten Bilder des vergänglichen Lebens. O einmal ein paar liebe Worte von Dir! Hoffmanns und Eichenbergs denken Dein mit der freundlichsten Liebe. O an die gute Hoffmann solltest Du mal schreiben; es ist eine der wackersten Frauen, die leben.

Grüße Vater Scheffner, die beiden Nicolovius, den redlichen Doctor Jachmann und alle, die mein noch gedenken!

Dein E. M. Arndt.

57.

Bonn, den 25. Juni 1818.

Dir, meine süße Freundin, und unserm Motherby melde ich, daß gestern Nachmittag meine Frau niederkam und nach schwerer Geburt eine Tochter brachte, die nur einige Minuten gehaucht hat.

Gott hat es so gewollt, und sein bester und tiefster Wille sei gepriesen!

Dieser Gott gebe Dir und Deinen Kindlein für und für seinen Frieden und seine Liebe!

Dein E. M. Arndt.

An Frau Doktorin Johanna Motherby
in Königsberg in Preußen.

58.

Der Geburtstag Arndt's fällt auf den 26. December. — Unter den königsberger Freunden erwähnt A. hier noch den Rittergutsbesitzer von Fahrenheid auf Angerapp in Litauen, bei welchem Motherby's und Johanna's Tochter Nancy erzogen wurde.

Bonn, den 6. Wintermonds 1819.

Ein fröhliches Jahr und ein glückliches Leben zuvor, mein freundliches, liebes Kind!

Du hast mich durch ein buntes, wenn gleich sehr vergängliches Zeichen zu meinem großen Stufengeburtstage von 49 sehr erfreut; ich habe mir daraus ein Zeichen alter Freundlichkeit gelesen, obgleich ich auch gern Worte gelesen hätte und nun bloß durch die zierlichen Blumenzüge Deiner Aufschrift erinnert worden bin. Ich gebe Dir dafür Worte zurück und alle guten Wünsche, deren mein Herz fähig ist, und daß Du in dem stillen und tiefen Sinn, der so reich in Dich hinabgesenkt ist, die Güter finden mögest, welche diese wechselvolle Welt nimmer giebt, und jenen Frieden, welcher allein auf dem eigenen Besitz ruhet. Ich strebe und ringe darnach; Gott weiß, ob ich ihn erringen werde.

Wie es mir geht? Leidlich, obgleich ich noch oft von Gesäusel in meinem linken Ohr geplagt werde, das mich auch wohl nicht ganz mehr verlassen wird. Übrigens sollst Du wissen, daß ich mit Gottes Hülfe beschlossen habe, an den Ufern dieses schönen Stroms zu bleiben. Hart an ihm hab' ich mir anderthalb Morgen Weinberg gekauft, in welchem nächsten Sommer ein kleines Häuschen aufsteigen soll, aus welchem ich in den Spiegel seiner Wellen und auf das Siebengebirg, den Godesberg und Rolandseck schauen kann.

Wir haben hier nun auch eine Universität, doch nur erst in ihren Anfängen: etwa ein Dutzend Professoren und 45 Studenten, und ich muß nach langem Zwischenraum wieder aufs Katheder steigen.

Grüße herzlich Deinen Mann und die lieben Kinderchen, den alten Scheffner und die Nicolovier, wenn Du sie siehest; auch den treuen Jachmann und Fahrenheid, wenn er mal

zu Euch kommt. Einlage sende an den bei Euch lebenden Professor Jachmann.

Gott und alles Schöne mit Dir!

E. M. A.

59.

Arndt's Reise nach Trier scheint nur ein Ferienausflug gewesen zu sein. Dort fand er Zeit und Muth, Johanna gegenüber das entscheidende Wort zu sprechen, welches in der Folgezeit ihre völlige Trennung veranlaßte. Aus Rücksicht auf seine Familie bittet er Johanna, ihre Briefe an ihn unter der Deckadresse der Körner'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. zu schicken.

Trier, den 17. April 1819.

Deine Worte der Liebe und Freude, mein süßestes Furinchen, vom 29. März erhielt ich gestern Abend, sah sie, las sie mit Schmerzen und Beben und war lange von Sehnsucht, Kummer und Erstaunen wie betäubt und bin es noch gewissermaßen. Du wunderst Dich über Wilhelms seltsamen Entschluß; wundre Dich nicht: er weiß wohl, daß er Dich reisen lassen darf, wenigstens unbesorgt wegen meiner. Er hat mir das Versprechen abgenommen, Dich nie zu sehen als in Deinem und seinem Hause und bei ihm; und er weiß wohl, daß ich ihm den Schwur halten werde, weil ich muß. Also suche mich nicht, Liebstes, weil wir nicht dürfen; vielleicht würdest Du mich auch doch nicht finden, denn bei meinem wandelnden Leben, wer weiß, ob ich binnen wenigen Wochen nicht wieder 100 Meilen von hier hinbefohlen werde. Ich fühle den süßen Brand in meinen Adern, das verderblich reizende Gift; aber ich will seyn, der ich seyn muß, und der Ehre meines Namens getreu bleiben, damit nicht einst voll Unmuth das Antlitz des Treuen sich von mir wende, wenn ich ihm in der Unterwelt begegne: in der Hölle aber jemand zu begegnen, hab' ich keine Lust.

Hier hab' ich Dir alles geschrieben, Seelchen, das Bitterste;

ich wollte, ich dürfte süßeres schreiben, süßeres thun, und Du solltest alle glühenden Säfte und knospenden Keime meiner jetzt verwinterten Brust an Deinem Herzen glühen und blühen fühlen. Doch keine Worte.

Wie es mir geht? Ich lebe und arbeite, und der heutige Tag schüttet immer die Arbeit des gestrigen zu, und so wird sich's zuschütten, bis einer mir Erde auf den Kopf schüttet. Es ist ein vergängliches Ding um alles, was der Mensch auf Erden treibt und beginnt; nur was im Herzen ist, besteht: aber oft hat das arme Herz so schweren Fang gezogen, daß es reißen und springen muß. Ich sehe es täglich an meinem Treiben, und wohin alles führt, und wie die Narren der Weisen und die Schelme der Redlichen Werk verderben.

Was soll ich Dir wünschen, liebliches, freundliches Kind? Gesundheit und Heiterkeit und offnen Sinn für das schöne Land und die guten Menschen, die Du sehen wirst? Ja, und ich könnte Dir noch viel Anderes wünschen, aber meine Seele erträgt es nicht, und so stehe Feder still.

Dein E. Amthor.

Meine Adresse: E. M. A., Frankfurt a. M. Adresse Herrn Körners Buchhandlung.

60.

Am Gedenktage der Schlacht bei Belle=Alliance, am 18. Juni 1819, wurde Arndt ein Knabe geboren, welcher den Namen Karl Siegerich erhielt. — Ueber die Gräfin Dohna vgl. Vorbem. zu 56. — Frau von Schenkendorf wohnte mit ihrer Tochter in Coblenz, wo Heinrich Wilhelm Gerhard von Scharnhorst, der Sohn des 1813 verstorbenen Generals, des Freundes A.'s, damals als Major bei dem General=Commando stand. Später (1822) zog Frau von Schenkendorf nach Mannheim.

Meine liebe, süße, kleine Johanna.

Gestern am Tage vom Schönen Bunde hat meine Frau einen Viktoriaschuß gethan, wovon ich Dir Meldung thun muß. Sie hat — ich hatte ihr zwischen dem 16., meines Karl Treu Jahrestag, und dem 18. die Wahl gelassen — genau das Ziel gemerkt und getroffen. Um halb 5 Nachmittag kam der Knabe, genau der Punkt der Stunde, in welchem Blüchers tapfere Geschwader vor vier Jahren anfingen in die rechte Flanke der Franzosen die Flucht und den Tod zu schmettern. Zum Zeichen des hehren Tages soll der breitschultrige Mensch Karl Siegerich genannt werden. Dies mußte ich Euch sagen und um Eure lieben Wünsche und Gebete bitten.

Wie es sonst geht? Viel Hetzerei und Lumperei in der Welt und Vergessen des Schönen und Großen. Doch baue ich mir ein Haus in der unstäten Zeit am heiligen Rhein. Schon sitzt der Dachdecker darauf. Schieß ich um tausend Thaler zu kurz, so klopfe ich Neujahr bei Euch an, und Ihr leihet sie mir.

Deinen Mann und Deine lieben süßen Kinder, die sich meiner doch noch wohl ein wenig erinnern, sollst Du viel grüßen von ihrem alten Ohm. Sie sind nun wohl recht groß und fein geworden und lernen fleißig.

Unsre Gräfin Dohna hat feine Kinder, besonders zwei schöne Zwillinge von diesem Winter. Von der Schenkendorf und ihrer Tochter weiß ich durch Scharnhorst, der vor einigen Tagen hier war, daß sie recht wohl sind.

Und nun sei der liebe Gott mit Dir, Du freundliches süßes Kind, und gebe Dir viel Schönes. Fahre wohl!

Dein E. M. Arndt.

Bonn, den 19. Juni 1819.

61.

Vielgeliebtes und ewigtheures Kind. Ich nenne Dich immer mit diesem Namen.

Wie süß ist es, wenn in neblichten Zeiten, wo die Meisten in der Regel wanken und weichen, treue Freunde unser gedenken! Ich habe gottlob keinen Gottesschlag oder Blutschlag gehabt, sondern weiß Gott, woher das Gerücht gekommen; denn seit Jahr und Tag bin ich vollkommen gesund gewesen. Die andern Nackenschläge, wie tiefe Wunden sie hin und wieder auch schlagen in den Urtheilen einzelner unbekannter Menschen, haben mir den Leib bisher noch nicht gebrochen, weil die Seele im Bewußtseyn eines ehrlichen offnen Meinens und Handelns trotz mancherlei Schmerzen auch noch ungebrochen geblieben.

Grüße Deinen Mann, die lieben Kinder, den braven kranken Greis Scheffner und Jachmanns und alle andern Freunde. Mein Weib, mein kleiner dicker Siegerich von 5 Monden und mein großer Karl Treu von 18 Jahren, jetzt Student, sind wohl und grüßen auf ihre Weise.

Lebe wohl, behalte lieb

Deinen E. M. Arndt.

Bonn, den 1. November 1819.

An Frau Doktorin Johanna Motherby
in Königsberg in Preußen.

62.

In den Kreis der bonner Freunde Arndt's waren noch getreten der Historiker Karl Dietrich Hüllmann aus Königsberg, welcher 1818 eine Professur an der neuen Universität Bonn erhielt und deren erster Rector wurde; ferner Johann Friedrich Ferdinand Delbrück, ein Freund des vorigen, der schon 1816 Königsberg verlassen hatte, um eine Schul- und Regierungsrath-Stelle in Düsseldorf anzunehmen, 1818 aber als Professor nach Bonn ging;

endlich Wilhelm Dorow, der zu Anfang des Jahres 1820 zum Director des Museums für Alterthumskunde in Bonn ernannt wurde. — Wilhelm ist Motherby; über seine und Johanna's Kinder Robert, der in Schnepfenthal eine Zeit lang erzogen ward, und Nancy (Nannchen) vgl. Vorbem. zu 3.

Bonn, den 17. Wintermonds 1820.

In Mitten der heiligen Tage, die noch mit Freuden von Millionen werden genannt werden, wann unsre Gebeine lange in Staub verwandelt und unsre Namen verlöscht seyn werden, schreibe ich Dir, meine geliebte und süße Freundin. Mancherlei bewegt mir das Herz und mancherlei treibt mich Dir zu schreiben, ohne daß ich doch nun, da ich mich hinsetze, es in Worte fassen, ja überhaupt recht fassen kann. Das aber fühle ich wohl, daß ich am meisten deswegen schreibe, um von Dir und den Deinigen einmal wieder ein paar liebe Worte zu vernehmen: wenn auch nur ein paar Worte, doch immer liebe Worte. Das sollst Du glauben und weißt Du wohl.

Aber ich muß Dir zugleich sagen, daß, wie der Vorsatz Dir zu schreiben über ein Viertel Jahr alt geworden ist, so die Sehnsucht auch lebendig war, und es doch nicht dazu kam. Denn nie ist es mir unlustig gewesen Briefe zu schreiben als diesen Sommer und Herbst, und auch jetzt habe ich meine Finger ermahnen müssen ordentlich anzusetzen. Jetzt aber läuft es schon, wenn es nicht geht. Was das ist, weiß ich selbst nicht recht: das Älterwerden und Trocknerwerden oder die demagogischen Umtriebe oder das schändliche Brieferbrechen, das keines Christen Geheimniß mehr schont, das, wie klein es sei, mit dem Siegel zugedeckt doch heilig seyn sollte. Die demagogischen oder richtiger die polizeilichen und diplomatischen Umtriebe haben mich übrigens für meine Person weniger geärgert als für die Sache und für die Überherigkeit dabei. Ich kann wohl ruhig seyn: ich hätte zwar alle Knaben und Jünglinge wohl gern tüchtig und rüstig gesehen, aber um mit Knaben und Jünglingen Verschwörungen und Zusammengatterungen zu zetteln, dazu bin ich in der That doch nicht grün und dumm genug; meine

politischen Grundsätze und Grundlagen aber will ich wohl vertreten vor jenem, der zuletzt richtet. Ich darf da mit sicherm Gefühl sagen: ich habe vieles verschmäht und verachtet, wornach Hunderte gierig greifen, die ich noch gar nicht schlecht zu nennen wage. Dabei wird es aber wohl bleiben, daß strenge Wahrheit, Redlichkeit und Gerechtigkeit in dieser wahrhaftig zu Gericht sitzenden Zeit die Herrscher und Völker allein durchführen wird. Was würde der brave und gescheidte Scheffner sagen, wenn er den Spektakel noch sähe und hörte? wer hätte es sich auch so denken können, und zumal in unserm Staate, dessen Feldgeschrei „Muth und Licht" seyn muß!

Sonst sind allerdings noch einige Umtriebe bei mir, schlimmer als jene diplomatischen, wovon ich eben redete, oder vielmehr das Schlimme ist, daß diese Umtriebe sich mehr und mehr zu einer wahren Verschwörung zusammensetzen und verstocken. Ich meine die rheumatischen Umtriebe, die sonst in Zahnweh, Kopfweh und anderm Gesindel hin und her flogen, nun aber sich auf die linke Seite meines Kopfes immer mehr und mehr ansiedeln und mein linkes Ohr oft fast taub machen. Das ist eine ernste Verschwörung, denn dadurch kann man mit der Zeit wirklich viel dummer werden, als man weiland war.

Mein Hausvolk ist wohl. Der Älteste ist an die Ostsee in die Heimath gewandelt und wird wohl gegen Ende des Monats wieder hier seyn, und der Jüngste läuft schon seit 4 Monaten frisch auf den Füßchen und ist ein feuriger Rheinländer, der sich jetzt auch in den Trauben Flammen frißt, obgleich sie das Feuer derer von 1819 nicht haben.

Großen Verlust leiden wir durch der Dohnas Abreise oder vielmehr Versetzung von hier nach Düsseldorf. Das sind doch beide Menschen seltener Trefflichkeit, Liebe und Treue; und solche findet man nicht alle Tage wieder.

Von den Königsbergern vernimm: Hüllmanns gedeihen hier beide sehr gut. Delbrück nicht minder, er galoppirt auf einer muntern Blesse jeden Tag ein Stündchen in der schönen Natur herum. Von Dorow sehen und hören wir nichts. Hat er denn eine sehr brave und liebenswürdige Schwester bei Euch?

Gott segne Dich mit Freude und Liebe und mit fröhlichen und heitern Gedanken! Grüße Wilhelm und das liebliche zierliche Nannchen; denn ich meine, das wilde Büberl habt Ihr nach Schnepfenthal geschickt.

Dein E. M. Arndt.

63.

Die Untersuchung gegen Arndt wegen „Theilnahme an geheimen Gesellschaften und bösen Umtrieben, die dem deutschen Vaterlande gefährlich werden könnten", war im Sommer 1819 begonnen worden. Am 10. November 1820 erfolgte die Suspension vom Amte. Die Criminaluntersuchung zog sich vom Februar 1821 bis in den Sommer 1822 hin. — Ueber Johanna's Reise vgl. Biographie S. 23.

Bonn, den 17. December 1821. Nachmittags 2 Uhr.

Liebes Kind. Eben komme ich aus einer eklichen Sache zu Hause, d. h. aus einer Sitzung in meiner Kriminaluntersuchungssache, so treffe ich Deinen kleinen Boten. Da ich heute den ganzen Nachmittag und Abend fest bin in derselben Geschichte und höchstens nur Morgen Vormittag frei habe, so werde ich Morgen zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags bestimmt bei Dir in Königswinter im Berliner Hofe seyn.

Wie hätte ich Dir übrigens schreiben und Dich fragen können in solcher Sache und in solchen Gerüchten und Gereden, da alle meine Briefe auf den Posten jetzt erbrochen werden, manche gar nicht zur Stelle kommen?

Von Deinem Hierseyn soll niemand erfahren; meine Frau schweigt.

Dein E. M. Arndt.

An Frau Johanna Motherby
in Königswinter, im Berliner Hofe.

64.

Liebes Kind.

Wie lieb und wehmüthig hast Du mich überrascht durch den Kranz und durch die bunten gestickten Blumen. Ob sich Grün, und vollends ob sich dieses unsterbliche Grün, was doch auch verwelkt wie alle andere irdische Unsterblichkeiten, für meine grauenden Locken schickt, will ich nicht fragen, — mein kleiner Siegerich hat die Frage gleichsam schon entschieden, indem er mit lautem Jauchzen, ja fast mit Geschrei den Kranz begehrte, ihn auf seine blonden Locken drückte und fröhlich damit umhertanzte — wohl aber fühle ich, daß ich die Blumen als ein liebes Andenken annehmen darf.

Ich bin freilich den Vorfesttag heimgekehrt, habe aber alle diese Tage wegen mancherlei Gewirr nicht zur Ruhe kommen können. Ob Du willkommen bist? Das kannst Du wissen nach dem, was ich Dir gesagt habe. Ich durfte Dich aber diese Tage nicht bitten, weil Du ja Inkognito behaupten willst und in meinem Hause, außer Kommenden und Gehenden, ein paar Jünglinge einquartiert sind. Diese reisen den Donnerstag. Dann wird es wohl still werden. Willst Du also den Donnerstag Nachmittag oder Freitag kommen und 1 oder 2 Nächte bei uns bleiben und sehen, wie wir leben, so sollst Du herzlich begrüßt werden.

Dank für Deine lieben Wünsche! Lenke Gott das Deinige zu Deinem wahren Frieden und Glücke, wie Du es aus treuer Liebe für das Meinige betest.

Dein E. M. Arndt.

Den 26. December 1821.

An Frau J. Motherby, Königswinter.

65.

Der Freund Arndt's in Königsberg, welcher ihm die Nachrichten über die mißlichen Geldverhältnisse, in welche Motherby durch die Flucht des Bankdirectors Leo gerathen ist, mittheilt, ist entweder

der Justiz-Commissar, Notar und Criminalrath Brand oder der Justiz-Commissar und Generallandschaftsrath Brausewetter. Beide scheinen im Motherby'schen Kreise verkehrt zu haben; über ihr specielles Verhältniß zu A. ist nichts Näheres bekannt.

Bonn, den 10. Wintermonds 1822.

Auszug aus dem Briefe von B. vom 9. Januar: „Zur Lösung der Frage kann ich Ihnen nur so viel mit Gewißheit mittheilen, daß der Bankdirektor Leo in Königsberg sich heimlich entfernt und einen sehr bedeutenden Kassendefekt — man spricht von 120000 Reichsthalern — zurückgelassen hat. Ersteres ist dem hiesigen Comtoir von der Hauptbank in Berlin officiell mitgetheilt worden. Noch auf seiner Flucht hat er bedeutende Summen auf das Comtoir in Königsberg angewiesen, die indessen nicht mehr angenommen worden sind. Das Gerücht, als hätte er sich entleibt, wird dadurch widerlegt. Ich muß indessen bemerken, daß der entwichene Bankdirektor Leo erst vor 4—5 Jahren diese durch den Tod seines Vaters erledigte Stelle erhalten hat. Es fragt sich also, ob unser Freund Motherby dem Vater oder dem Sohne sein Vermögen anvertraut hat. Wenn Sie diesen Umstand bei Ihrer Anwesenheit in Königsberg im Jahr 13 von ihm erfahren haben, so kann es nur der damals noch lebende Vater gewesen seyn, denn um die Zeit war der Sohn noch Kassierer der Bank in Königsberg. Verhält es sich so, so ist wohl mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Motherby nach dem Tode des Vaters sein Geld zurückgezogen und anderweitig untergebracht haben wird. Wir wollen wenigstens wünschen und hoffen, daß es sich also verhalten möge."

So antwortet mir Br., und ich wünsche mit ihm, daß es sich wenigstens so schlimm mit Motherbys Vertrauen auf Leo nicht verhalten möge, als Du, liebes Kind, bei der ersten unerwarteten Nachricht von dieser traurigen Begebenheit Dir es vorstelltest. Ich gab Dir damals den freilich sehr wohlfeilen, aber doch einzig richtigen Rath, nicht viel vorherzugrübeln und vorherzusorgen. Ist Euer Vermögen auf eine schändliche und gewissenlose Weise von dem heillosen Menschen mit in das Verderben hineingewaschen, so erfährst Du die

Gewißheit immer noch früh genug. Vielleicht aber entwickelt sich alles glücklicher, als Du Dir einbildest. Ich weiß wohl, daß es Zeiten giebt, wo der Mensch die Gedanken des Unglücks oft mit einer Art gottvergessender Lüsternheit aus sich und aus den Begebenheiten saugt und sich gleichsam an den Bildern weidet, daß Sturm auf Sturm über ihn hinbrausen und endlich das bischen Spreu in alle Winde zerblasen werde. Auch ich habe solche Erlebnisse und solche weibliche Gedanken gehabt; und doch ist die helle Sonne wieder in und über mir aufgegangen, und Gott hat gnädig mit daraus gefunkelt und gewirkt. Darum sammle keine Wolken und wecke keine Stürme mit einer Art Eigenlust, sondern wirf Dich vertrauend in die Arme des Alleinunendlichliebenden und in die Arme treuer Freunde, die Dich gewiß doch so redlich lieben, als hier auf Erden geliebt werden kann.

Ja, liebes Herz, spiele mit allen Blumen Deiner reichen Brust, aber lustiger spiele mit denen, die unverwelklich auf den Sternen da droben blühen, die Du auch so freudig zu pflücken verstehst. Dies ist Dir im Münsterlande nöthiger als hier; dort siehst Du die öde Ebene und braune Heiden und kein Siebengebirg, ja nicht einmal ein Häuschen so hoch gebaut als das unsrige; aber Du schaust auch dort in liebende Menschenaugen und in Sterne, die dort eben so hell und nah funkeln als hier. Wolle der himmlische Vater all seinen lindesten, mildesten Balsam auf Dein flatterndes zärtliches Seelchen träufeln!

Wir grüßen Dich mit Treue und Liebe. Meine Hausfrau und das Zweiblatt schlafen schon. Grüße die Freunde.

Dein E. M. Arndt.

An Frau J. Motherby in Münster.
Adr.: Frau Obristin von Lützow,
geborne Gräfin von Ahlefeldt.

66.

Wessen Gedichte es sind, die Arndt Johanna schickt, ist nicht festzustellen. Weder A. selbst, noch der Justizrath K. Hoffmann in Rödelheim, noch dessen Frau, noch der Graf Solms haben Gedichte in zwei Bänden erscheinen lassen. — Siegerich, damals drei, Roderich (Rödeli), damals ein Jahr alt, sind A.'s Söhne.

Bonn, den 20. Wintermonds 1822.

Hier, mein geliebtes Kind, erhältst Du die zwei Bände von einigen guten und von vielen schlechten Reimen, die eben angekommen sind, mit den herzlichsten Grüßen von der Frau Hoffmann, die allerdings bald einen zweiten Baum Johanna schicken will. Auch der Baum Felix soll zu seiner Zeit gesetzt werden; möge nur der rechte Felix ein glücklicher werden und ein ruhiger! Zu ruhig verbittet er sich freilich.

Also so lange hast Du armes Kind in der heiligen Stadt Köln liegen müssen. Wenn ich nun nur bald höre, daß Du in den triefenden Tagen glücklich in das flache triefende Land angekommen bist und die lieben Freunde recht gesunden hast! Denn wo man treu geliebt wird, ist es allenthalben schön.

Meine Frau und Siegerich grüßen sehr, und beide und das Rödeli sind frisch. Wir haben heute noch den Baum Johanna und das duftige Sträuchlein beschaut. Der kleine Siegerich nennt die Tante oft. Heute gegen Abend begab sich für ihn eine lustige Begebenheit. Ich sah einen kleinen Flüchtling, — weiß Gott woher — einen feinen Kanarienvogel draußen vor dem Fenster sitzen, öffnete ihm das Fenster und siehe! in 2 Minuten saß er in der großen Stube auf den Blumentöpfen und hängt nun in einem Käficht in der kleinen Stube, wo er auf den Rhein und das Siebengebirg schauen darf. Er hat den Namen Fortunatus erhalten. Wollen sehen, was seine sangreiche Ankunft bedeutet.

Der liebe Gott stärke und erfreue Dich und gebe Dir so viele heitere und süße Gedanken, daß Dir weder die Zeit zu lang noch die Geduld zu kurz wird. Seit Deiner Abreise haben wir kaum einen Sonnenstrahl gesehen.

Dein E. M. Arndt.

67.

Es ist in dem nachfolgenden Briefe das einzige mal, daß Arndt Dieffenbach erwähnt. Da letzterer 1820 nach Bonn kam, muß er mit A. in Verkehr getreten sein, ohne daß aber eine weitere Annäherung erfolgte. Der studirende Jüngling und der schon grau werdende Professor, beide in inniger Liebe ein und derselben Frau zugethan, konnten nicht Freunde werden. — Der brave alte Anton Möller war Brigade-Prediger und Lehrer an der Divisionsschule, später Oberconsistorialrath in Münster, ein Mann, der als Prediger und Lehrer sowol wie als Schriftsteller damals großen Anhang hatte.

Bonn, den 28. Wintermonds 1822.

Seit Du weg bist, liebes Kind, sind wir mit unserer schönen Natur in völlige Trübheit und Nässe versunken, und soviel ich mich erinnere, hat seitdem keine Sonne geschienen. In Deinem flachen Westfalen, nämlich im Münsterlande, wird es nun auf alle Weise auch wohl trüber und grauer seyn als hier am Rhein. Gottlob, daß Du mit Armen der Liebe empfangen bist und in Armen der Liebe ausruhen kannst! Sonst wäre die Einsamkeit bei solchem Winter, der kein Winter ist, auch gar unerträglich.

Also der Dieffenbach will kommen? Um Gotteswillen, halt ihn nur nicht zu lange fest und gieb ihm Sporen, daß er seine letzte Arbeit bald vollende; denn ehe er mit dem Doktorringe vermählt ist, hat er doch keine Ruhe und giebt auch keine; je länger man dergleichen aufschiebt, desto schwerer wird es.

Ich sollte Dir für den braven alten Möller einen Brief schicken? Ich wollte es wohl; aber ich mag keine bloße Briefe schreiben; bloß werden aber meine Briefe jetzt leicht aus beweglichen Ursachen. Kurz, ich habe einen unüberwindlichen Ekel, etwas zu schreiben, was alle Welt zu lesen bekommen könnte, ehe es gedruckt wird.

Frau und Kindlein grüßen sehr. Die Buben grüßen und blühen rosenroth; weiß Gott, wie Kinder im bloßen Wasserstoffe der Welt ohne Sonne gedeihen können! Wie ich gedeihe? Ja, das hat sich zu gedeihen, wenn man Jahre

in den ekelhaftesten Geschäften, die es auf der Welt giebt, so hinschleppen muß und täglich dummer und stummer werden muß bei solchem elendigsten Nichts. Dabei wird man vor der Zeit grau innen und außen. Der einzige Trost dabei ist, daß ich mir zuweilen vorstelle, ich müsse denken, ich sei schon halb todt — es ist uns ja so viel Anderes hingestorben — und habe für meine Sünden hienieden noch das letzte irdische Fegefeuer auszubaden.

Gott mit Dir, trautes Herz, und rechte helle und leuchtende, ja blitzige Gedanken! Dein E. M. Arndt.

An Frau J. Motherby in Münster.
Adr.: Herr Oberst von Lützow.

68.

Ueber Hegenwald, welcher mit Arndt und Johanna in Bonn in Verbindung gestanden hat, ließ sich Näheres nicht ermitteln; in den preußischen Staatshandbüchern aus jener Zeit kommt der Name nicht vor. — Am 27. November 1822 wurde A.'s Sohn Gottfried Heinrich Leubold geboren; Frau von Schenkendorf war seine Pathin.

Bonn, 24. März 1823.

Der Frühling ist da nach einem herben Winter und einem herberen Nachwinter; er ist wirklich seinen ersten Tag schon mit milderer Luft gekommen. Möge er Dir und Deinem Schicksale, von welchem ich mitunter durch die Freunde einige Bruchstücke empfangen habe, auch einen milderen Hauch bringen! Dies sprechen wir von ganzem Herzen aus.

Den 25. März früh.

So weit war ich und meinte Dir recht viel zu schreiben. Da ist nun allerlei dazwischen gefahren, der Kasten steht gepackt und muß gleich zur Post, und ich melde nur das Nächste, Nothwendige und dieses kurz:

In dem Kasten sind Deine Kleider und Dein Hut nebst der Uhr. Das Packet, das ich jetzt nicht bekommen kann, soll bald kommen. Hegenwald wollte etwas schicken oder bringen, hat es aber noch nicht bekommen können und wird es bei seiner Ankunft, die etwa 8 Tage nach diesem Briefe seyn wird, mitbringen, so sagt er.

Deine Süßigkeiten haben wohl geschmeckt und schmecken wohl, denn sie werden in langsamen Giften gereicht; für die schönen Handschuhe, die meine abgebrannte Frau wirklich entzückt haben, ruft sie herzlichen Dank.

Über unsern Zustand sollst Du Folgendes wissen:

Über mich nichts, weil ich selbst nichts davon weiß. Es kann leicht dahin kommen, daß ich in Teutschen Marken nicht bleiben mag. Dann, wann der Muth dann noch ganz ist, nach London, damit meine Kinder wenigstens im Lande gesetzlicher Freiheit leben können.

Meine Frau ist sehr wohl und hat wieder einen vierteljährigen Säugling auf dem Arm, der wie eitel Freude und Leben aussieht und wegen seiner lächelnden Heiterkeit der kleine Kapellmeister genannt wird.

Siegerich und Roderich sind die Alten, der Erste überwild. Er erinnert sich der kleinen freundlichen Tante noch recht wohl und läßt sich ihre Gaben schmecken. Ich setze was auf den Jungen, ohne zu wissen warum eben. Was wissen wir?

Die gute Schenkendorf ist noch wohl, sonst eben nicht in erfreulicher Lage. Die brave fromme Frau scheint zu einem fast zu ernsten Schicksal bestimmt. Ihre Tochter ist an einen nicht vermögenden Officier verheirathet, alle Jahre neue Verluste an Kapital und Zinsen des übrigen Vermögens, sodaß sie in ihrem letzten Briefe fast bitter klagt.

Gott mit Dir und eine freudige Entwickelung Deines Schicksals!

Dein E. M. Arndt.

[Die folgenden Zeilen sind von Arndt's Frau hinzugefügt.]

Daß Sie meine Handschuhbestellung so lange behalten würden, hatte ich nicht gehofft, am wenigsten geahndet, daß

zuletzt noch ein Geschenk daraus werden würde, wofür ich den schönsten Dank sage.

Siegerich und Roderich, und auch Leubold vermag es, senden zum Dank für die schönen Süßigkeiten eine Probe von ihren schlichten Haaren.

Wir sitzen den Abend noch wie den vorigen Winter, als Sie bei uns waren, in der kleinen Stube, die Sie kennen, und daneben in der Schlafstube auch wie sonst die 3 Kinder. Auch in andern Dingen hat sich noch nichts verändert, wie Ihnen Arndt gesagt hatte.

Leben Sie wohl und denken Sie an uns, auch mit der Feder zuweilen. N. A.

69.

Bonn, den 4. Februar 1826.

Ein fröhliches Jahr! Dieses Jahr und alle Zeit! Amen. Beifolgendes Packet ist bei mir abgegeben, um es an Dich gelangen zu lassen. Ich benutze diese Gelegenheit, liebes Kind, Dich auf das herzlichste von uns zu grüßen.

In meinem Hause wimmeln und tosen jetzt fünf kleine Buben umher, feines lebendiges Volk, was aber Mühe macht und auch etwas Bedrängniß bei knapp zugeschnittenen Umbständen. Indessen wünscht sich doch jeder dergleichen Kräuter und Sprößlein und vergißt so gern in Liebe, wie vieles in der Welt leider Unkraut wird.

Meine Frau leidet seit einigen Monaten an Augenentzündung, die aber jetzt etwas nachzulassen anfängt. — Ich suche mich bei grauendem Kopfe möglich frisch zu halten, immer das kurze vergängliche Possenspiel dieser Welt im Auge.

Unsre Freundin Schenkendorf war vorigen Herbst einige Wochen bei uns, recht munter. Ihre Tochter, jetzt in Münster lebend, hat sich einen derben schönen Jungen geschafft.

Wie geht's? Schaffet Ihr denn nichts? Lebe wohl! Gott gebe Dir Freude und Liebe!

Dein E. M. Arndt.

70.

Mit **Wilhelm von Humboldt** war Johanna in Berlin wieder in Verkehr gekommen. Ersterer, der im Frühjahr 1826 nach Ottmachau in Schlesien ging, hat wahrscheinlich Arndt's ältesten Sohn Karl Treu im Forstdienst daselbst unterbringen wollen. Karl Treu war später Oberforstmeister in Trier. Der Name „Celeste" kommt in den Bekanntenkreisen von Johanna, Motherby und A. nicht weiter vor.

Bonn, den letzten Februar 1826.

Liebes Kind. Diesen inneliegenden Brief hatte ich dem Päckel Papiere zum Begleiter gestellt. Er ward aber zurückgewiesen: es sollte nach neuester Ordnung eine offene, vom Zollamt untersiegelte Deklaration seyn. So ist er bei dem Verdruß des Hinundherlaufens denn liegen geblieben, indem ich immer die Absicht gehabt habe, ihn mit einigen Zeilen Zugabe zur Post zu geben; was aber wegen allerlei Haushurliburli die letzten 14 Tage unterblieben ist. Leid thut es mir aber nicht, daß es Dir leid gethan hat, nur so ein kühles Papier als Begleitung mitzuerhalten.

Habe Dank für die Freundlichkeit gegen meinen Sohn und danke Herrn von Humboldt tausendmal. Ich fürchte leider, diesmal wird es wenig fruchten. Indessen man bedarf Freunde und Gönner für längere Zeit.

Ich höre, es geht Euch sehr gut; aber schreibe mir doch mal, daß es Euch wirklich so geht; auch was Deine Kinder machen und wo sie leben, und was Motherby; auch wenn Du von und über Celeste etwas weißt.

Gott behüte Dich! Wir grüßen sehr.

Dein E. M. Arndt.

71.

Arndt's neunjähriger Sohn **Wilibald** ertrank am 26. Juni 1834 beim Baden im Rhein. Sein Vater, von diesem Schicksalsschlag tief ergriffen, widmete dem Andenken des so früh ihm entrissenen talentvollen Knaben zwei herrliche Gedichte: „Klage um

Wilibald" und „Der grüne Wald". — Johanna war in Köln bei ihrer verheiratheten Tochter Nancy zu Besuch, zu welcher Zeit ihr der erste Enkel geboren ward. — Zwischen dem vorigen und diesem Briefe liegt ein Zeitraum von neun Jahren. Es ist nicht anzunehmen, daß die Briefe A.'s an Johanna aus dieser Zeit verloren gegangen sind; vielmehr ist wahrscheinlich, daß A. während Johanna's Ehe mit Dieffenbach und in den ersten Jahren nach ihrer Scheidung absichtlich den Briefwechsel hat ruhen lassen.

Bonn, 15. Juni 1835.

Diese nächsten beiden Wochen, liebe Johanna, bin ich nicht möglich, im starr wiederkehrenden und sich gewaltig belebenden Verlust meines geliebtesten und reichsten Sohnes, den mir vorigen Sommer der Rhein wegnahm, aus mir und meinen Wänden herauszukommen: ich muß in meiner Trauer und bei meinen Gräbern daheim bleiben. Wir müssen alle einmal recht alt werden; das letzte Jahr hat mir mit dem Glanz meines Hauses den letzten Schimmer der Jugend genommen. Gegen Ende dieses oder in den ersten Tagen des folgenden Monats werde ich Dich in Köln aufsuchen kommen und mich mit Euch freuen, wenn die liebe Nancy ihre Hoffnungslast fröhlich auf den Knieen liegen hat. Dann wird Dein Herr Schwiegersohn Dich auch wohl zu uns und auf den bekannten Pfaden im Siebengebirge herumführen kommen.

Wir grüßen Euch alle sehr und wünschen viel Glück und Freude.

Dein E. M. Arndt.

An Frau Johanna.

72.

Ueber die Familie des Professors Immanuel Becker vgl. S. 27. — Die Familie von Willich, welche Arndt erwähnt, ist wahrscheinlich die des späteren Oberregierungsrathes Ehrenfried

von W. in Breslau. Dieser war der Sohn von Henriette von Mühlenfels, der Schwester von A.'s Freundin Charlotte von Kathen. Henriette von Willich heirathete in zweiter Ehe den Professor Schleiermacher in Berlin. — Nanna Gottsgab ist A.'s am 22. April 1827 geborene Tochter, die Spielkameradin des ertrunkenen Wilibald (Wili). Die Namen dieser beiden Kinder kehren vereint in A.'s Gedicht „Traum" 1837 (Gedichte S. 391) wieder.

Bonn, den 25. März 1836.

Du warst vorigen Herbst hier und fandest mich nicht, und wäre ich auch hier gewesen, Du hättest mich nicht gefunden: denn ich bin sehr ein Anderer geworden. Doch das hast Du wohl gefühlt, als wir uns den vorigen Sommer in Köln sahen. So ist es, so geht Gott oder Gottes Verhängniß mit uns durch, mit uns armen kurzen Menschen, die sich doch oft so viel dünken. Zwei liebste Augen, die sich irdisch mir verschlossen haben, haben mir auch die Erde verschlossen. Ich muß nun immer weit darüber hinschauen wie über eine Unendlichkeit, ich wandle gleichsam mit langen weiten Schritten darüber hin, und daß sie mir je in sinnlicher Lust und Schöne wieder nahe kommen könne, bezweifle ich. O wie sollt' es mich nicht mächtig anderswohin ziehen! Das holde Kind, das mein herzlichstes und tüchtigstes war, hält mich ja mit Millionen-Fäden fest; es war mir so verbunden auf tausenderlei mystische Weisen, daß ich es keinem aussprechen kann. Das ist nun eine Wonne und ein Schmerz, die ich dulden muß und gern dulde, so lange der Herr will, der über unser Leben gebietet.

Hier ein Briefchen von Nanna Gottsgab, das lieber lange schon geschrieben hätte. Es ist ein liebes Kind, aber es hat mit seinem Wili die schönere Hälfte seines Daseyns in unserm Garten verloren.

Wir grüßen Dich sehr und wünschen Dir in der durch eigene und fremde Unruhe getümmelvollen Welt ein bischen von Gottes Frieden.

Lebe wohl, grüße Willichs und Beckers sehr.

Dein E. M. Arndt.

N. S. Vor einigen Wochen sah ich die Kinder und Enkel in Köln, fand alle fröhlich und wohlhäbig.

An Frau Professorin Dieffenbach,
Berlin.
Adr.: Herrn Professor Imanuel Becker.
Potsdamer Straße Nr. 18.

Literatur- und Quellen-Nachweise.

Die Titel der öfter angezogenen Werke sind in diesen Literatur- und Quellen-Nachweisen in nachstehender Weise abgekürzt worden:

Erinn. = Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Dritte Auflage. 1842.

Wand. = Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. Dritter Abdruck. 1869.

Kathen = Arndt, Briefe an eine Freundin (Charlotte von Kathen). Herausgegeben von E. Langenberg. 1878.

Hoefer = Albert Hoefer, E. M. Arndt und die Universität Greifswald. 1863.

Zur Biographie.

S. 3. Thielheim: So lautet der Name des Vaters Johanna's, laut Mittheilung des Königl. Consistoriums von Ostpreußen, in dem Kirchenbuche der Altstadt Königsberg. In der kirchlichen Urkunde über die Trauung mit Motherby in der französisch-reformirten Kirche ist der Name, wahrscheinlich französirt, in Tillheim geändert. So unterschreibt Johanna selbst ihren Namen unter ihren Briefen. Auch die Schreibweise Tyllheim kommt gedruckt vor. Durch Familiennachrichten zur Biographie unterstützten mich Frau Geheimrath Helmentag in Köln und Herr Rittergutsbesitzer Motherby auf Arnsberg in Ostpreußen.

Motherby: A. Hagen, Gedächtnißrede auf William Motherby, in den „Neuen Preußischen Provinzialblättern" (Königsberg 1847), III, 131—144. Scheffner, Mein Leben, S. 489. Erinn., S. 192. Wand., S. 24, 224.

S. 4. Wilhelm von Humboldt: Gustav Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt (Stuttgart 1845), II, 151 fg. Haym, Wilhelm von Humboldt (Berlin 1856), S. 254.

S. 5. Varnhagen: Nachlaß in der Königl. Bibliothek in Berlin, Autographensammlung, unter: Johanna Motherby.

Charlotte Diede: W. von Humboldt, Briefe an eine Freundin (Leipzig 1847, zwölfte Auflage 1891).

S. 6. E. M. Arndt: Wand., S. 133—136.

S. 7. „Sie stand und wusch...": vgl. Brief 24. S. 134.

Gräfin Julie Dohna: Erinn., S. 123. Wand., S. 132.

S. 9. Arndt's Auffassung von Familien- und Freundschaftsverhältnissen: Hoefer, S. 93. Kathen, S. 99. Briefe an Johanna Nr. 25 (S. 139).

S. 13. Porträt Johanna's: Im Besitz von Frau Geheimrath Helmentag in Köln befindet sich das einzige erhaltene Bild Johanna's, ein kleines Pastellgemälde, dessen Reproduction die Besitzerin für das vorliegende Werk gütigst gestattete.

Johanna's Aeußeres: Ludmilla Assing, Elise von Ahlefeldt, S. 56, 57. Varnhagen's Nachlaß.

S. 15. Scheffner: Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben (Leipzig 1823), S. 505.

Frankfurt a. M.: Erinn., S. 218. Wand., S. 195.

S. 16. Schenkendorf: A. Hagen, Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten (Berlin 1863), S. 155.

Krüdener: Erinn., S. 258. Wand., S. 218. Hagen, Schenkendorf, S. 124. Dorow, Erlebtes, III, 126.

S. 17. Hoffmann in Rödelheim: Dorow, Erlebtes, I, 207.

S. 18. Dieffenbach: H. Rohlfs im „Archiv für Gesch. der Medicin", VI, 452—489; VII, 44—144.

S. 22. Johanna's projectirte Reise nach dem Rhein 1820: Daß Johanna 1820 schon diese Reise wirklich angetreten hat, wie Ludmilla Assing in ihrem Buch über die Gräfin Elisa von Ahlefeldt (S. 76) sagt, ist irrig.

S. 23. Ahlefeldt: Die Beziehungen Johanna's zu ihr und die zwischen beiden Frauen gewechselten Briefe s. in dem vorher erwähnten Buche S. 155 fg.

S. 27. Kaufmann: Neuer Nekrolog der Deutschen, XXIV, 942—948.

S. 29. Johanna's Brief an Elisa von Ahlefeldt vom 6. Januar 1839: Varnhagen's Nachlaß.

S. 35. Dieffenbach's Brief über den Tod Johanna's: Varnhagen's Nachlaß.

Zu W. von Humboldt's Briefen.

H.'s Briefe sind von Dr. Werner in der „Nation", November 1892, mitgetheilt worden.

1. Brief. Burgörner (wonach der Druckfehler S. 5 zu verbessern ist): Schlesier, II, 181. Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz: Großherzog Georg von Mecklenburg. Ein Lebensbild (ohne Jahr.), S. 34—36. Uhden: Schlesier, II, 155. Brief Humboldt's an Motherby: Dorow, Facsimiles von Handschriften berühmter Männer und Frauen (Berlin 1836), Nr. 2. Schlesier, II, 184.
2. Brief. Nicolovius: A. Nicolovius, Denkschrift auf Georg Heinrich Nicolovius (Bonn 1841), S. 177. Fürstin Radziwill: Schlesier, II, 154. Scheffner, Leben, S. 507. Gräfin Voß: Gräfin v. Voß, Neunundsechzig Jahre am preuß. Hofe (Leipzig 1876), S. 359, 370, 372. Hedemann: Kleist, Generale d. preuß. Armee (Hannover 1891), S. 35. H. v. Boyen, Erinnerungen (Leipzig 1889), II, 330. Höpfner: Hagen, Schenkendorf, S. 70. Humboldt's Wohnung im Reuß'schen Garten: Rahel, Briefe, I, 471. Schlesier, II, 182. H.'s Wohnung in Frankfurt a. O.: Schlesier, I, 29. Theodor von Humboldt: Schlesier, II, 181. Arndt's Briefe an Johanna, Nr. 4. Wand., S. 209. Scheffner: Scheffner, Leben, S. 473, 505.

Zu E. M. Arndt's Briefen.

1. Brief. Narren und Projectenmacher: Erinn., S. 202. Wand., S. 164—166. Sibbern: Erslew, Almindeligt Forfatter-Lexicon for Danmark (1853), III, 161. Dresden: Kathen, S. 124. Goethe: W. Frh. v. Biedermann, Goethe und Dresden (Berlin 1875), S. 30. Erinn., S. 203. Wand., S. 59. Altenburg: Wand., S. 168. Fingirte Namen: Erinn., S. 106, 345.
2. Brief. Geheime Sendung: Wand., S. 169. Arbeiten: „Geist der Zeit" (Berlin, Reimer, 1813), vgl. Kathen, S. 125. „Katechismus" u. „Zwei Worte" erschienen 1814 in Leipzig bei Rein.
4. Brief. Karl Treu: Hoefer, S. 139. Erinn., S. 82, 119. Chasot: Erinn., S. 121, 142, 176, 177, 200. Wand., S. 65, 80, 88, 151. Ranke, Denkwürd. Hardenberg's, III, 361; IV, 185, 314. Pertz, Aus Stein's Leben, I, 606. Quistorp, Die russ.-deutsche Legion (Berlin 1860), S. 333. Arndt, Gedichte (Berlin 1860), S. 221. Reimer: Erinn., S. 111, 120, 238. Wand., 135, 170. Arndt's Schriften an s. lieben Deutschen, III, 335—344. Kathen, S. 117, 118.

5\. Brief. Arndt's Geschwister, Karl: Erinn., S. 9, 18, 22, 23, 52, 70, 109. Fritz: Erinn., S. 18, 24, 28, 29, 36, 47, 48, 52, 64, 77. Hoefer, S. 129. Kathen, S. 73. Lorenz: Erinn., S. 53. Ludwig: Erinn., S. 102, 108, 117, 118. Kathen, S. 116. Sophie Schumacher: Erinn., S. 11, 15, 19, 20, 22, 109. Dorothea: Erinn., S. 67. Kathen, S. 72. Gedichte (1860), S. 175. Fleischmann: Erinn., S. 119, 120. Billroth: Erinn., S. 117. Hoefer, S. 106. Gedichte, S. 70. Munck: Erinn., S. 117. Wand., S. 6. Kathen, S. 82, 105, 112. Gedichte, S. 124, 149, 187. Dyke: Erinn., S. 84, 306. Kathen, S. 83. Gedichte, S. 335—340. Charlotte Pistorius: Kathen, S. 83, 87. Gedichte, S. 329, 332, 372. Pritzbur: Gedichte, S. 295, 333. Rugard: Kathen, S. 101. Götemitz: Gedichte, S. 170, 314, 500, 527, 557, 633. Kathen, S. 309, 341 u. öfter.

7\. Brief. Reil: Erinn., S. 208, 209, 216. Wand., S. 170, 171, 193. Pertz, Aus Stein's Leben, I, 704—707. Scheele: Erinn., S. 96, 208. Wand., S. 193. Quistorp. S. 327.

8\. Brief. Schütz: Joh. Geo. und Fried. Wilh. von Sch., beides wahrscheinlich Brüder, sind sonst in A.'s Schriften und in der einschlägigen Literatur nicht erwähnt. v. d. Recke: Da A. in seinen Schriften auch eines Herrn v. d. R. nicht Erwähnung thut, so bleibt es unentschieden, ob hier der Justizminister oder der Kammerherr und Generaldirector der Königl. Schauspiele v. d. R. gemeint ist. Schleiermacher: Wand., S. 170. Süvern: Erinn., S. 208. Wand., S. 142. Fichte: Erinn., S. 153. 208, 324. Wand., S. 8, 9, 170. Rudolphi: Erinn., S. 63. Wand., S. 170. Eichhorn: Erinn., S. 207, 216, 343. Wand., S. 193, 206. A.'s erste Frau, Charlotte, geb. Quistorp: Erinn., S. 82. Brief 10 u. 39. Gedichte, S. 255.

9\. Brief. Thiergarten in Berlin: Erinn., S. 112. Brief 14 (S. 103). Sela: Erinn., S. 76. Ueber eigenthümlich gebildete Worte, die A. gebraucht, vgl. Hoefer, S. 140, 141.

10\. Brief. A.'s Thätigkeit in Berlin: Wand., S. 21, 26, 30—33, 170. Einzelne Aufsätze im „Preußischen Correspondent" (Berlin, Realschul-Buchhandlung, 1813). Wilhelm v. Humboldt: Wand., S. 176, 177.

12\. Brief. Goltz: Erinn., S. 164. Wand., S. 132. Quistorp, russ.-deutsche Legion, S. 317.

15\. Brief. Verlorenes Manuscript: Hoefer, S. 86. Schwedische Bäuerin: Kathen, S. 97, 105. Hoefer, S. 78. Brief 25 u. 52. Trinius: Erinn., S. 165. Trinius, Gedichte. Mit der Biographie des Verfassers (Berlin 1848). Arndt, Nothgedrungener Bericht (Leipzig 1847), II, 305. Rennenkampff: Quistorp, Russ.-deutsche Legion, S. 289.

Distel, Aus Wilh. von Humboldt's letzten Lebensjahren (Leipzig 1884), S. 5, wo die ganze Literatur über N. angeführt ist. Horn: Quistorp, S. 304. Wand., S. 17. Scharnhorst: Erinn., S. 123. Wand., S. 128, 168, 171. Gedichte (1860), S. 249, 252. Prinzeß Wilhelm: W. Baur, Prinzeß Wilhelm von Preußen (2. Aufl., Hamburg 1889). Abreise A.'s: Erinn., S. 209. Wand., S. 171.

16. Brief. Geßler: Erinn., S. 209, 214—216. Wand., S. 152, 173—176, 178, 182, 183, 186, 187.

19. Brief. Reise A.'s: Wand., S. 188, 191, 192. Reisach: Wand., S. 158, 188—190. Pertz, Aus Stein's Leben, I, 650.

20. Brief. A.'s literarische Thätigkeit in Leipzig: Erinn., S. 217. Wand., S. 192.

25. Brief. Motherby's Bruder: Neue Preuß. Provinzial-Blätter (Königsberg 1847), III, 139.

28. Brief. Frankfurt a. M.: Erinn., S. 218. Wand., S. 195.

30. Brief. Rödelheim, Lage und Schloß: Euler, Dorf und Schloß Rödelheim (Neujahrsblatt des Ver. f. Gesch., Frankfurt a. M. 1859). Graf von Solms: Rud. Graf zu Solms, Gesch. d. Grafen- u. Fürstenhauses Solms (Frankfurt a. M. 1865), S. 336.

34. Brief. Stein, Verhältniß A.'s zu ihm: Erinn., S. 150, 232. Wand., S. 59, 179, 202. Seeley, Stein (Gotha 1887), III, 134. St.'s Wohnung: Stricker, Neuere Gesch. v. Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M. 1874), I, 39. Wand., S. 199. Jahn: Erinn., S. 231. Rühle v. Lilienstern, ein biogr. Denkmal (Beiheft z. Militärwochenblatt, Berlin 1847), S. 156. A.'s Wohnung: Wand., S. 196. Stricker, I, 40.

37. Brief. Gruner: Zeitgenossen, IV, 55. Deutsche Biogr., X, 42. Erinn., S. 121, 126, 127, 226.

44. Brief. Stägemann: Herbst, Encyklopädie der Neueren Geschichte (Gotha 1889), IV, 739.

46. Brief. Tettenborn: Varnhagen, Kriegszüge Tettenborn's (Stuttgart 1814). Erinn., S. 143. Wand., S. 113, 114.

49. Brief. Reise A.'s nach Rügen 1815: Gedichte, S. 324. Posewald: Erinn., S. 37. Pulitz: Gedichte, S. 263, 527.

51. Brief. Reise A.'s nach Rügen und Dänemark 1816: Erinn., S. 334.

52. Brief. Graf Dohna: Neuer Nekrolog der Deutschen, XXIII, 1, 501. Traum: Erinn, S. 237.

55. Brief. Nanna Schleiermacher: Erinn., S. 335.

56. Brief. Schenkendorf's Tod: Gedichte, S. 359. Dohna: Quistorp, Ruff.-deutsche Legion, S. 318. Kleist, Generale der preuß. Armee (Hannover 1891), S. 18. Scheffner: Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben (Leipzig 1823). Dorow, Krieg, Literatur u. Theater

(Leipzig 1845), S. 202—223. Nicolovius: s. o. unter Humboldt-Briefe 2; ferner: Erinn., S. 192. Wand., S. 107, 133. Jachmann: Scheffner, Mein Leben, S. 488.

58. Brief. Fahrenheid: Erinn., S. 192. Wand., S. 136. Friedrich Heinrich Johann v. Fahrenheid. Eine biographische Skizze (Königsberg 1872).

60. Brief. Scharnhorst: Kleist, Generale, S. 59. Frau von Schenkendorf: Langenberg, Arndt, S. 275.

62. Brief. Hüllmann: Wand., S. 133, 141, 142. Deutsche Biographie, XIII, 330. Delbrück: Wand., S. 133, 137, 138, 142. Alfr. Nicolovius, Ferd. Delbrück, Ein Lebensumriß (Bonn 1848). Deutsche Biographie, IV, 36. Dorow: Dorow, Erlebtes (Leipzig 1843), S. 213, 228.

63. Brief. Untersuchung gegen A.: Erinn., S. 337.

67. Brief. Möller: Assing, Ahlefeldt, S. 61, 150, 250.

71. Brief. Willichs: Kathen, S. 54, 274, 277, 322. Arndt, Gedichte, S. 411.

Namenverzeichniß.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.